Lebensbilder aus der Oberlausitz



„Nach Sachsen“, Werbung des Landesverkehrsverbandes Sachsen, Kartenmaterial in 7 Teilen, Umschlagsgestaltung Kurt Fiedler, Dresden, Limpert-Verlag, 1934–1936: Dresden und Umgebung; Sächsische Schweiz und Dresden; Dresden und das Ost-Erzgebirge; Sächsisches Erzgebirge (Mitte, Westen), Chemnitz, Zwickau; Sächsisches Vogtland und seine Bäder, Plauen; Leipzig, Sächsisches Burgenland; Oberlausitz und Zittauer Gebirge

Lebensbilder aus der Oberlausitz

60 Biografien aus Bautzen, Bischofswerda und Umgebung

Frank Fiedler und Uwe Fiedler
Bischofswerda, 2017

ISBN 978-3-7448-7197-6

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Impressum

Redaktionsschluss: 29. Juli 2017

Abbildungen: 311, siehe Abbildungsverzeichnis Seite 414 f.

Das vorliegende Werk stellt eine Forschungsarbeit im Sinne gemeinnütziger Heimatforschung dar. Die Autoren verfolgen kein Gewinnstreben.

Umschlagsgestaltung, Layout, Satz: Dr. Uwe Fiedler
Bilder Vorderseite: Porträts von Walther Hempel, Friedrich Hesse, Max Neumeister (Quellen lt. Abbildungsverzeichnis für die Seiten 150, 158, 232)
Bild Rückseite: Südansicht von Bautzen um 1850 auf einem Gemälde von Johann Carl August Richter (Quelle: Wikimedia Commons, Public Domain)

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.d-nb.de abrufbar.

Vorwort

Mit den „Lebensbildern aus der Oberlausitz" soll an das Wirken bedeutender Persönlichkeiten dieser ostsächsischen Region erinnert werden. Dies schließt sowohl in der Oberlausitz geborene Personen ein, die sich und damit ihrer Heimat in nah und fern einen Namen gemacht haben, aber auch „Zugereiste", denen die Oberlausitz zu einer neuen Heimat geworden war. Bei der Auswahl der Biografien ging es nicht um die oberflächliche Vorstellung einer „Elite", sondern vorrangig um originäre Forschungsarbeiten zu berühmten Personen, aber auch zu Menschen, deren Lebenslauf beispielhaft für ihre Zeit steht.

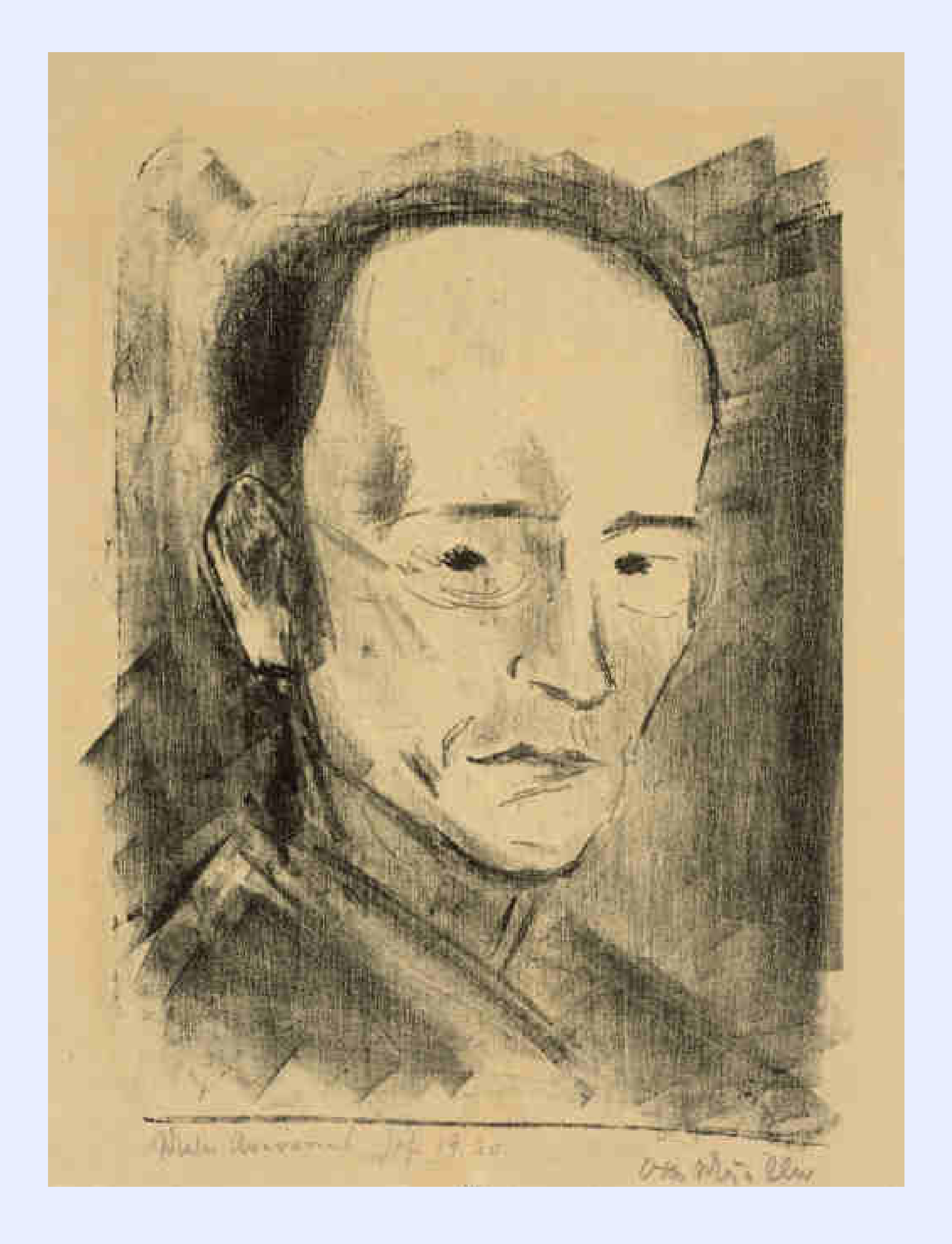
Die Anregung zu diesem Buch erhielten die Autoren durch den Erfolg ihrer Arbeiten zum Biographischen Lexikon der Oberlausitz der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Von 2007 bis zum Wiki-Update 2011 wurden die 25 auch hier vertretenen Biografien über 125.000 Mal online aufgerufen. Die Grundlagen dafür schuf Frank Fiedler, der in den letzten 25 Jahren viele Beiträge in verschiedenen heimatkundlichen Heftreihen veröffentlichte. Seit mehreren Jahren ist zudem Uwe Fiedler unter Pseudonym Ghosttexter in der deutsch- und in der englischsprachigen Wikipedia sowie im Stadtwiki Dresden aktiv. Weitere Biografien in diesem Buch gehen auf diese Vorarbeiten zurück. Für alle Beiträge gilt, dass sie für diesen Druck nochmals erheblich überarbeitet wurden. Neben notwendigen Anpassungen an die Gegebenheiten eines Printmediums und einer reichen Ausstattung mit Bildern konnten zusätzlich viele neue Details recherchiert werden.

Nachdem die ersten Auflagen mit 34 Artikeln erschienen waren, konnten zuletzt weitere Arbeiten ergänzt werden. Zudem wurden auch die Biografien aus den ersten Auflagen stetig weiter erforscht. Die Themen reichen jetzt von A wie Avenarius, einem Maler und Grafiker, bis Z wie Zeissig, einem Dresdner Kunstprofessor.

Aufgrund der örtlichen Bindung der Autoren stellen Biografien aus Bischofswerda und Großdrebnitz einen gewissen Schwerpunkt dar, es finden sich aber auch viele Arbeiten zu Bautzen und Umgebung. Wissenschaftler und Künstler verschiedener Profession werden ebenso vorgestellt wie Pfarrer, darunter auch sorbische Geistliche, Heimatforscher und Freimaurer. Besonders hervorgehoben seien die Arbeiten zu Bruno Steglich, Gottlob Friedrich Thormeyer, Gottfried Unterdörfer und zu mehreren Angehörigen der Familie Stöckhardt.

Frank Fiedler **Dr. Uwe Fiedler**

Inhaltsverzeichnis



Johannes Maximilian Avenarius (1920, Otto Müller, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 DE).

Avenarius, Johannes Maximilian

Professor, Maler, Grafiker und Schriftsteller
07.01.1887 Greiffenberg/Gryfów Slaski (Schlesien) – 21.08.1954 Berlin

V: Ludwig (*5.2.1851 Leipzig, †19.3.1911 Hirschberg), Sohn des Buchhändlers und Verlegers Eduard Avenarius, 1869 Abitur am Friedrichsgymnasium Berlin, Jurastudium in Berlin, Leipzig und Halle, 1876 Promotion zum Dr. jur. in Jena, Appellationsgericht Breslau, Staatsanwaltschaft Ratibor, ab 1885 Amtsrichter in Greiffenberg, ab 1893 Rechtsanwalt und später Notar und Justizrat in Hirschberg, nationalliberaler Reichstagabgeordneter, ab 1893 Meister vom Stuhl der Hirschberger Freimaurer-Loge „Zur heißen Quelle", Mitglied der Provinzialsynode Schlesien der evangelischen Kirche, führte im Namen der Erbengemeinschaft den väterlichen Verlag bis 1896 weiter; M: Helene Karoline Klara geb. Rühlmann (*5.9.1852 Halle, †1944 Hirschberg), Bauerntochter aus Niedermöllern bei Kösen; G: Cäcilie Marie Julie Emilie (*27.5.1883 Ratibor, †16.5.1952 Detmold), Eduard (*24.1.1886 Greiffenberg, †1949 Meißen, Medizinstudium in München, Dr. med.); E: (1) 14.5.1918 Berlin, Elisabeth geb. Reuter (*18.10.1897 Erbach/Donau, †1977, Tochter der Schriftstellerin Gabriele Reuter, Scheidung 1922), (2) 5.2.1926 Breslau, Anna Maria geb. Ronge (1889–1974, Kunstgewerblerin, Schülerin von Max Wislicenus und Wanda Bibrowicz in Breslau); K: Klaus Ludwig (*26.2.1919, † fünf Wochen nach der Geburt)

Avenarius entstammte einer künstlerisch und literarisch geprägten Familie. Ein Großvater, Eduard Avenarius, war ein bekannter Buchhändler in Leipzig und hatte eine Tochterfirma des Brockhaus-Verlags gegründet, die er in Paris vertrat. Zu seinem Freundeskreis zählten Heinrich Heine und sein Schwager Richard Wagner. Seine Ehefrau, Johannes Avenarius' Großmutter Cäcilie, war eine Tochter des Hofschauspielers Ludwig Geyer, des Stiefvaters von Richard Wagner. Ein Onkel, Richard Avenarius, war ein Philosoph, ein anderer Onkel, Ferdinand Avenarius, gründete in Dresden die Zeitschrift „Kunstwart" und den Dürerbund. Er gehörte zu den Initiatoren und Förderern von Deutschem Werkbund, Gartenstadt Hellerau und Bund Heimatschutz. Johannes' Vater, Ludwig Avenarius, stand mit seinem Bruder Ferdinand in enger Verbindung und übte mit seinem politischen, christlichen und kulturellen Engagement ein prägenden Einfluss auf den Sohn aus.

Johannes Avenarius besuchte bis 1902 das humanistische Gymnasium in Hirschberg, 1905 legte er in Wittenberg das Abitur ab. Zu seinen Verwandten in Dresden hatte er enge Beziehungen. Seine Großmutter Cäcilie lebte dort bis 1897. Sein Onkel Ferdinand förderte das künstlerische Interesse des Neffen. Im Sommer 1905 nahm Johannes Avenarius zusammen mit dem Stiefsohn des Onkels, Wolfgang Schumann, später ein bekannter Journalist und Schriftsteller, Privatunterricht im Zeichnen bei Karl Hanusch, einem Stipendiaten des Dürerbundes. Ab 1905 studierte Johan-



Johannes Avenarius hielt sich viel in Blasewitz bei seinem Onkel Ferdinand auf. Jener hatte sich mit dem Journalisten und Kunsthistoriker Paul Schumann in der Wachwitzer Straße 3 (spätere Avenariusstraße 4) von Schilling & Graebner eine Villa errichten lassen. Ferdinand Avenarius wohnte dort zusammen mit Schumanns erster Ehefrau Else, einer Tochter des deutsch-amerikanischen Schriftstellers Rudolf Doehn, sowie deren Sohn Wolfgang Schumann. Vermutlich hier und möglicherweise im Haus Uhlenkamp in Kampen auf Sylt, wo Ferdinand Avenarius seine Sommer verbrachte, erhielt Johannes Avenarius mit Wolfgang Schumann von Karl Hanusch, einem Stipendiaten des Dürerbundes, 1905 einen ersten Zeichenunterricht. 1910 ließ Ferdinand Avenarius in der benachbarten Bahnhofstraße 24 das Dürerbundhaus errichten.

nes Avenarius bei Robert Sterl, einem Freund des Onkels, in der Unterklasse der Dresdner Kunstakademie, in der Mittelklasse waren Richard Müller und sicher auch Osmar Schindler seine Lehrer. 1907 kam er erstmals mit Gerhart Hauptmann zusammen, mit dem er zeitlebens befreundet blieb. Im selben Jahr wechselte er nach München, wo sein Bruder Eduard Medizin studierte. 1907/1908 hörte Avenarius als Hospitant an der Universität München Pathologie, Psychologie bei Theodor Lipps und Kunstgeschichte bei Fritz Burger. Mit Burger besuchte er im Oktober 1913 den „Ersten Freideutschen Jugendtag“ auf dem Hohen Meißner in Hessen, wo die fortschrittliche Jugend ein Zeichen gegen hurra-patriotische Tendenzen im Vorfeld des Ersten Weltkriegs setzen wollte.

Nach seiner Rückkehr nach Schlesien im Jahre 1910 arbeitete Avenarius freischaffend. Er traf wieder auf Karl Hanusch, der an der „Akademie für Kunst und Kunstgewerbe“ Breslau lehrte. Als 1913 in Breslau dem hundertjährigen Jubiläum der Befreiungskriege gegen Napoleon gedacht wurde, schuf Avenarius mehrere Porträts bedeutender Schlesier, darunter von den Brüdern Hauptmann. Im Ersten Weltkrieg wurde er an der französischen Front verwundet. Nach Kriegsende setzte Avenarius seine künstlerische Laufbahn fort. Er malte Kirchen aus, schuf Buchillustrationen und Porträtzeichnungen. Aufträge

für Raumausmalungen kamen bis aus Wien und Göteborg. Avenarius schrieb zudem Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart. Für Gerhart Hauptmann illustrierte er Bücher. Hauptmann sammelte Avenarius‘ Gemälde und ließ ihn sein Haus in Agnetendorf bei Hirschberg mit Fresken gestalten. Mit Görlitz, wo er seine zweite Frau kennen lernte, war Avenarius eng verbunden. Hanusch holte Avenarius 1924 an die Kunstschule für Textilindustrie nach Plauen, 1925 wurde er Professor an der „Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe“ in Leipzig mit Lehre in Plauen. 1933 entließen ihn die Nazis wegen angeblich entarteter, kommunistischer Kunst und nahmen ihn in Untersuchungshaft. Durch Fürsprache einflussreicher Kräfte, darunter Gerhart Hauptmann, konnte Avenarius aber zunächst weiter künstlerisch arbeiten. 1943 fiel er erneut in Ungnade und der Druck seines Romans „Schoepse-Christel” wurde verboten. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste Avenarius im Zusammenhang mit der Vertreibung der verbliebenen deutschen Bevölkerung Schlesien verlassen. Er ging 1946 nach Berlin, wo er wiederum kirchliche Bilder schuf. Avenarius starb 1954 in Berlin, seine Urne wurde fünf Jahre später nach Görlitz überführt. Das Graphische Kabinett des Kulturhistorischen Museums Görlitz bewahrt seinen künstlerischen Nachlass auf.



Avenarius war mit seinen Fresken maßgeblich an der Gestaltung der Eingangshalle zum Gerhart-Hauptmann-Haus in Agnetendorf bei Hirschberg beteiligt. Foto: Irena Goderska (Wikimedia Commons, Lizenz: CC BY-SA 3.0)

Quellen: Gerlinde und Klaus Schneider (Leun, aus der Familie von Professor Karl Hanusch), Mitteilungen 30.10.2007; Wojciech Kunicki: „Meister / du hast deine Hand gehalten. Johannes Maximilian Avenarius und seine Kreationen des „Schlesischen“ an der Schnittstelle zwischen Literatur und bildender Kunst“; Gerhard Kratzsch: „Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus“. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1969; Ludwig Avenarius: „Avenarische Chronik“. O. R. Reisland 1912; Wolfgang Liebehenschel: „Johannes Maximilian Avenarius (1887–1954): Der bedeutende schlesische Künstler und Philosoph erblickte vor 125 Jahren das Licht der Welt“. Schlesischer Gottesfreund, 2012, H. 2; Wojciech Kunicki: „ - auf dem Weg in dieses Reich“: NS-Kulturpolitik und Literatur in Schlesien 1933 bis 1945“. Leipziger Universitätsverlag, 2006; Matrikelbücher Universität München



Les Cabannes, ein kleines Dorf in den mittleren Pyrenäen nahe Toulouse, hat heute etwa 350 Einwohner und liegt nur 2 Kilometer entfernt von Cordes-sur-Ciel, einem mittelalterlichen Anziehungspunkt für Touristen. Foto: Stephen Colebourne (Flickr, Lizenz CC BY-ND 2.0)



Insignum des 150. Linien-Infanterieregiments, das Azémar 1813 als Oberst u. a. in der Schlacht von Bautzen befehligte.

Das Regiment bestand seit 1794 und wurde 1990 aufgelöst. Seine erste Auszeichnung erhielt es im August 1813 unter Azémar nach dem Sieg in Goldberg (Niederschlesien).

Azémar, Francois Basile

Offizier der napoleonischen Armee
01.01.1766 Les Cabannes (Tarn) – 13.09.1813 Großdrebnitz

V: Antoine (*1721 Les Cabannes), Gerber; M: Anne geb. Portes (*2.9.1719 Cordes-sur-Ciel); G: Jacques François (*5.4.1750 Cordes-sur-Ciel), Marie (*8.5.1752 Cordes-sur-Ciel), Joseph (*28.3.1754 Cordes-sur-Ciel)

Azemars Eltern wohnten zunächst in Cordes-sur-Ciel, bevor sie mit ihren drei ältesten Kindern in das benachbarte Les Cabannes, die Heimat des Vaters, zogen. Hier wurde Francois Basile geboren. Der Sohn eines Gerbers entschied sich früh für die militärische Laufbahn. Am 2. März 1783 trat er als Soldat des Regiments von Vivarais in die königliche Armee von Louis XVI. ein. Aus einfachen Verhältnissen stammend, fehlte es ihm aber an Protektion. Er schloss sich den revolutionären Streitkräften an.

Am 18. September 1791 wurde Azémar zum Hauptmann des 3. Freiwilligenbataillons de l'Oise, ein Jahr später zum Bataillonskommandeur befördert. Azémars Bataillon gehörte zur Nordarmee des deutschstämmigen Generals Nikolaus von Luckner. Am 26. April 1792 komponierte Rouget de Lisle Luckner zu Ehren die Marseillaise als Kriegslied der Rheinarmee, 1794 fiel jener der Guillotine zum Opfer. Azémar wurde am 21. März 1794 zum Brigadekommandeur des 50. Linien-Infanterieregiments ernannt und war vom 28. Juli bis 1. Oktober Stadtkommandant von Bruges (bei Bordeaux). 1796 trat er in die Armee Côtes de l'Océan ein. Unter dem Kommando von General Jean Joseph Amable Humbert war er an der französischen Invasion zur Unterstützung des Aufstands in Irland gegen die britische Vorherrschaft beteiligt und nahm an der Schlacht von Castlebar teil. Am 27. August 1798 besiegten die irischen Aufständischen mit ihren französischen Verbündeten die britische Übermacht (2000:6000 Mann). Nach der vernichtenden Niederlage von Ballinamuck am 8. September geriet Azémar für sechs Wochen in Kriegsgefangenschaft, bevor er ausgetauscht wurde. Er quittierte den aktiven Militärdienst und übernahm bis 1803 in Tarn bzw. in Dünkirchen leitende Funktionen in der Verwaltung und in der Militärreserve und -gerichtsbarkeit.

Ab 1804 diente Azémar in der napoleonischen Armee, für die er 1805 in Italien kämpfte. Seit 1804 war er Mitglied der Ehrenlegion. Am 7. April 1809 wurde Azémar zum Major des 64. Linienregiments unter Oberst Baradin de Peschery befördert. Am 5. und 6. Juli nahm er an der Schlacht

bei Wagram teil, als Napoleon mit seinen Verbündeten aus Sachsen, Bayern und Italien die Truppen von Erzherzog Karl von Österreich schlug und damit den 5. Koalitionskrieg für sich entschied.

Am 16. Januar 1813 übernahm Azémar als Oberst das Kommando über das 150. Linienregiment, mit dem er im Mai in Leipzig stationiert war und an den Schlachten in Lützen und bei Bautzen (20. Mai) teilnahm. Frankreich und seine Alliierten Sachsen und Bayern versäumten dabei einen entscheidenden Sieg gegen Preußen und Russland. Im August 1813 war Azémars Regiment an den Kämpfen am Katzbach beteiligt und siegte in Goldberg (Złotoryja, Niederschlesien). Die Kampagne stand unter dem Oberbefehl von Marschall Jacques MacDonald. Am 29. August beförderte Napoleon Azémar zum Brigadegeneral. Seine Brigade gehörte zur 16. Division des 5. Korps. Seit dem 1. August war er Offizier der Ehrenlegion. Am 13. und 14. September 1813 wurden das 149. und 150. Linienregiment unter Eugène Charles Auguste de Mandeville bzw. Azémar in der Nähe von Großdrebnitz in Kämpfe verwickelt. Schon am ersten Tag



Azémars Unterschrift.

fiel Azémar, von einer Kugel tödlich am Kopf getroffen. Insgesamt verlor sein „150e Regiment d‘ Infanterie de Ligne“ im Zeitraum vom 27. August bis zum 14. September 1813 fünf gefallene und vierzehn verwundete Offiziere, davon je zwei in Großdrebnitz. Die Entscheidung fiel, als am 14. September Vicomte de Saint-Priest, ein Franzose in russischen Diensten, mit seiner Kavallerie eintraf. Er nahm mehr als hundert Gefangene. Am 20. September besetzte der österreichische General Adam Albert von Neipperg das Dorf. Azémar gehörte zu den 162 Generälen bzw. Admirälen, die Frankreich von 1805 bis 1815 auf den Schlachtfeldern Europas verlor. Sein Name wurde auf einer Bronzetafel in der Schlachtengalerie („Galerie des batailles“) des Schlosses Versailles eingraviert.

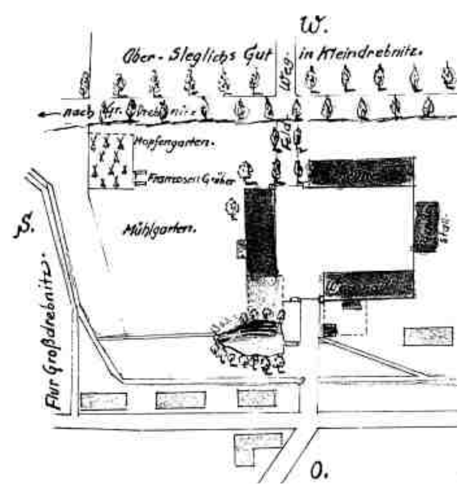
Quellen: lesbataillonsdevolontaires.wifeo.com; www.lescabannes81.fr; lescabannestarn.free.fr; www.napoleon-series.org; Georg Heinrich Pertz, Hans Delbrück: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau“. Reimer, 1864; Carl von Plotho: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814“. Amelang, 1817; Österreichische Militärische Zeitschrift. Bd. 3, H. 7–9, Wien 1838, S. 138; Noel Charavay: „Les Generaux morts pour la patrie (armées de terre et de mer, 1805–1815)“. 1908; „Galeries historiques du palais de Versailles“. Bd. 6, Ausg. 1, Imprimerie Royale, 1840; www.geneanet.org



Napoleon empfängt eine Nachricht: Bei der Schlacht von Bautzen kämpften insgesamt 250.000 Soldaten mit rund 30.000 Pferden.

„Gänse, deren es in dieser Gegend so viele gibt, flatterten da in Scharen von mehreren Hunderten umher, und wie viele wurden des Abends im Biwak gebraten. Fast auf jedem Tornister sah man eine Gans festgeschnallt. Hier sei es mir erlaubt, in der Kürze zu sagen, wie wir sie brieten: Die Gans wurde, ohne gerupft zu sein, aufgeschnitten und ausgeweidet, und, nachdem sie inwendig rein gewaschen, wurde sie mit einem Holze zugespengelt [verschlossen], in den Federn und dick über dieselben mit angemachtem Lehm bestrichen und so in die glühenden Kohlen verscharrt. Hatte sie ihre Zeit gelegen, so wurde sie herausgenommen. Mit der nun gebrannten Lehmkruste gingen alle Federn und Haare mit aus, und der Braten war fertig. Schöpfen- oder Hammelbraten wickelten wir in Papier ein und verscharrten ihn ebenfalls in die Kohlen. Das Papier verbrannte nicht, sondern verkohlte nur, und es gab einen herrlichen und wohlschmeckenden Braten."

Johann Jakob Röhrig, 150. Linien-Infanterieregiment, zur Schlacht bei Bautzen am 20. Mai 1813; Röhrig, Karl (Hg.): „Unter der Fahne des ersten Napoleon. Jugendgeschichte des Hunsrücker Dorfschullehrers Johann Jakob Röhrig, von ihm selbst erzählt". 2., verm. und verb. Aufl., Altenburg, 1908



Geburtshaus von Bruno Steglich in Kleindrebnitz, Franzosengräber im Südwesten des Grundstücks (Ober-Steglichs Gut).

„Beim Schlächter Steglich, am Putzkauer Wege, hatte der Feldscher das Lazarett aufgeschlagen, von hier wurden den verwundeten Soldaten abgeschnittene Arme und Beine in Wagenladungen nach den benachbarten Feldern gefahren und dort vergraben. Auf Ober-Steglich's Mühlenwiese, am Hopfengarten, befanden sich mehrere Franzosengräber, ebenso waren an der Dorfstraße bei Gottlieb Steglich's Scheune einige Franzosen so flach eingescharrt, dass die Füße über den Erdboden herausragten und sich die Leute deshalb scheuten, vorüber zu gehen."

Bruno Steglich: „Erinnerungen aus meinem Leben". Unveröffentlicht, Dresden 1927





Ehregott Bruno Barthel.

Barthel, Ehregott Bruno

Kirchschullehrer und Heimatforscher in Großdrebnitz
23.04.1856 Langhennersdorf b. Freiberg – 18.01.1933 Kleindrebnitz

V: Friedrich August (1829–1887), Gutsbesitzer in Langhennersdorf; M: Christiane Friedericke geb. Scheinert (*1833 Reichenbach bei Hainichen, †1907 Langhennersdorf); G: Amalie Auguste (1854–1907), Friedrich Louis (1857–1922), Friedrich Emil (1864–1950), Selma Alma (1872–1935); E: 30.7.1879 Asta Clementine geb. Leipnitz (*6.6.1854 Schandau, †11.5.1947 Kleindrebnitz); K: Gertrud (1881–1960, verh. mit dem Kleindrebnitzer Gemeindevorstand Oskar Gnauck), Bruno Arthur (1882–1953, Drogeriebesitzer in Dresden, verh. mit Tochter Hedwig des Kleindrebnitzer Gemeindevorstands Ernst Gnauck), Helene (1887–1961), Fritz (1892–1950)

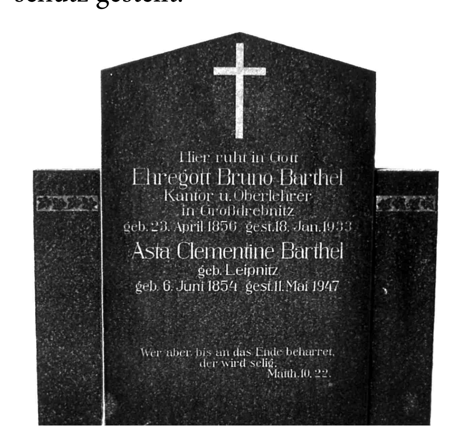
Barthel wurde 1862 in die Kirchschule Langhennersdorf eingeführt. Zeitig lernte der Junge Klavier spielen. Schon mit 10 Jahren begann er, sich für landwirtschaftliche Probleme, Wetterbeobachtungen und ihre Zusammenhänge zu interessieren. Am 15. April 1870 bestand Barthel die Aufnahmeprüfung am Lehrerseminar Nossen, das er bis 1876 besuchte. 1871 begann er Tagebuch zu führen, nachdem er sich zuvor die Gabelsberger Kurzschrift angeeignet hatte. Jahrzehnte vor ihrer offiziellen Einführung in Deutschland beherrschte er damals auch schon die lateinische Schrift. Nach einer Kandidatenprüfung wurde Barthel im April 1876 in Elstra als Vikar eingestellt, vier Wochen später als Hilfslehrer. Am 11. März 1879 erhielt er die Berufung zum dritten ständigen Lehrer in Elstra. Hier heiratete Barthel die Tochter des Pächters vom Gasthaus „Zum Stern", Asta Leipnitz. Seine Berufung zum Kirchschullehrer in Großdrebnitz erfolgte zum Januar 1881, nachdem er einige Wochen zuvor als Lehrer auf Probe eingestellt worden war. Barthel hatte sich dafür gegen andere Kandidaten in einem Wettbewerb durchsetzen müssen, der aus Orgelspiel, Singen, Katechisieren, Schreiben und Rechnen bestand. Zu seinen Aufgaben zählte das regelmäßige Vertreten des Pfarrers mit Lesegottesdiensten. Aus dem wirtschaftlich prosperierenden Raum Freiberg stammend, erkannte Barthel das Entwicklungsdefizit seiner neuen Heimat und setzte sich mit Erfolg für den „Fortschritt auf dem Lande" ein. In diesem Zusammenhang zu sehen sind die Gründungen des örtlichen Landwirtschaftlichen Vereins (1900), der örtlichen Spar- und Darlehenskasse (1903) und einer Schulbuchstiftung für Kinder aus finanzschwachen Familien (1905). Das Startkapital erhielt die Schulbuchstiftung aus den Erlösen eines Kinderkonzerts, das am 3. April 1905 unter Leitung von Barthel im Erbgericht Großdrebnitz stattfand. Barthel selbst stiftete den Reinertrag seines erfolgreichen Buches, der Chronik „Altes und Neues

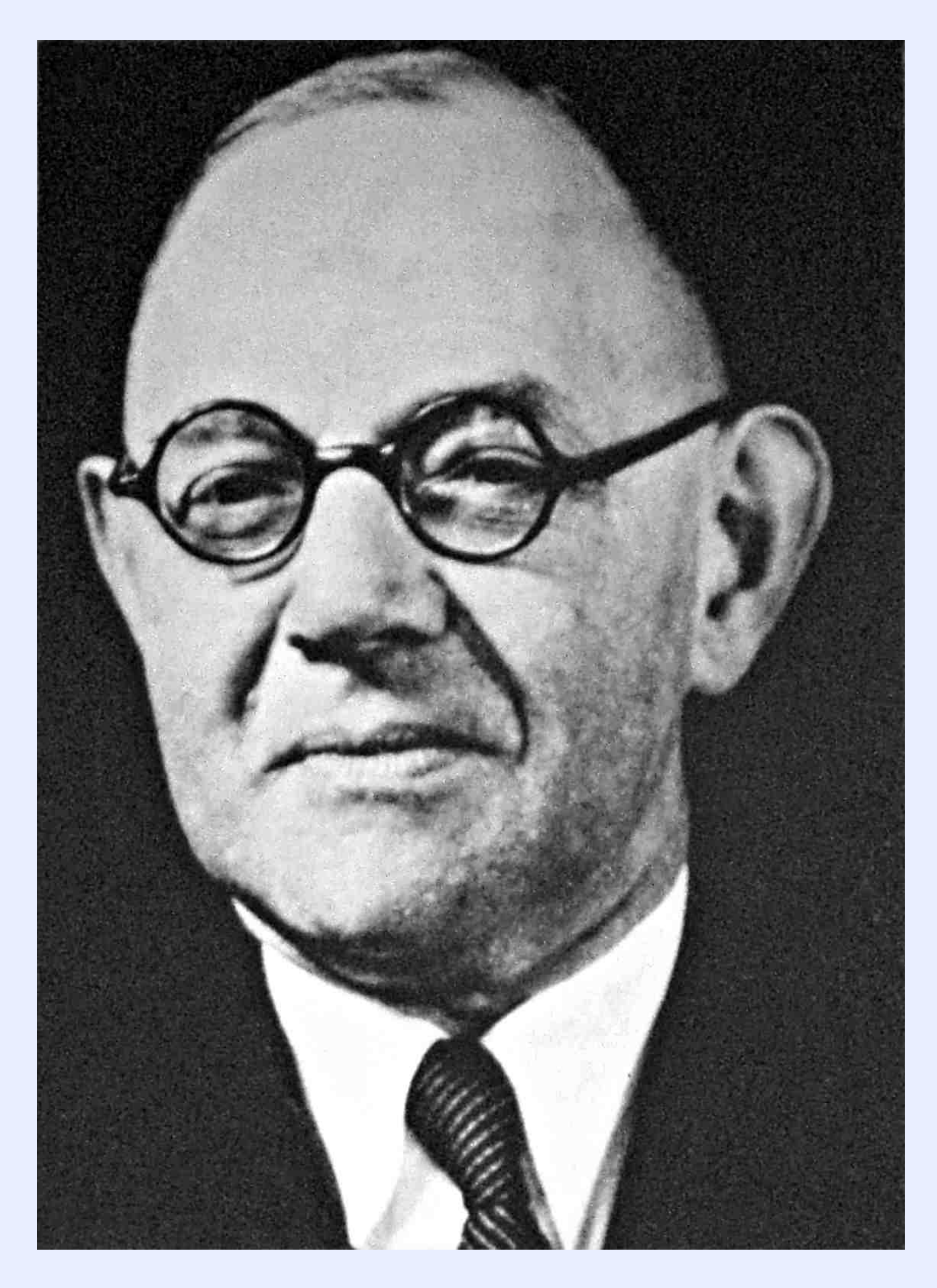
aus Groß- und Kleindrebnitz“. Er schrieb in seiner Chronik von Groß- und Kleindrebnitz die Vorarbeiten von Pfarrer Carl Julius Marloth fort, ging jedoch weit darüber hinaus. Neben ortsgeschichtlichen Vorkommnissen schilderte Barthel Ereignisse von überregionaler Bedeutung mit ihren Auswirkungen auf das dörfliche Leben, darunter die Einführung der Reformation, verschiedene Kriegshandlungen seit dem Dreißigjährigen Krieg und die Zeit der Hexenprozesse. Eine regionalgeschichtliche Besonderheit stellte demnach die auf Befehl von August dem Starken 1729 eingerichtete „Poststraßenumgehung“ von Schmiedefeld über Bühlau nach Kleindrebnitz dar. Wegen eines Streites mit der Herrin auf Großharthau, der Gräfin von Flemming, hatte sich der König für seine häufigen Reisen nach Polen eine neue Straße unter Umgehung von Großharthau bauen lassen. Auffällig ist aber, wie kurz Barthel die Geschichte der Großdrebnitzer Orgel abhandelte, obwohl gerade die Orgel sein wichtigstes Arbeitsinstrument war und Wilhelm Leberecht Herbrig, dessen Vater zusammen mit dem Sohn die Orgel gebaut hatte, erst wenige Jahre vor Barthels Ankunft das Dorf verlassen hatte. Es bleibt ungeklärt, inwiefern Barthel bereits Kenntnis von problematischen Details in der Biografie Herbrig jun. hatte und durch deren Übergehen das „Kulturgut Orgel“ vor Schaden bewahren wollte. In der Wissenschaft fand Barthels Chronik ein kritisches Echo. Hubert Maximilian Ermisch bemängelte im „Neuen Archiv für sächsische Geschichte“ von 1910 vor allem die Quellenarbeit.

Barthel verfasste neben der Chronik weitere bemerkenswerte heimatkundliche Beiträge in der Beilage „Unsere Heimat“ zum „Sächsischen Erzähler“: „Die Stolpener Amtsteiche und das Vorwerk Kleindrebnitz“, „Der Steinwall auf dem Rüdenberg bei Großdrebnitz“, „Die Jagdsäule auf der Rückersdorfer Straße“, „Die ersten Großdrebnitzer Feuerspritzen“, „Die Großdrebnitzer Wollspinnerei“ sowie anonym u. a. zur Bahnhofseinweihung Weickersdorf (1909) und zur Vereinstätigkeit. Darin wird auch eine große Sachkenntnis und Unvoreingenommenheit gegenüber der slawischen Besiedlungsgeschichte der Oberlausitz deutlich. Bedeutende Söhne des Ortes wie Bruno Steglich und Hermann Vetter werden jedoch gar nicht, bzw. wie Robert Heller und Max Neumeister nur sehr knapp behandelt. Das Tagebuch „Erlebtes und Gesammeltes“ enthält neben Tagesnachrichten, z. B. Zeitungsausschnitten, und Familieninformationen auch Auszüge aus den Kirchenbüchern zu Geburts- und Sterbefällen. Sie dokumentieren die hohe Kindersterblichkeit um 1900. Zwischen dem 2. April 1922 und dem 23. November 1923 hat Barthel systematisch den Verlauf der „Teuerung“, d. h. der Inflation und deren Folgen, beschrieben. Umfangreich

sind seine Aufzeichnungen zum Wetter und dessen Auswirkungen auf die Landwirtschaft. In der Diskussion um die strittige Lokalisierung des 1007 urkundlich ersterwähnten Trebista änderte Barthel seine Meinung von Großdrebnitz zu Doberschau. 1928 übereignete er der Dresdner Münzsammlung Talermünzen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus einem Fund auf Kleindrebnitzer Flur. Mit dem Kleindrebnitzer Gemeindevorstand Ernst Gnauck war Barthel freundschaftlich und durch die Heirat je zweier Kinder familiär verbunden. Gnauck hatte dem Wahlgremium angehört, das Barthel 1881 zum Kirchschullehrer berief. Wenn später etwas vertraulich bleiben sollte, korrespondierten sie in Gabelsberger Kurzschrift. Barthels Tagebuch endet am 1. Juni 1931, als sein Schwiegersohn Oskar Gnauck den Freitod wählte.

Regional wirksam wurde Barthel als Begründer des Bezirksvereins Bischofswerda des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde (10. Juli 1895). Hier arbeitete er eng mit Hermann Steudtner zusammen. Im Ergebnis von naturkundlichen Studien in seiner Freizeit entstanden eine beachtliche Mineraliensammlung, die er später der Schule in Großharthau überließ, und eine Schmetterlingssammlung als Anschauungsobjekte für den Unterricht. Barthel war von 1896 bis 1902 Mitglied im Gemeinderat von Großdrebnitz, er war Leiter des Männergesangvereins, Mitglied des Kirchenvorstands, Mitglied im sächsischen Lehrerverein und ein talentierter Zeichner. 1904 wurde Barthel der Kantortitel und 1912 der Titel „Oberlehrer“ verliehen. Am 23. Oktober 1916 erhielt er von König Friedrich August III. das Verdienstkreuz und am 19. März 1925 zeichnete ihn Professor Hermann Gräfe, Landwirtschafts-Ökonomierat aus Bautzen, mit der Bronzenen Medaille für den Dienst in der Landwirtschaft aus. Sein Spätwerk „Kriegsleiden in der Heimat 1914–1918“, geschrieben, als der Nationalsozialismus bereits Fuß gefasst hatte, widerspiegelte Barthels zutiefst humanistische Einstellung – nach der Machtergreifung Adolf Hitlers wurde die Veröffentlichung verhindert. Sie erfolgte 1994, mehr als 60 Jahre nach der Entstehung des Werkes. Wegen seiner Leistungen, aber auch wegen seiner Bindung an alle Schichten der dörflichen Bevölkerung ist sein Ansehen in Großdrebnitz bis heute erhalten geblieben. Barthels Ehrengrab wurde 1998 unter Denkmalschutz gestellt.





Arthur Biram, rechts sein Geburtshaus (nach 1900, mit Buchdruckerei Paul Klepsch), links neben der Kirche von Gottlob Friedrich Thormeyer.

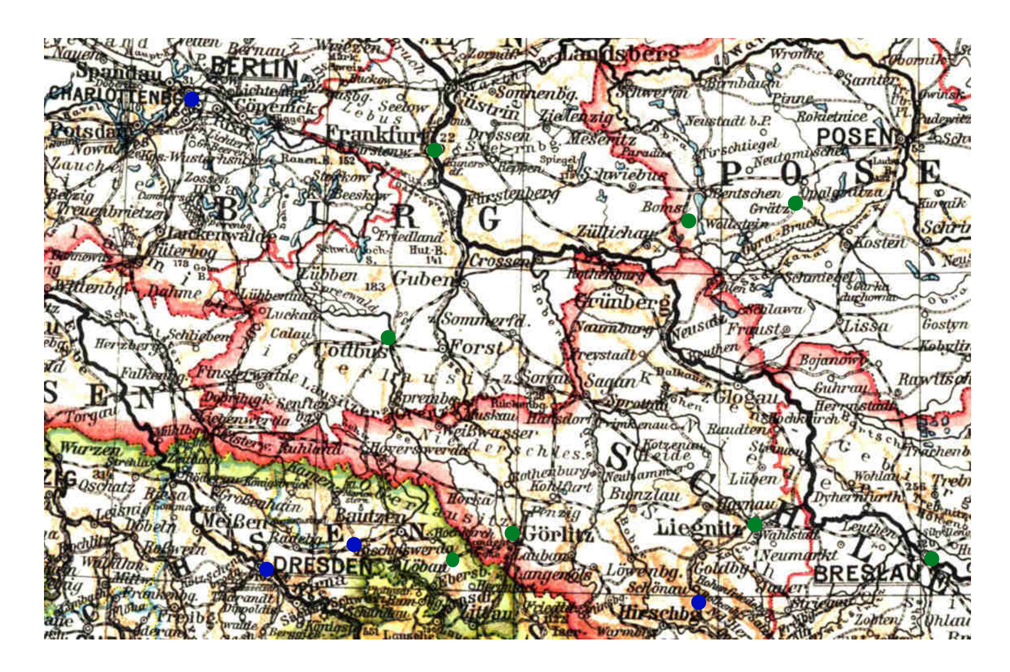
Biram, Arthur (Yitzhak)

Dr. phil., jüdischer Schulgründer
13.08.1878 Bischofswerda – 05.06.1967 Haifa/Israel

V: Adolph Rudolph (*30.3.1850 Liegnitz, †9.6.1915), Textilkaufmann in Bischofswerda, Dresden, Berlin und Frankfurt/O.; M: Eva geb. Neufeld (* in Schrimm/Posen, †21.3.1921), Schwester des Unternehmers Hermann Neufeld in Grimma; G: Gertrud (*11.7.1879 Bischofswerda), Julius (*4.11.1881 Bischofswerda, †5.7.1916, Kaufmann in Frankfurt/O., im Ersten Weltkrieg gefallen, Gedenkstein in Słubice), Else (Elsa Sara, *7.2.1883 Bischofswerda, †16.7.1966 Haifa, Dr. phil., Kultursoziologin, lebte in der Gartenstadt Mannheim und ab 1933 in Haifa, gründete mit ihrem Mann Dr. Wilhelm Bodenheimer und ihrem Bruder Max ein Sanatorium), Max Moritz (*30.3.1884 Bischofswerda, †16.7.1945 Haifa, Manager eines Sanatoriums in Haifa), Fritz (*1.10.1888 Dresden, Kaufmann in Frankfurt/O., nach den Olympischen Spielen 1936 nach Argentinien geflohen, Kaufmann in La Lucila); E: 1924 Hanna geb. Thomaschewsky (* in Königsberg, †1968, Tochter von Haim Thomaschewsky, Mühlenbesitzer in Königsberg und nach 1895 Kaufmann in Berlin, und Minna geb. Jaruszlawski, 9 Geschwister und 5 Halbgeschwister aus der ersten Ehe des Vaters mit einer Schwester ihrer Mutter, verschwägert mit Davis Trietsch aus Dresden und Theodor Zlocisti, Turnlehrerin an der Jüdischen Mädchenschule Berlin, Wirtschaftsleiterin am Realgymnasium Haifa); K: Aaron (*22.4.1928 Haifa, †11.9.1951 während eines Reservedienstes, 1944 Absolvent der Hebrew Reali School Haifa, kämpfte in einer jüdischen Brigade der britischen Armee im Zweiten Weltkrieg, Maschinenbaustudium am Technion und in London, Pilot im Unabhängigkeitskrieg, 1953 wurde ein Militärinternat der Reali School auf dem Mount Carmel nach ihm benannt), Benjamin (*21.9.1930, †3.5.1968 auf dem Mount Sodom durch einen Terroranschlag mit einer Mine, arbeitete als Ingenieur für die Dead Sea Works, seine Söhne Roni und Amir arbeiten in leitenden Positionen im Investment-Bereich)

Arthur Biram wurde 1878 als Sohn eines Kaufmanns in Bischofswerda, Altmarkt 8, geboren. Die Großeltern Biram stammten aus der Provinz Posen in Preußen. Um 1850 zogen sie in das niederschlesische Liegnitz westlich von Breslau. Hintergrund war möglicherweise, dass Juden in der Provinz





Die frühen Lebensstationen von Arthur Biram sind in der preußisch-sächsischen Landkarte blau markiert: Bischofswerda, Dresden, Hirschberg und Berlin. Seine Vorfahren waren ansässig in Bomst, Grätz, Liegnitz sowie die Eltern mit seinen jüngeren Geschwistern und zeitweise auch mit Biram selbst in Frankfurt/O. Ebenfalls grün markiert sind Städte, die mit Verwandten in Verbindung standen: Breslau, Görlitz, Löbau und Cottbus.

Posen von der rechtlichen Gleichstellung in Preußen lange ausgenommen blieben. Zu den strittigen Fragen gehörte auch das Recht, einem „höherwertigen“ Gewerbe nachzugehen, wie beispielsweise dem Textilhandel. Nachdem die jüdische Bevölkerung 1868 in Sachsen ihre staatsbürgerlichen Rechte erhalten hatte, kam es zu einer starken Zuwanderung und auch die Familie Biram ließ sich hier nieder. Der Zuzug vollzog sich offenbar entlang der schlesisch-sächsischen Eisenbahnlinie. Von den Liegnitzer Geschwistern ist 1870/71 Theodor Biram in Görlitz als Soldat im Deutsch-Französischen Krieg nachgewiesen, 1875 wurde in Löbau das erste Kind von Rosalie verh. Wolff geboren und 1878 in Bischofswerda das erste Kind von Adolph, Arthur Biram.

In Bischofswerda gab es keine eigene jüdische Gemeinde, auch im größeren Bautzen nicht. Zum Religionsunterricht der Kinder musste ein Lehrer aus Dresden kommen. Vermutlich spielte dies eine wesentliche Rolle, dass die Familie Adolph Biram nach Dresden zog, als Arthur, der älteste

Sohn, sieben Jahre alt war. In Dresden gründete Adolph Biram mit Salomon Wolff, einem Schwager aus Löbau, ein Handelsgeschäft. Nach dem Besuch von Bürgerschule und des Kreuzgymnasiums unter Heinrich Stürenburg bis 1893 wechselte Arthur Biram in der 9. Klasse (Obertertia) auf das humanistische Gymnasium Hirschberg in Niederschlesien. Rabbiner und Religionslehrer war hier sein Onkel Max Biram, ein ehemaliger Zacharias Frankel-Schüler aus Breslau. Etwa zur selben Zeit zogen Birams Familie sowie die Firma des Vaters, Wolff & Biram, nach Berlin.

Das Jahr 1896 wurde zur Zäsur für viele, auch die gut integrierten deutschen Juden. Theodor Herzl schrieb nach antisemitischen Ausschreitungen in Paris („Dreyfus-Affäre“) das Buch „Der Judenstaat“ und initiierte damit den politischen Zionismus mit dem Ziel, einen eigenen Staat Israel zu errichten. Der Versuch, sich durch Assimilierung und Christianisierung der Verfolgung zu entziehen, war gescheitert. Birams Vater hoffte, dass sein Sohn Arthur Rabbi in einem solchen Staat werden möge. Vater und Sohn bekannten sich nach dem ersten Weltkongress von 1897 in Basel zur zionistischen Bewegung.

Nach dem Abitur im Jahre 1897 studierte Biram an der Universität Berlin orientalische Philologie, Philosophie und Nationalökonomie bei Eduard Sachau, Friedrich Delitzsch, August



Arthur Biram in Berlin.

Fischer, Georg Simmel und Friedrich Paulsen. Auch der Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und der Historiker Eduard Meyer gehörten zu seinen Lehrern. Außerdem besuchte Biram bei dem Gelehrten Moritz Steinschneider private Seminare über mittelalterliche Religionsphilosophie. Parallel zum Studium an der Universität ließ sich Biram an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin zum Rabbiner ausbilden. Sein Vater unterstützte die Hochschule als förderndes Mitglied. Der Sohn wurde hier von Martin Schreiner für die Beziehungen zwischen der jüdischen und arabischen Kultur interessiert. Nachdem eine



Arthur Biram (hinter seiner Mutter) mit Eltern und Geschwistern (vermutlich nach 1910 in Frankfurt/O. mit erstem Kind von Julius Biram).

historische Abschrift eines Werkes von Abu-Rasid al-Nisaburi gefunden worden war, widmete Biram diesem Thema seine Dissertation. Zu einigen Fragen konsultierte er den Orientalisten Ignaz Goldziher in Budapest. In Leipzig, wo August Fischer inzwischen einen Lehrstuhl für orientalische Philologie inne hatte, promovierte Biram mit der Arbeit „Die atomistische Substanzenlehre aus dem Buch der Streitfragen zwischen Basrensern und Bagdadensern" zur Philosophie des Abu-Rasid al-Nisaburi. Die Doktor-Prüfung bestand er am 18. Juli 1900, die Dissertationsschrift wurde 1902 publiziert. 1904 schloss Biram das Rabbi-Seminar ab, bis 1908 blieb er an der Berliner Universität im Fach Altphilologie eingeschrieben. Seine Eltern wohnten seit 1903 in Frankfurt/Oder, nachdem der Geschäftspartner des Vaters, Salomon Wolff, verstorben und die Berliner Firma verkauft war.

An den deutschen Universitäten organisierten sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert jüdische Akademiker und Studenten in einer Vielzahl von Vereinen. Dies war eine Reaktion auf den erstarkenden Antisemitismus in Deutschland, aber auch ein Zeichen für ein erwachendes Nationalbewusstsein der Juden, das über die bloße Zusammengehörigkeit in einer Religionsgemeinschaft hinausreichte. Biram gehörte schon 1898 dem „Verein Jüdischer Studenten" an und war später maßgeblich an der zunehmen-

den „Zionisierung“ der Studentenschaft beteiligt. Junge Vereinsmitglieder unterrichtete er beispielsweise in jüdischer Geschichte. 1898 gründete er mit weiteren Studenten und Vertretern zionistischer Vereinigungen wie seinem späteren Schwager Theodor Zlocisti einen Turnverein im Gedenken an Shimon bar Kokhba, dessen niedergeschlagener Aufstand gegen die römischen Besatzer nach dem Jahre 135 die Diaspora des jüdischen Volkes aus seiner Heimat in Palästina ausgelöst hatte. Unter der Leitung von Israel Auerbach entwickelte sich der „Kochba-Club“ zu einer weltweiten jüdischen Bewegung mit mehreren 10.000 Mitgliedern innerhalb der Maccabi World Union. Wie in der deutschen Turnbewegung nach Friedrich Ludwig Jahn ging es um die Förderung eines nationalen Bewusstseins, gestärkt werden sollte aber auch die Selbstverteidigung. Physische Ertüchtigung verband die nationale Idee mit dem bürgerlichen Ideal einer allseits gebildeten Persönlichkeit. Neben dem Sport spielte die Förderung der jüdischen Kultur, v. a. der Musik, eine große Rolle. Biram verfasste Artikel für die „Jüdische Turnzeitung“, das offizielle Organ von Bar-Kochba. 1901 gehörte er an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zu den Mitbegründern eines zionistischen Studentenvereins, der sich jedoch nach Androhung von Exmatrikulationen wieder auflöste. Zu Birams Freundeskreis zählten dabei Max Schloessinger und Judah Leon Magnes, später Präsident der Hebrew University of Jerusalem. In den Konflikten um die jüdischen deutschen Vereine widerspiegelten sich auch Differenzen innerhalb der jüdischen Bevölkerung, zwischen liberalen und konservativen Strömungen, zwischen Zionisten und eher auf die Integration setzenden Gemeindemitgliedern. 1901 war Biram maßgeblich an der Gründung des Dachverbandes „Bund Jüdischer Corporationen“ (BJC) beteiligt. 1906 gründete er mit Felix Rosenblüth (Pinchas Rosen) und Kurt Blumenfeld den Verein jüdischer Studenten „Makkabäa“. Mit Heinrich Loewe leitete er die „Organisation für hebräische Sprache“. Das Studium des Hebräischen bildet ein Kernelement des Zionismus.

In den zionistischen Kreisen Berlins bewegten sich seinerzeit auch die Thomaschewsky-Schwestern. Hanna wurde später Arthur Birams Frau. Sie war Mitglied des Kochba-Clubs und gehörte 1910 zu den Gründerinnen des „Jüdischen Frauenbundes für Turnen und Sport“. Emma Thomaschewsky heiratete Davis Trietsch aus Dresden, einem der bedeutendsten Zionisten überhaupt und Gegenspieler von Theodor Herzl. Hulda, später mit dem Arzt und Schriftsteller Theodor Zlocisti verheiratet, war 1897 eine von 14 weiblichen Delegierten zum Ersten Zionistenkongress in Basel.

Biram arbeitete nach Abschluss des Rabbi-Seminars als Sekretär und



Grab von Arthur Birams Eltern (vermutlich Jüdischer Friedhof Frankfurt /O. / Słubice – 1976 zerstört): Die Geburtsdaten sind nur unscharf zu erkennen. Gegen ein Geburtsjahr 1830 des Vaters Adolph spricht, dass lt. einer Mitteilung aus der Familie im Dresdner Gewerbeantrag von 1885 der 31.3.1850 als Geburtstag vermerkt ist, das Geburtsjahr der Mutter Eva erscheint auf dem Grabstein als 1833. Die Familie Adolph Biram ist in den Dresdner Adressbüchern von 1886 bis 1894 nachgewiesen (Rosmariengasse 4, Seidnitzer Straße 6). Die Firma Wolff & Biram war in der Frauenstraße ansässig. Adolph Biram war demnach ein Sohn von Salomon Biram (Händler, *20.11.1816 Grätz, †3.1.1887 Dresden) und dessen Frau Johanna (*25.7.1816 Bomst, †27.10.1896 Löbau). Arthur Birams Großeltern sind auf dem Neuen Jüdischen Friedhof Dresden begraben. Sie waren ein Jahr nach der Familie Adolph Biram nach Dresden gekommen. Johanna Biram ist als Witwe Bieram bis 1898 in den Dresdner Adressbüchern vermerkt, auf ihrem Totenschein steht aber als Wohnort Bischofswerda. Deren weitere Kinder, also Onkel und Tante von Arthur, waren: Theodor (*7.12.1846 Bomst, †6.10.1898 Löbau, nahm am Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 teil, Kaufmann, um 1874 Cottbus, um 1885 Fa. Salomon Wolff Löbau, Jüdischer Friedhof Görlitz), Julius (* in Liegnitz, am 6.8.1870 in der Schlacht bei Wörth gefallen, Gedenkstein Liegnitz), Max (*1.1.1853 Liegnitz, †22.6.1916 Hirschberg, Elementarschule Liegnitz, bis 1879 Ausbildung in Breslau, Dr., ab 1887 Rabbiner in Hirschberg), Rosalie (*29.11.1854 Liegnitz, ab spätestens 1875 Löbau, danach Dresden, verh. mit Salomon Wolff, †1931 Berlin).

Bibliothekar an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, gab für Studienanfänger aber auch Hebräisch-Kurse. Vor der Jüdischen Gemeinde Potsdam hielt er den Vortrag „Jüdische Hochschulen". Rabbiner war hier seinerzeit der acht Jahre ältere Paul Rieger. Der wissenschaftlich interessierte Rieger stammte aus Dresden und hatte seine Ausbildung in Breslau sowie an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin erhalten. Seinem ehemaligen Lehrer Moritz Steinschneider, der den Zionismus ablehnte und beispielsweise die jüdische Forschung und Lehre in allgemeine Universitäten integrieren wollte, widmete Biram zum 90. Geburtstag im Jahre 1906 in „Ost und West" eine ausführliche Würdigung: „Mit Steinschneider wollen wir der jüdischen Wissenschaft die Anerkennung innerhalb des gesamten Wissenschaftsbetriebs erkämpfen." Biram verfasste zudem Beiträge für die „Jewish encyclopedia". Er entschied sich schließlich gegen eine theologische und für eine pädagogische Laufbahn. 1909 absolvierte Biram die Lehramtsprüfung für Lateinisch, Griechisch und Hebräisch am Askanischen Gymnasium Berlin, einer altsprachlichen Eliteschule. Er unterrichtete danach in Neuruppin und am Berliner „Gymnasium zum Grauen Kloster" klassische Sprachen und Literatur.

Die Familie Biram engagierte sich in verschiedenen jüdischen karitativen Vereinigungen. So gehörten Arthur Biram und sein Vater in Berlin und Frankfurt/Oder dem „Verein zur Unterstützung ackerbautreibender Juden in Palästina und Syrien" (ESRA) an. Sein Onkel Max Biram in Hirschberg war Mitglied im „Hilfsverein der deutschen Juden" (EZRA), den Paul Nathan, Eugen Landau und der bedeutende Kunstmäzen James Simon 1901 in Berlin zur Unterstützung verfolgter Juden aus Osteuropa gegründet hatten und der jenen bei ihrer Emigration nach Amerika oder Palästina half.



Die Gebäude der Hebrew Reali School im Technion-Komplex im Stadtteil Hadar wurden von Alexander Baerwald erbaut. 1923 begrüßte man hier Albert Einstein anlässlich seines ersten Haifa-Besuchs.

Der „Hilfsverein der deutschen Juden" engagierte sich im seinerzeit osmanischen Palästina für den Aufbau eines jüdischen Bildungswesens nach deutschem Vorbild. Man betreute bis zu 50 Einrichtungen einschließlich Kindergärten, Rabbiner- und Lehrer-Seminare, Bibliotheken und Handwerkerschulen.

Die Bestrebungen des „Hilfsvereins“ befanden sich in Übereinstimmung mit der damaligen Außenpolitik des deutschen Kaiserreichs, das seinen Einfluss im Nahen Osten ausweiten wollte. Im Rahmen der Planungen für die erste jüdische Hochschule in Palästina, das „Technion“ in Haifa, wurde 1909 vom „Hilfsverein“ eine Mittelschule gegründet. Hier sollten die Schüler die Zugangsvoraussetzungen für die Hochschule erwerben. Mit der Fertigstellung des Technions war geplant, diese Schule in den Hochschulkomplex zu integrieren. 1913 eskalierte aber ein heftiger Sprachenstreit. Der „Hilfsverein“ legte die Lehrsprachen pragmatisch fest. Die Schüler und Studenten, die aus den verschiedensten Kulturen stammten, sollten sich untereinander, aber auch mit ihren türkischen und arabischen Nachbarn unterhalten können und mit Fremdsprachen auf ihre spätere Karriere vorbereitet werden. Weil man fortschrittliche, liberale Lehrmethodiken aus Deutschland einführen wollte, sollten von dort auch Lehrer kommen; jene bevorzugten aber ihre Muttersprache. Zudem war Deutsch seinerzeit die führende Wissenschaftssprache, und der „Hilfsverein“ war dem deutschen Kaiserreich auch politisch verpflichtet. Aus Sicht des „Zionistischen Komitees“ lief dies den nationalen Ambitionen der Juden in Palästina zuwider. Man unterstellte dem „Hilfsverein“, deutschnationale Interessen durchsetzen und Hebräisch zum Unterrichtsfach degradieren zu wollen. Die jüdische Bevölkerung Palästinas stammte nach den ersten Einwanderungswellen vorwiegend aus Osteuropa und war konservativer, von Pogromen in ihrer Heimat geprägt, als die eher liberalen, oft aus idealistischen Gründen gekommenen Einwanderer aus Deutschland. Es kam zu Demonstrationen und Schulboykotten, die bisherige Mittelschule des Vereins musste schließen.

Der Sprachenstreit wurde mit dem Konzept einer „Hebrew Reali School“ beigelegt und Arthur Biram wurde anlässlich des Chanukka-Fests im Dezember 1913 in sein Amt als Direktor



Arthur Biram beim Militär.

der Reali eingeführt. Das „Technion“ nahm erst 1924 seinen Betrieb auf. Biram publizierte seine „Leitsätze für die hebräische Realschule in Haifa“ am 3. Juli 1914 in „Die Welt“: „Wie alle Kinder sollen auch unsere Kinder etwas wissen und was sie wissen, als stets gegenwärtigen Besitz haben. Aber sie sollen es lebend ergreifen lernen, nichts Fertiges von uns hinnehmen, sondern bei der Aufnahme und Aneignung lebendig mitwirken. Wie wir das Gewordene nie ohne das Werden zeigen, so sollen unsere Kinder unter ihrer Hand und aus ihrem Mund die Dinge werden lassen, sollen Begriffe und Kenntnisse entstehen, aus ihrer geistigen und körperlichen Arbeit herauswachsen lassen.“ Die Schüler sollten ganzheitlich gebildet werden. Neben der Vermittlung naturwissenschaftlich-technischer Kenntnisse, die zunächst im Mittelpunkt standen als Zugangsvoraussetzung für das Technion, legte Biram Wert auf eine humanistische Bildung einschließlich jüdischer und arabischer Geschichte und Kultur und auf die Entwicklung sozialer Kompetenzen. Biram selbst lehrte Bibelkunde und antike Geschichte.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs trat Biram wie seine Brüder der deutschen Armee bei; er war zum Fronteinsatz in Russland und diente im deutsch-türkischen Korps in Palästina. In Afula, einem wichtigen Verkehrsknoten an der Damaskus-Haifa-Strecke, befehligte er den



Arthur Biram (1928) führte eine umfangreiche Korrespondenz, beispielsweise mit Albert Einstein und dem aus Dresden stammenden Bankier Hans Arnhold (Albert Einstein Archives, The Hebrew University of Jerusalem; Einstein Papers Project, California Institute of Technology).

Eisenbahnfahrdienst. Im September und Anfang Oktober 1918 schlugen alliierte Truppen, an deren Seite auch Zionisten aus Palästina wie Jaakow Dori kämpften, die Türken in diesem Gebiet.

Nach dem Krieg vertrat Biram zunächst David Yellin am Hebräischen Lehrer-Kolleg in Jerusalem. Großbritannien und Frankreich teilten die vormals osmanischen Provinzen im Nahen Osten unter sich auf. Palästina wurde britisches Mandatsgebiet, der Einfluss der deutschen Juden nahm ab. Die Verantwortung für die Hebrew Reali School ging vom „Hilfsverein der deutschen Juden“ auf das „Zionistische Komitee“ über.
1920 kehrte Biram nach Haifa zurück, wo er wieder die Leitung der Reali

Vortrag des Direkters der hebräischen Realschule in Haifa, Dr. Biram, am 19. Mai

Im Rahmen der Veranstaltungen der Jesaia-Loge wird der bekannte palästinensische Schulmann Dr. Biram, der Leiter der Realschule in Haifa, am Dienstag, den 19. Mai, im Lokal der „Concordia", Prannerstraße 4/0, abends pünktlich 8½ Uhr einen Vortrag halten: „Die pädagogischen Probleme unserer Zeit und das Schulwesen in Palästina." Angehörige und Freunde der Mitglieder der Jesaia-Loge haben zu dem Vortrag freien Eintritt.

Ankündigung eines Vortrags von Arthur Biram in München vor der Jesaia-Loge, Bayerische israelitische Gemeindezeitung, 1931, Heft 10. Arthur Biram gehörte wie seine Geschwister Julius und Else Biram der jüdischen, Freimaurer-ähnlichen Organisation „B‘nai B‘rith“ an. Der Orden war 1843 in New York gegründet worden, um die Interessen der jüdischen Bürger zu vertreten und die jüdische Kultur zu fördern. B‘nai B‘rith ist mit seiner Logenstruktur ähnlich wie die Freimaurer organisiert und der Förderung von Toleranz, Humanität und Wohlfahrt verpflichtet. Darüber hinausgehende Beziehungen zur Freimaurerei bestehen jedoch nicht. Entgegen aller Verschwörungstheorien handelt es sich nicht um einen Geheimorden. Besonders mit der Zunahme antisemitischer Tendenzen in den deutschen Freimaurer-Logen im späten 19. Jahrhundert verzeichneten die jüdischen Logen einen großen Zulauf. Sie öffneten sich zudem auch weiblichen Mitgliedern. B‘nai B‘rith ist vor allem auch für seine karitativen Leistungen bekannt. Die „B‘nai B‘rith Youth Organization“ stellte Arthur Biram finanzielle Mittel für die israelische Tzofim-Jugendbewegung („Scouts“) zur Verfügung.

übernahm. Die Briten bauten Haifa zur wichtigsten Stadt Palästinas aus. Gleichzeitig eskalierten die Konflikte mit den arabischen Palästinensern, weil die Briten jenen im Krieg gemachte Versprechungen nicht einhielten. Biram war Mitglied der Palestine Oriental Society, in der sich von 1920 bis 1948 jüdische und arabische Intellektuelle trafen, und gehörte dem Jewish National Council („Va‘ad Leumi“) an. 1924 heiratete er seine Frau Hanna. 1920 war sie nach Haifa ausgewandert, wo sie an der Reali Sport lehrte.

Biram setzte trotz des elitären Anspruchs sein Konzept einer „Arbeitsschule“ durch, in der auch manuelle Arbeit und Landwirtschaft unterrichtet wurden. Dies war wesentlich für die Akzeptanz der Schule, denn viele der früh in Palästina eingewanderten Juden wollten hier Landwirtschaft betreiben. Als Schule mit Internat bot die Reali gute Möglichkeiten für Aktivitäten außerhalb des Unterrichts. Biram war schon damals ein Anhänger der Ganztagsschule. Seine Versuche, den Schülern größere Mitbestimmungsrechte einzuräumen, scheiterten am konservativ geprägten Lehrerkollegium. Ab 1924 wurde Unterricht bis zur 12. Klasse gegeben. Eine von Biram favorisierte noch engere Zusammenarbeit mit dem Technion, ggf. sogar eine Verschmelzung, kam auch wegen akademischer Vorbehalte gegen Birams praxisorientierte Lehrkonzepte zulasten theore-

tischer Grundlagenvermittlung nicht zustande. Zudem bestanden gegen ihn persönliche Vorbehalte: Er galt bei der Mehrzahl russischer Einwanderer, die außerdem von der Oktoberrevolution geprägt worden waren, als zu „preußisch".

Biram gehörte dem „Eretz Israel"-Direktorium des Technions an, als Albert Einstein dort dem akademischen Rat vorstand. Als Kuratoriumsmitglied am Technion konnte Biram die Zusammenarbeit mit der Reali maßgeblich beeinflussen. In den 1930er Jahren wuchs die Schülerzahl der Reali im Zuge der verstärkten Einwanderung von deutschen Juden in Palästina auf 1147 Schüler in 34 Klassen. Die Stadt und mir ihr die Hebrew Reali School dehnten sich immer mehr bis in das Gebiet des Mount Carmel aus.

Besonderen Wert legte Biram auf die Erziehung zu moralischen Werten und zum Patriotismus, auf den Schulsport und die Selbstverteidigung. Hinzu kam die vormilitärische Ausbildung. Nach antijüdischen Ausschreitungen in Hebron initiierte Biram 1937 an der Reali das „Hagam-Programm" zur physischen Ertüchtigung und machte die vormilitärische Ausbildung nun auch für Mädchen obligatorisch. Das Programm war Vorbild für die zionistische Schulausbildung im ganzen Land. Die Schüler wurden in die paramilitärische Organisation „Hagana" unter Jaakow Dori,



Dem Schulsport galt Birams besondere Aufmerksamkeit. Damit wurde das im Zionismus propagierte „Muskeljudentum" Realität. Foto: Gymnastikübung auf dem Gelände der Hebrew Reali School im Jahre 1938, Wikimedia Commons, University of Haifa, Younes & Soraya Nazarian Library, OpenGLAM.

einem Reali-Absolventen und später erstem israelischen Generalstabschef, integriert.

1936 bezog Biram sein Haus Eder Street 17 im Stadtteil Ahuza im Carmel-Gebiet. Shlomo Dostrovsky und Yaakov Green hatten es im Bauhaus-Stil errichtet. Es lag unweit des Bodenheimer-Sanatoriums, das seine Schwester Else Biram zusammen mit ihrem Mann führte und zu dessen Leitungsgremium auch Arthur Biram gehörte.

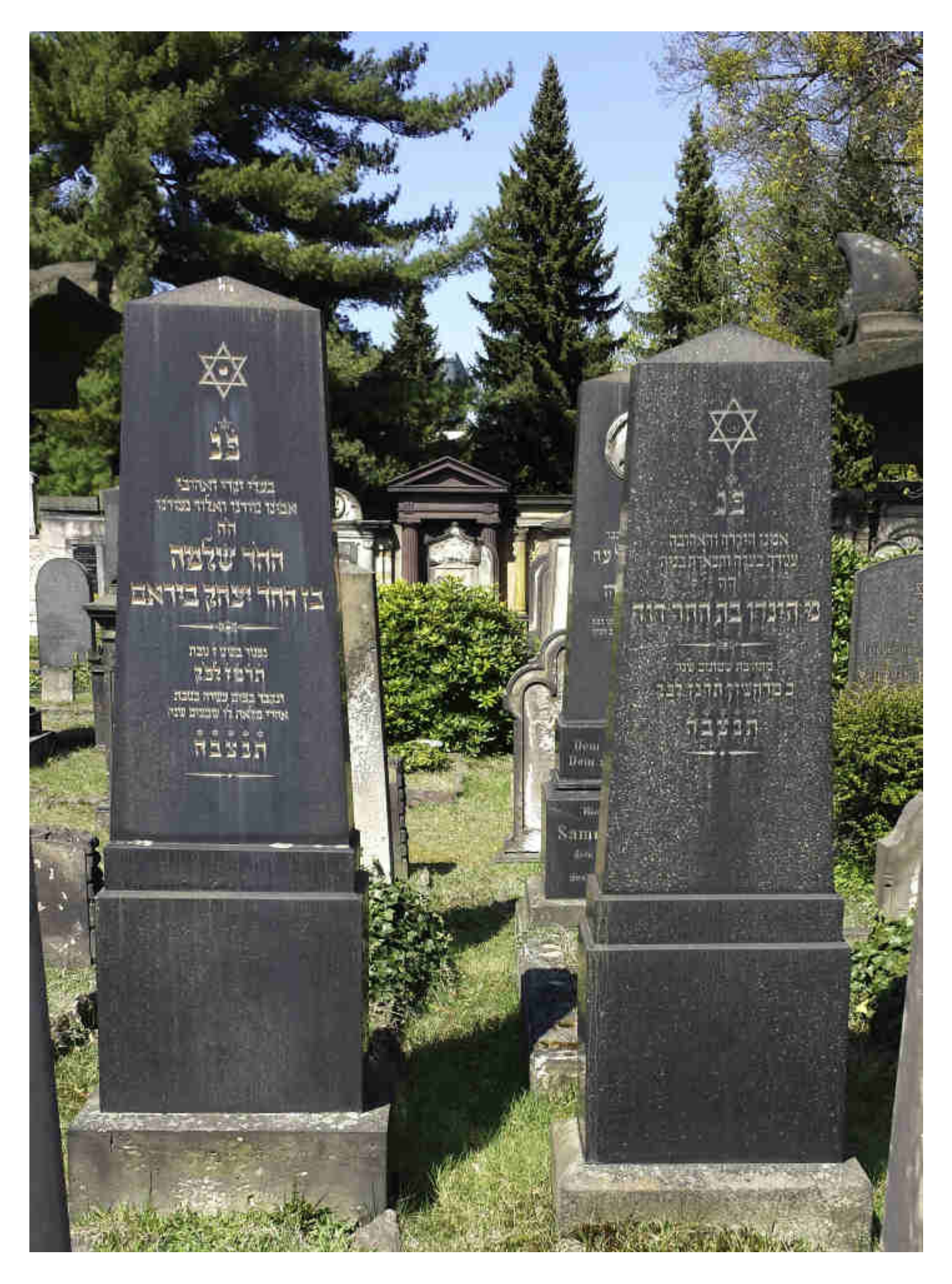
Zu Birams bekanntesten Schülern zählten Ezer Weizmann, Verteidigungsminister und langjähriger israelischer Präsident, und der Archäologe Avraham Biran. Ein großer Teil der Lehrerschaft der Reali und auch

Schüler beteiligten sich im Zweiten Weltkrieg in einer jüdischen Brigade der britischen Armee am Kampf gegen die faschistischen Achsenmächte und nahmen an den folgenden gewaltsamen Auseinandersetzungen um die Unabhängigkeit eines Staates Israel teil. Unter ihnen war auch Birams älterer Sohn, Aaron. 1948, im Jahr der Gründung des Staates Israel, emeritierte Biram. Joseph Bentwich folgte ihm als Direktor.

Seine Funktion als Kuratoriumsvorsitzender des Technions behielt Biram bis 1956. Als Direktor des „Teachers' Training Seminary of the Reali School" widmete er sich weiterhin der Lehrerausbildung. 1953 gründete Biram auf dem Mount Carmel zusammen mit Premierminister David Ben-Gurion ein Militärinternat, das damals nach seinem zwei Jahre zuvor ums Leben gekommenen Sohn „Aaron Biram Military Academy" genannt wurde und heute als „IDF Junior Command Preparatory School" geführt wird. 1955 ernannte ihn der IDF-Offiziersclub zum Ehrenmitglied. Mit Ben-Gurion stand Biram in wiederholtem Kontakt. So besuchte er mit ihm 1963 die Hebrew Reali School anlässlich der Feier zu deren 50-jährigen Bestehen.

Biram schrieb mehrere Bücher zur Geschichte des Judentums und der Bibel, darunter die mehrbändige „Geschichte Israels in der Zeit der Bibel, im Rahmen der Geschichte des Alten Orients". Insgesamt verfasste er etwa 50 Publikationen in Hebräisch, Englisch, Deutsch und Arabisch. Seine Verdienste um die neue Heimat, insbesondere beim Aufbau des Bildungswesens, wurden 1954 mit dem Israel-Preis, der höchsten Auszeichnung seines Landes, und 1964 mit dem Ehrendoktor der Hebrew University of Jerusalem sowie zusammen mit Martin Luther King einem Ehrengrad des „Jewish Theological Seminary" in den USA gewürdigt.

Arthur Biram verstarb am ersten Tag des „Sechstagekriegs" von 1967. Die von ihm gegründete Hebrew Reali School mit über 20.000 Absolventen in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens erwarb sich den Ruf einer Kaderschmiede der israelischen Armee. Sie wird heute von etwa 4000 Schülern unterschiedlicher ethnischer Gruppen einschließlich arabischer Schüler besucht und ist auf mehrere Standorte im Stadtgebiet (Hadar, Ahuza, Carmel) verteilt. Stipendien ermöglichen den Besuch der semiprivaten Schule auch für Kinder aus einfachen Verhältnissen. Der High School-Zweig der Hebrew Reali School „Beit Biram" in Ahuza und eine Hauptstraße zwischen dem Technion-Israel Institute of Technology und der Universität Haifa im Carmel-Gebiet tragen Birams Namen. Die israelische Post würdigte das hundertjährige Jubiläum der Schulgründung im Jahre 2013 mit einer Sonderbriefmarke.



An die Familie Biram erinnern heute in Sachsen die Gräber der Großeltern von Arthur und Else auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Dresden-Johannstadt (links: Salomon, †1887; rechts: Johanna, †1896).

Quellen: S. 412 ff.



Die Biram-Geschwister, Dresden oder Berlin in den 1890er Jahren.

Quellen: Mitteilungen von Juan Moser und Renate Biram; Else Biram: Dissertation, 1917; Stadtarchiv Bischofswerda; Adressbücher von Dresden, Berlin; Marie-Luise Zürcher: „Der erste Arzt der Gartenstadt". Gartenstadt-Genossenschaft Mannheim eG, Mitgliederzeitung, 5/2005; digi.ub.uni-heidelberg.de; Report of the Executive Committee of the Constitution Grand Lodge Independent Order of B'nai B'rith, 1916; Yotam Hotam, Joachim Jacob: „Populäre Konstruktionen von Erinnerung im deutschen Judentum und nach der Emigration". Vandenhoeck & Ruprecht, 2004; Gilbert Herbert, Silvina Sosnovsky: „Bauhaus on the Carmel and the crossroads of empire: architecture and planning in Haifa during the British mandate". Yad Izhak Ben-Zvi, 1993; World Zionist Organization: „Report on Activities". 1937; „La Mujer judía: publicación dedicada a la memoria de la Sra. Adele Eshel (Q.E.P.D.)". Instituto Stephen Wise, Congreso Judío Mundial, 1959; Luise Hirsch: „From the Shtetl to the Lecture Hall: Jewish Woman and Culture Exchange". University Press of America, 2013; Volker Kirchberg: „Visitor Studies in Germany. Past, Present, and Potential"; Amira Kahat, University of Haifa; David Tidhar: „Encyclopedia of Founders and Builders of Israel". 1963

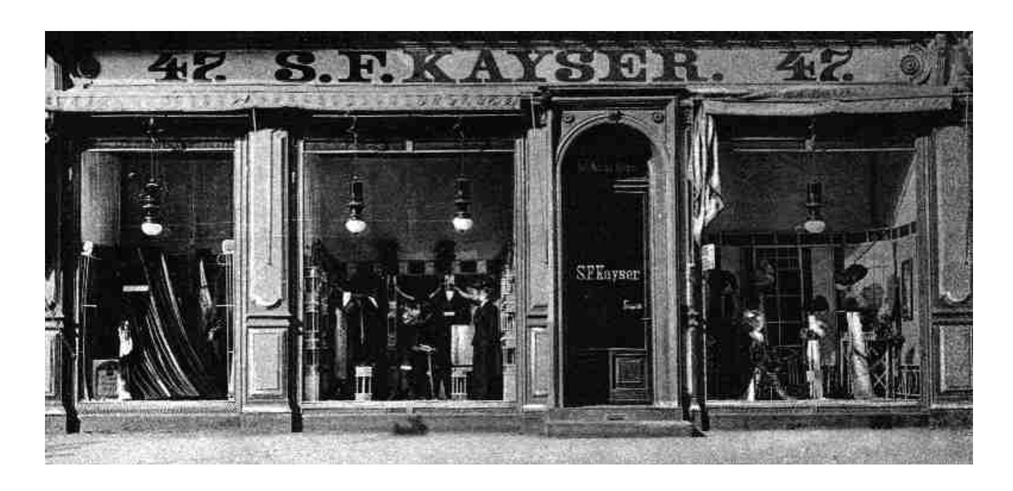
Biram, Else (Elsa Sara)

Dr. phil., jüdische Kultursoziologin
07.02.1883 Bischofswerda – 16.07.1966 Haifa

V: Adolph Rudolph (*30.3.1850 Liegnitz, †9.6.1915), Textilkaufmann in Bischofswerda, Dresden, Berlin und Frankfurt/O.; M: Eva geb. Neufeld (* in Schrimm/Posen, †21.3.1921), Schwester des Unternehmers Hermann Neufeld in Grimma; Grab der Eltern vermutlich Jüdischer Friedhof Frankfurt/O. / Słubice – 1976 zerstört; G: Arthur (*13.8.1878 Bischofswerda, †5.6.1967 Haifa, Dr. phil., Gründer der Hebrew Reali School in Haifa, Träger des Israel-Preises, Ehe mit Hanna geb. Thomaschewsky aus Königsberg), Gertrud (*11.7.1879 Bischofswerda, früh verstorben), Julius (*4.11.1881 Bischofswerda, †5.7.1916, Ehe mit Emmy geb. Hartwig/Samuel aus Aachen, 3 Kinder, Hardenberg-Loge Frankfurt/O., im Ersten Weltkrieg gefallen, Gedenkstein in Słubice), Max Moritz (*30.3.1884 Bischofswerda, †16.7.1945 Haifa, Ehe mit Margarethe geb. Neufeld aus Grimma, Manager im Bodenheimer-Sanatorium Haifa), Fritz (*1.10.1888 Dresden, Ehe mit Alice geb. Beer aus Naugard/Pommern, nach den Olympischen Spielen 1936 über Belgien und Uruguay nach Argentinien geflohen, Kaufmann in La Lucila/Buenos Aires); E: 24.2.1914 Berlin, Wilhelm Lion Bodenheimer (*27.1.1890 Darmstadt, † Juli 1980 Haifa, Großcousin von Lion Feuchtwanger, studierte 1909 in Zürich und bis 1913 in Heidelberg Medizin, Dr. med., erster Arzt der Gartenstadt Mannheim, leitete ein Sanatorium in Haifa, 1957 wieder in Deutschland eingebürgert, 1965 wohnhaft in Tel Aviv); K: Ricka (*1915 Mannheim, Krankenschwester, Ehe mit Arieh Levavi, als israelischer Botschafter nach der Entführung von Adolf Eichmann 1960 aus Argentinien ausgewiesen, während des Sechstagekriegs Außenminister), Adolf Rudolf/Rudi (*1917 Mannheim, Hotelschule in der Schweiz, 1941–1945 englischer Militärdienst, lebte 20 Jahre in Rom und leitete das Excelsior in der Via Veneto, Manager des King David Hotels von Yekutiel Federmann in Jerusalem und des Jerusalem Plaza Hotels, 1975 Gründung des CP Plaza Frankfurt/M., nach 1980 Pächter des Hotels Primus in Frankfurt-Sachsenhausen), Peter Josef/Gad (*1920 Mannheim, †2006 Haifa, Angestellter im Bodenheimer-Sanatorium, Leiter des Dagon-Lagerhauses im Hafen von Haifa, spielte und unterrichtete Musik)

Else Biram zog mit ihren Eltern und Geschwistern um 1885 von ihrer Geburtsstadt Bischofswerda nach Dresden, wo der Vater mit Salomon Wolff, einem Schwager aus Löbau, ein Geschäft betrieb. Sie besuchte in Dresden und nach dem Umzug der Familie von 1895 bis 1898 in Berlin die Schule. Anschließend erwarb sie hier drei Jahre lang kaufmännische Praxis im Bekleidungsgeschäft ihres Vaters in der Neuen Friedrichstraße 78. Um 1903, nachdem sein Geschäftspartner Wolff gestorben war, verkaufte der Vater das Geschäft in Berlin und ging als Kaufmann nach Frankfurt/Oder. 1904 setzte Else Biram gegen den Willen ihrer Eltern in Berlin die Ausbildung fort und belegte bei der Frauenrechtlerin Helene Lange „Gymnasialkurse für Frauen", in denen sie sich auf das Abitur

Briefkopf der väterlichen Firma.



Frankfurt/Oder war seit dem Umzug aus Berlin im Jahre 1903 Lebensmittelpunkt der Familie Biram. Der Vater ist im Adressbuch von 1906 als Kaufmann im Geschäft Kayser & A. Sickler, Große Scharrnstraße 47, angegeben. Die Familie war damit in einer der wichtigsten Geschäftsstraßen Frankfurts ansässig. Auch der Sohn Fritz (Salomon Friedrich) arbeitete hier. Im Zusammenhang mit den Ausbürgerungen und Enteignungen zur Nazizeit werden aus der Familie Biram aufgeführt: Emmy verw. Biram (*6.2.1885) mit Hanna (*8.2.1910 Sulzbach) und Hans (*25.3.1913 Frankfurt), die Brüder Max und Fritz mit Frau Alice (*30.5.1899) sowie Ingeborg (*25.9.1922 Frankfurt) und Marianne (*17.6.1927 Frankfurt). In „The Conference on Jewish Claims against Germany" wird Emmy Biram geb. Samuel mit Bezug auf die Große Scharrnstraße 61 und 44 (Fa. Paul Loewenthal) genannt.

vorbereitete. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie selbst als Büroangestellte. 1909 legte Biram am Realgymnasium Charlottenburg das Abitur als externer Prüfling ab. Anschließend studierte sie in Freiburg, Berlin, München und von 1911 bis 1913 in Heidelberg Nationalökonomie sowie Jura, Kunstgeschichte und Sozialwissenschaften. Auch ihren späteren Mann, den Mediziner Wilhelm Lion Bodenheimer, lernte sie in Heidelberg kennen.

Biram war schon im Elternhaus im Sinne des Zionismus erzogen worden. So gehörten ihr Vater und ihr Bruder ARTHUR BIRAM in Berlin und später in Frankfurt/Oder dem „Verein zur Unterstützung ackerbautreibender Juden in Palästina und Syrien" an. Else Biram selbst besuchte 1909 den 9. Zionistenkongress in Hamburg und engagierte sich in zionistischen Studentenkreisen.

Am 15. Dezember 1913 bestand Biram in Heidelberg ihre mündliche

Doktor-Prüfung. Zuvor hatte sie in Mannheim umfangreiche Datenerhebungen zur Kulturrezeption der Bevölkerung durchgeführt. Mithilfe von etwa 12000 Fragebögen sowie vielen Interviews und der Unterstützung des Mannheimer Museumsdirektors Fritz Wichert erfasste sie die verschiedenen kulturellen Aktivitäten.

Nach dem Studium folgte Biram Wilhelm Bodenheimer nach Mannheim. Jener arbeitete als Assistenzarzt am städtischen Krankenhaus, übernahm aber gleichzeitig aus ideeller Verbundenheit auch die ärztliche Betreuung der 1910 gegründeten Gartenstadt. 1914 publizierte Bodenheimer-Biram „Die jugendliche Arbeiterin“ in der „Zeitschrift für Kinderpflege“. 1915 zogen sie und ihr Mann in die Gartenstadt. 1916 übernahm Biram die Leitung des städtischen Wohlfahrtsamtes für straffällige Mädchen in Frankfurt/Main. In dieser Zeit stand sie auch in Verbindung mit Salomon Altmann, inwischen Professor an der Handelshochschule Mannheim, den sie als Privatdozenten für Nationalökonomie aus ihrer Heidelberger Zeit kannte.

Während des Ersten Weltkriegs hatte Elses Mann Dienst im Mannheimer Lazarett. Ihre Brüder dienten in der deutschen Armee. Einer von ihnen, der ein reichliches Jahr ältere Julius, fiel 1916, Fritz geriet 1915 in französische Kriegsgefangenschaft und Max wurde verwundet.

1917 verteidigte Else ihre Dissertation „Kunstpflege im 19. Jahrhundert“ in Heidelberg bei Alfred Weber. Die Arbeit bestand aus zwei Teilen. Im Teil „Öffentliche Kunstpflege“ stellte die Autorin die Epochen „Höfisch“ (großherzogliche Kunstsammlungen), „Bürgerlich“ (Kunstvereine) und „Kommunal“ (Kunsthallen, Ausstellungen, Popularisierung) gegenüber. Im Teil „Erlebniszentren der Bevölkerungsschichten“ thematisierte sie Führungen, Lesen, Schaulust, Besitz und Dilettantismus. Ihre Arbeit erschien 1919 auch bei Eugen Diederichs in Jena als Teil der Abhandlung „Die Industriestadt als Boden neuer Kunstentwicklung: bildende Kunst und modernes Leben, öffentliche Kunstpflege, Erlebniszentren der Bevölkerungsschichten, Entfaltung produktiver Kräfte auf dem Boden des organisierten Industriezentrums“ in den „Schriften zur Soziologie der Kultur“. Biram hatte mit ihrer empirischen Soziologie in Deutschland Neuland betreten, ohne für ihre Pi-



Familie Bodenheimer (vermutlich in Mannheim mit ihrem Sohn Gad).

onierleistung angemessen gewürdigt worden zu sein.

1918 ließ sich Birams Mann, der im Jahr zuvor in Heidelberg „Ueber die Beziehungen zwischen Sauerstoffverbrauch und Tätigkeit des Froschherzens“ promoviert hatte, mit einer eigenen Arztpraxis in der Gartenstadt Mannheim nieder, Else führte die Geschäfte.

Vor dem Hintergrund der wachsenden Einwanderung in Palästina schrieb Biram zu „Kunsterziehungsfragen“ in „Der Jude“ (1921/22). Sie erhoffte sich aus Palästina neue Impulse für die Kunstbetrachtung und sah die Kunst als wichtigen Bestandteil der zionistischen Erziehung der Kinder an: „Die Erziehung zur Kunst hat schon in der Schule einzusetzen, sie muß sich zur Aufgabe machen, Kinder zu gestaltenden Menschen zu bilden, sie schaffen zu lehren, nicht ihnen von Kunst zu sprechen“. Biram argumentierte in diesem Artikel auch gegen Paul Zucker, dessen Hoffnungen auf Palästina sie zwar teilte, dessen vor allem auf Erwachsenenbildung orientiertem Konzept sie aber widersprach. Ihr Unterrichtsprinzip einer „Arbeitsschule“, des Lernens durch selbstständiges und praktisches Aneignen statt durch bloße Rezeption, gehörte ebenso zu den Leitlinien der Hebrew Reali School unter Elses Bruder Arthur Biram. Deutlich wurde im Artikel „Kunsterziehungsfragen“ auch Else Birams Absage an einen neuen Individualismus. Sie sah die Zukunft im gemeinschaftlichen Handeln. Das Kunsthandwerk sollte aus der in Gemeinschaften neu erblühenden Werkarbeit erwachsen. In der Gartenstadt Hellerau sah sie ein Vorbild für die Gründung von Handwerkergemeinden in Palästina und für die Qualitätsarbeit.

Biram gehörte in Mannheim mit ihrem Mann zu den aktiven Mitgliedern der jüdischen Gemeinde. Zusammen mit dem Rabbiner Max Grünewald gründete sie ein jüdisches Lehrhaus, wo Erwachsene zum jüdischen Leben in Europa und Palästina, zu sozialen Themen, zum Chassidismus und zu Siedlungsfragen unterrichtet wurden. 1930 unternahm Biram mit anderen Wissenschaftlern im Rahmen des Kartells Jüdischer Verbindungen eine Reise nach Palästina. 1931/32 verfasste sie in der Zeitschrift „Die lebendige Stadt“ den Artikel „Der Waldhof“. Auch in der „Israelitischen Gemeindezeitung“ von Mannheim erschienen Beiträge von ihr. Dr. Bodenheimer war in der Gartenstadt vor allem in der Arbeiterschaft hoch angesehen. Wenn nötig, behandelte er die Patienten kostenlos. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten verlor er seine Zulassung, auch ihr Zuhause, seit 1925 „Am Grünen Hag 2“, musste die Familie aufgeben. In der Gartenstadt-Genossenschaft hatten linientreue Nazis das Sagen. Ein Selbstmordversuch von Elses Mann schlug fehl.



Haifa 1935. Bedingt durch wirtschaftliche Großprojekte wie den Hafen und durch die massenhafte Flucht aus Deutschland nach 1933 wuchs die Einwohnerzahl rasch an. Allein zwischen 1931 und 1936 verdoppelte sie sich auf 100.000, gleichzeitig erhöhte sich der Anteil der jüdischen Bevölkerung.

Im Frühjahr 1933 verließ die Familie Deutschland in Richtung Haifa, wo Elses Bruder Arthur Biram die Hebrew Reali School leitete. Else wirkte zwei Jahre als Sozialarbeiterin. 1935 gründete sie mit ihrem Mann und ihrem Bruder Max ein Sanatorium in Haifa-Ahuza im Carmel-Gebiet. Es wurde von Richard Kaufmann im Stil des Bauhauses errichtet. Zur Einweihung am 30. August kamen der britische Administrator Edward Keith-Roach und der arabische Bürgermeister Hassan Bey Shukri. Die Familie Bodenheimer wohnte auch im Sanatorium. Den ursprünglichen Plan, eine Klinik zu gründen, hatten sie auf Rat von Theodor Zlocisti fallengelassen. Jener war in Berlin einer der engsten Mitstreiter von Arthur Biram in der zionistischen Bewegung gewesen, später über seine Frau Hulda mit ihm verschwägert und als Mediziner und Schriftsteller in Palästina vor allem in der Klimatologie bekannt.

Das Bodenheimer-Sanatorium verband Meeresnähe mit Höhenlage, war mit moderner Medizintechnik ausgestattet und bot den Privatpatienten eine Vielzahl physiotherapeutischer Leistungen. An Tuberkulose erkrankte Kinder konnten sich hier erholen. Dem Direktorium gehörten neben den geschäftsführenden Wilhelm



Das Bodenheimer-Sanatorium (Foto: Fritz Biram, 1936/37) befand sich auf dem Mount Carmel in einer Höhe von 330 Metern. Es war umgeben von einem Naturpark mit einem Pinienwald. Man rühmte seinerzeit den Blick über die Ausläufer des Carmel bis zum Meer.

Bodenheimer und Max Biram auch Arthur Biram, Benno Lewy, Albert Goldberg und Theodor Zlocisti an. 1937 wurden die Bodenheimers eingebürgert. Else sammelte für den Jüdischen Nationalfonds, in dessen Auftrag sie 1936/37 Frankreich, die Schweiz und mehrere Balkanstaaten bereiste, Spenden für Umwelt- und Wasserprojekte und leitete „Irgun Olei Merkaz Europa“, eine Organisation der aus Mitteleuropa eingewanderten Juden. Sie war Mitglied der Liberalen Partei, in der Zionisten versuchten, sich unabhängig von den politischen Strömungen zu engagieren. Biram unterstützte auch dort vor allem die Einwanderer in Palästina.

Zu den bekanntesten Patienten in Bodenheimers Sanatorium gehörten Arnold Zweig, der sich hier von den Anstrengungen um seine Anfang des Zweiten Weltkriegs in Palästina geschriebene „Dialektik der Alpen; Emigrationsbericht oder Warum wir nach Palästina gingen“ erholte, und Leonard Bernstein. Ab 1944 war Else Biram alleinige Geschäftspartnerin ihres Mannes. Mit dem Religionsphilosophen Martin Buber waren sie befreundet. 1949 wurde die Ehe geschieden. Das Sanatorium schloss 1955 aus wirtschaftlichen Gründen.

Else Biram war Mitglied der Organisation B‘nai B‘rith. Sie gehörte dem allgemeinen Komitee an, leitete 15 Jahre den Tourismusausschuss und sammelte in Israel, Europa und Südamerika, wo sie sich von 1947 bis 1949 aufhielt, Spenden für ein von B‘nai B‘rith gegründetes Altersheim



Else Bodenheimer-Biram.



Blick über Ahuza zum Carmel Medical Center. Rechts unterhalb des Hochhauses von Mishan liegt das inzwischen um eine Etage aufgestockte, ehemalige Bodenheimer-Sanatorium. Foto: Yaakov Schatz (Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 3.0)

in Haifa. An der Organisation der General Convention vom 25. bis 29. Mai 1959 in Jerusalem war sie maßgeblich beteiligt.

Biram blieb auch in Israel publizistisch tätig. So verfasste sie beispielsweise Beiträge zum Verhältnis von Liberalismus und Sozialismus. 1959 publizierte sie beim Jüdischen Weltkongress zur Gleichberechtigung der Frauen in Israel.

Seit 2005 sind Mannheim und Haifa, die beiden wichtigsten Lebensstationen Birams, Partnerstädte. Das ehemalige Sanatoriumsgebäude, Eder Street 12, wurde erweitert und im Stil der 1930er Jahre saniert. Es ist heute Teil einer Residenzanlage, deren Betreiber Mishan zu Hevrat HaOvdim gehört, einem Unternehmen des 1920 von David Ben-Gurion in Haifa gegründeten Gewerkschafts-Dachverbandes Histadrut.



Heinrich August Blochmann begann seine Berufslaufbahn im Rittergut Großseitschen bei Bautzen, das er 1807 vermutlich im Zusammenhang mit seiner Heirat pachtete.

Quellen: William Löbe: „Blochmann, Heinrich August" und Artikel zu 2 Brüdern, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 2, 1875, S. 708–712; Friedrich August Schmidt, Bernhard Friedrich Voigt: „Neuer Nekrolog der Deutschen". 29. Jg., Teil 2, 1851, S. 948–951; Herbert Zeißig: „Eine Deutsche Zeitung. 200 Jahre Dresdner Anzeiger". 1930; Johann Christian Crell: „Curiosa Saxonica". 1750; Adolf Schulz: „Gottlieb Sigismund Blochmann. Pfarrer in Reichstädt 1784 bis 1798". Reichstädter Nachrichten, April 2001, S. 4–5; Herbert Schönebaum: „Blochmann, Karl Justus". Neue deutsche Biographie, Bd. 2, 1955, S. 307–308; Julius Kühn: „Das Studium der Landwirthschaft an der Universität Halle". Plötz'sche Buchdruckerei Halle, 1888; Heinrich Gerd Dade: „Die deutsche Landwirtschaft unter Kaiser Wilhelm II." C. Marhold Halle, 1913; Münchener politische Zeitung, 1836; Deutsche Vierteljahrs-Schrift, Cotta, 1853; Ludwig Friedrich Gottlob Ernst Gedike: „Lectionsplan des Bauzner Gymnasiums". Monse Bautzen, 1802; gedbas.genealogy.net; germanyroots.com; myheritage.de; Kirchenbücher Hochkirch; Adressbücher der Stadt Dresden; Amtlicher Bericht Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Dresden, 1838; Holger Starke: „Vom Brauerhandwerk zur Brauindustrie: die Geschichte der Bierbrauerei in Dresden und Sachsen 1800–1914". Böhlau Verlag, 2005

Blochmann, Heinrich August

Landwirtschaftsreformer
12.02.1787 Reichstädt – 08.12.1851 Friedrichstal

V: Gottlieb Sigismund (*5.9.1750 Lauban, †12.8.1798 Reichstädt), Sohn des Bürgermeisters Johann Ehrenfried Blochmann, Hauslehrer bei der Familie Bucher in Dresden, Pfarrer in Podrosche und Reichstädt; M: Henriette Juliane geb. Bucher (Tochter eines Dresdner Advokaten, *22.5.1759 Dresden, † November 1813 Dresden während einer Epidemie im Kriegsjahr); G: 3 Schwestern, 7 Brüder, darunter 3 früh verstorbene Geschwister, Rudolf Sigismund (*13.12.1784 Reichstädt, †21.5.1871 Dresden, Vorstand der mechanischen Werkstätten von Joseph von Fraunhofer in Benediktbeuren, Inspektor des mathematisch-physikalischen Salons Dresden, Pionier der Kanalisation in Dresden und der Gasbeleuchtung in Deutschland, plante für die Ökonomische Gesellschaft im Königreiche Sachsen den Vorläufer der TH Dresden, sein Sohn Georg Moritz errichtete Stadtgasanstalten in Bautzen und Zittau), Karl Justus (*19.2.1786 Reichstädt, †31.5.1855 Genf, Pädagoge bei Johann Heinrich Pestalozzi, gründete in Dresden mit Unterstützung von Detlev von Einsiedel und König Friedrich August dem Gerechten eine Privatschule, stellte 1838 Julius Adolph Stöckhardt als Lehrer ein, verheiratet mit einer Schwester des Malers Julius Schnorr von Carolsfeld), Friederike Juliane Elise (*22.3.1788), Ernst Ehrenfried (*27.6.1789 Reichstädt, †15.1.1862, gründete in Dresden die Blochmann'sche Druckerei, die den Dresdner Anzeiger produzierte, sein Sohn Heinrich Wilhelm Clemens stiftete die Buchdruckerei ergänzend zur Dr. Güntz'schen Stiftung, der Sohn Heinrich Ferdinand war Orientalist in Kalkutta, die Tochter Clementine heiratete den Fotografen Hermann Krone), Ferdinand (*1.7.1791), Wilhelm (29.3.1793–1.4.1793), Adolph (*2.4.1794), Juliane Friederike Caroline (*18.7.1795), Moritz (*18.9.1796), Wilhelmine Juliane (24.2.1798–1829, verheiratet mit Alexandre Philippe Lavit aus Genf, Theologe und französischer Sprachlehrer, besuchte bei ihrem Bruder Karl Justus in Yverdon das Töchterinstitut und arbeitete an dessen Dresdner Schule als Lehrerin); E: 1807, Christiane Dorothea geb. Frommelt (1788–1864); K: Emilie Agnes (* vor 1819; †1822 Lauske), Juliane Auguste Ottilie (1819–1881, verh. mit Pastor Karl Jentzsch in Audenhain), Bertha (*28.8.1820 Lauske, †24.2.1901 Zelazne, verh. mit Eduard Friedrich von Rechenberg), Carl Emil (*1822 Lauske, Gutsbesitzer in Naundorf bei Torgau), 2 weitere Töchter

Blochmann entstammte einer protestantischen böhmischen Familie. Ein Heinrich Blochmann hatte 1556 die Heimat aus religiösen Gründen verlassen und war ins Riesengebirge geflohen. Dessen Nachkommen in Löwenberg und Hirschberg mussten das zwischenzeitliche Zuhause wieder aufgeben und siedelten sich im kursächsischen Lauban an. Hier konnten sie sich erfolgreich etablieren. Johann Siegmund Blochmann, 1674 in Löwenberg geboren und 1756 in Lauban gestorben, war Stadtrichter und wie sein Sohn, Heinrich Augusts Großvater Johann Ehrenfried Blochmann, Bürgermeister. Der 1777 in Lauban geborene Cousin Johann Christian Ehrenfried Leberecht Blochmann erwarb sich in Danzig einen Namen als Dichter. Blochmanns Vater war Pfarrer im erzgebirgischen Reichstädt bei Dippoldiswalde und wegen seiner Wohltätigkeit hoch angesehen.

Julius Schnorr von Carolsfeld hat ihn später gezeichnet, wie er die Strümpfe von seinen Füßen streifte, um sie einem Bedürftigen zu schenken. Nach dem frühen Tod ihres Mannes zog Blochmanns Mutter mit den Kindern zu Verwandten nach Dresden, wo sie Französisch und Handarbeiten unterrichtete und künstliche Blumen herstellte. Heinrich August wurde zusammen mit seinem Bruder Karl Justus Blochmann auf das Gymnasium in Bautzen geschickt. Ermöglicht hatte dies Johann Wilhelm Prentzel, ein Verwandter. Rektor in Bautzen war Ludwig Gedike.

Da er sich besonders für die Natur interessierte, entschied sich Blochmann, ohne das Gymnasium abzuschließen, 1802 für eine landwirtschaftliche Ausbildung in Friedersdorf am Queis. 1807 pachtete er das Rittergut Großseitschen. Nach einer zwischenzeitlichen Tätigkeit als Inspektor des Gutes Kleinförstchen übernahm Blochmann 1815 die Inspektion der gräflich Breßler'schen Güter in der Oberlausitz und in Schlesien. Dabei handelte es sich um einen bedeutenden Komplex von 23 Höfen einschließlich zweier Herrschaften und eines Vorwerks. Während dieser Zeit wohnte er in Lauske. 1825 übernahm er die Verwaltung des Rittergutes Zschocha am Queis. Sein erfolgreiches Wirken trotz der Schwierigkeiten der Nachkriegsjahre verhalf Blochmann zu einem ausgezeichneten Ruf bis weit über die Grenzen der Oberlausitz hinaus.

Althergebrachte Besitz- und Abhängigkeitsverhältnisse auf dem Land wie Fron- und Abgabelasten sowie herrschaftliche Nutzungsrechte von Grund und Boden behinderten die Entwicklung der sächsischen Landwirtschaft. Unter Anton dem Gütigen, seit 1827 König, wurden Reformversuche unternommen. Ab 1829 gehörte Blochmann einer Kommission zur Entwicklung eines Verfahrens für die gleichmäßige Besteuerung von Grundeigentum an. In der Schrift „Geschäftsanweisung für die behufs einer Besteuerung versuchsweise auszuführende Abschätzung des Grundeigenthums im Königreiche Sachsen" legte er in 12 Abschnitten die Abschätzungsgrundsätze bei Ackerbau, den Wiesen, Weiden, Grasländereien, Gärten, Obst- und Holzpflanzungen, Waldungen, Weinbergen, Teichen, der Fischerei, Jagd, den Berg- und Hüttenwerken, Stein- und anderen Brüchen, Gruben, Zinsen, Lehngeldern, Deputaten, Frondiensten und Gebäuden sowie Vorschriften für die Dokumentation dar. Die Schrift erschien bei Meinhold in Dresden, wo seinerzeit Blochmanns Bruder Ernst Ehrenfried eine leitende Stellung inne hatte. 1830 wurde Heinrich August Blochmann zum Kommissionsrat ernannt. Er wohnte zu jener Zeit in Dresden in der Großen Plauenschen Gasse unweit der von seinem Bruder Karl Justus gegründeten Schule.

Die Verfassung von 1831 und das Gesetz über die Ablösung der feuda-

Ablösungen und Gemeinheitsteilungen

Bruno Barthel schrieb 1907 in „Altes und Neues aus Groß- und Kleindrebnitz“ mit Bezug auf die Wirkungen des von Blochmann mitverfassten Gesetzes über „Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“, das Sachsens Bauern bis 1852 schrittweise von vielen Frondiensten und Abgaben befreite: „Nachdem alle diese Ablösungen geordnet waren, wurden die Grundstücksbesitzer hier und andernwärts eigentlich erst freie Herren ihres Eigentums und hatten nun ein ganz anderes Interesse an der Verbesserung desselben wie früher. Deshalb wurde dadurch auch ein gewaltiger Fortschritt in der sächsischen Landwirtschaft eingeleitet und damit in der Hauptsache auch ein erfreulicher Aufschwung der ganzen wirtschaftlichen Lage unseres Vaterlandes hervorgerufen.“ Zum Teil auf Kosten der „Kleinen Leute“ auf dem Lande kam es zu einer beträchtlichen Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion in sächsischen Großbetrieben, denen als Ablöse wahlweise jährlich Zinsen oder einmalige Kapitalabfindungen zuflossen. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten stieg die landwirtschaftliche Nutzfläche in Sachsen um 30000 ha, die Getreideproduktion verdreifachte sich und auch der Viehbestand wuchs erheblich (amuellner.gmxhome.de).

len Rechtsverhältnisse gegen Entschädigung vom 17. März 1832 bildeten Meilensteine für eine Modernisierung Sachsens. Blochmann war an der Ausarbeitung eines Teils des Gesetzes beteiligt und wurde zudem als Sachverständiger konsultiert. Zur Planung und Durchführung der Gesetzesreform wurde eine „Generalkommission für Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“ eingesetzt, bestehend aus je zwei ökonomischen und juristischen Räten unter Leitung eines Direktors. Anfangs war dies Carl Gottlieb von Hartmann. Das zuständige Innenministerium stand unter der Leitung von Bernhard August von Lindenau. Ab 1836 leitete Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf die Generalkommission, dessen Bruder Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf war Innenminister. Blochmann gehörte diesem Gremium ab 1832 als „Wirklicher Kommissionsrat“ an und war zuständig für ökonomische Fragen. Sein zuvor verfasstes Werk bildete eine Grundlage für die Arbeit der Spezialkommission für die Bewertung des Grundeigentums. Vor der Verabschiedung eines neuen Grundsteuergesetzes wurden jedoch Änderungen am Blochmann‘schen System vorgenommen. Kraft seines Amtes beriet Blochmann das Landesjustizkollegium und später das königliche Oberappellationsgericht.

1830 hatte Blochmann das Rittergut Neustruppen bei Pirna gekauft, 1831 wurde er Vorsteher des königlichen



Von 1841 bis 1849 besaß Blochmann Schloss und Rittergut Wachau.

Soldatenknabeninstituts in Kleinstruppen. 1835 ging Blochmann nach Dresden, um sich auf seine Amtsgeschäfte zu konzentrieren. Schon ein Jahr später übernahm er aber die Administration des Rittergutes Potschappel, wo er sich wieder praktisch betätigen wollte und sich um den Hopfenanbau in Sachsen verdient machte. Blochmann veröffentlichte weiterhin landwirtschaftliche Schriften, z. B. die „Praktische Anleitung zur ökonomischen Buchführung nach einem einfachen und übersichtlichen Plane", mit der Landwirte zur Rechnungsführung befähigt werden sollten. 1837 nahm er an der ersten Versammlung deutscher Landwirte in Dresden teil. Zu den sächsischen Teilnehmern der von August Gottfried Schweitzer von der Forstakademie Tharandt maßgeblich organisierten Veranstaltung zählten Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf, Johann Gottfried Nake und Heinrich Cotta. Die 1840 von Blochmann herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft für bäuerliche Wirthe und angehende Oekonomen" verbreiteten Wissen zur Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge. Dem ersten Heft zum Thema Ackerbau sollte eigentlich noch eine Abhandlung über Wiesen und Viehzucht folgen, auf die Blochmann jedoch aus Zeitgründen verzichten musste.

Von 1839 bis 1842 war Blochmann als Lehnsträger des Rittergutes und Zivilbesitzer am schließlich gescheiterten Projekt eine Aktienbierbrauerei in Medingen beteiligt. 1837 hatte Heinrich Ficinus ermutigende Wasserana-

lysen durchgeführt, 1839 wurde die Brauerei gegründet. Zum Direktorium gehörten Vertreter der Banken Bondi und Kaskel. Eine Schadensersatzklage des Mitgründers Ferdinand von Reiboldt gegen Blochmann und die Direktoren im Jahre 1842 leitete das Ende des Unternehmens ein.

1841 gab Blochmann seine Verwaltungstätigkeit auf und kaufte Rittergut und Schloss Wachau bei Radeberg. Hier gründete er einen „ökonomischen Verein", der sich nach Blochmann dem Landbau als „reinste und ergiebigste Quelle für den Nationalreichtum" verschrieben hatte, und eine Knechteschule. Ebenso wie sein Bruder, der Pädagoge Karl Justus Blochmann, orientierte er sich dabei an Johann Heinrich Pestalozzi. In der landwirtschaftlichen Ausbildung sah man eine Chance, Kindern aus einfachen Verhältnissen eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Neben der praktischen Ausbildung wurde Grundlagenwissen einschließlich Schreiben und Rechnen vermittelt. 1845 verfasste Blochmann „Das Rittergut und Dorf Wachau bei Radeberg in geschichtlicher, statistischer und landwirthschaftlicher Beziehung". Im selben Jahr erwarb er das nahe Gut Friedrichstal. 1849 verkaufte Blochmann Wachau, behielt aber das um 155 Acker Holzland von Wachau erweiterte Friedrichstal, wo er seinen Lebensabend verbrachte. In Wachau und Friedrichstal arbeitete Julius Kühn aus Pulsnitz für Blochmann, der mit großer Energie Wachau instand gesetzt, mit Rodungen zusätzliche Flächen gewonnen und Kühn in die Melioration, d. h. die Trockenlegung der an stauender Nässe leidenden Felder, eingeführt hatte. Als berühmter Agrarwissenschaftler in Halle erinnerte sich Kühn später an Blochmann als einen der hervorragendsten Praktiker.



Seinen Lebensabend verbrachte Blochmann auf dem Gut Friedrichstal bei Radeberg. Es ging nach seinem Tod in den Besitz seines Schwiegersohns Eduard Friedrich von Rechenberg und später in den des Dresdner Sanatoriumsbetreibers Heinrich Lahmann über.

Heinrich August Blochmann fand auf dem Dresdner Trinitatisfriedhof die letzte Ruhe. 20 Jahre später wurde neben ihm sein Bruder Rudolf Sigismund, der Gasbeleuchtungspionier, beigesetzt.



Bolesław I Chrobry war ab 1024 erster König Polens und herrschte von 1002 bis 1004 sowie von 1007 bis 1025 auch in der Oberlausitz.

Bolesław I Chrobry

König von Polen
966 – 17.06.1025

V: Mieszko I. (*922 od. später, †25.5.992), ab 960 Herrscher in der großpolnischen Region mit dem Hauptort Gniezno/Gnesen bei Poznan, 963 erster polnischer Herzog, mit seiner Taufe im Jahre 966 legitimierte Mieszko seinen kurz zuvor ausgerufenen Staat Polen bei den Nachbarn; M: Dobrawa (†977), Tochter des böhmischen Herzogs Boleslav I., brachte der Überlieferung nach Mieszko I. und damit Polen zum christlichen Glauben, möglicherweise in erster Ehe mit Günther von Merseburg verheiratet und Mutter der Meißner Markgrafen Ekkehard I. und Gunzelin; G: Sigrid die Stolze (* um 965, 980 Königin von Schweden, 995 Königin von Dänemark und dadurch Herrscherin auch in Britannien), ? Vladivoj (* vor 977, †1003, 1002 Herzog von Böhmen), ? Adelheid (*955, Herzogin und Großfürstin von Ungarn, ältere Halbschwester aus einer früheren Ehe des Vaters oder dessen jüngere Schwester), die jüngeren Halbbrüder Mieszko (* um 979, † nach 992), Świętopełk (* um 980, † vor 991), Lambert (* um 981, † nach 992); E: (1) 984 Henilda (Tochter des Meißner Markgrafen Rikdag), (2) 985 Judith (Tochter des Großfürsten von Ungarn), (3) 987 Emnilda (*973, † um 1017, Tochter des slawischen Fürsten Dobromir aus der Lausitz), (4) 3.2.1018 ?Großseitschen, Oda († nach 1025?, Tochter des Meißner Markgrafen Ekkehard I.); K: N.N. (*984/985, Fürstin von Pommern), Bezprym (986–1032, 1031 Fürst von Polen), N.N. (*988, Äbtissin), Reglindis (989–1016, ab 1002 mit dem späteren Meißner Markgrafen Hermann I. verheiratet, Mitstifterin des Naumburger Doms), Mieszko II. (990–10.5.1034, Bolesławs Nachfolger als polnischer König, verheiratet mit Richeza, Nichte von Otto III., wurde 1031 von Kaiser Konrad II. zur Abtretung der Oberlausitz gezwungen, die als Zubehör der Mark Meißen an Hermann I. gelangte), Mathilde (* um 995, † nach 1018, ab 1013 verheiratet mit Svjatopolk, Sohn des Großfürsten der Kiewer Rus, Fürst von Turow), Otto (1000–1033, anlässlich der Zeremonie von Gniezno auf den Namen von Otto III. getauft, ab 1031 Herzog und Mitregent von Polen), Mathilde (* nach 1018, verheiratet mit Otto von Schweinfurt)

Bolesław entstammte der Adelsfamilie der Piasten und war einer der einflussreichsten Herrscher seiner Zeit. Er wollte ein emanzipiertes Reich der Westslawen schaffen und gleichzeitig zur Verbreitung des Christentums beitragen. Insbesondere auch das Geschehen in der Mark Meißen und den Nachbarregionen Schlesien und Böhmen wurde maßgeblich durch ihn geprägt. Sein Einfluss reichte bis in die Kiewer Rus, den ersten, von Wikingern gegründeten Staat der Ostslawen (Russen, Weißrussen und Ukrainer), der zu seinen Lebzeiten eine Blüte erlebte. Bolesław wird in Polen als Nationalheld verehrt.

Bolesław war ein Sohn des polnischen Herzogs Mieszko und der böhmischen Herzogstochter Dobrawa, die ihm den Vornamen ihres Vaters, Boleslav I., gab. Die Ehe der Eltern diente dem Interessensausgleich zwischen Polen, das vor allem nordwärts expandierte, den Deutschen, die unter Markgraf Gero von der Ostmark und Kaiser Otto I. ihre Ostexpansion forcierten, und den Böhmen unter Boleslav I., die wenige Jahre zuvor von

den Deutschen unterworfen worden waren und ihrerseits das kleinpolnische Territorium um Krakau besetzt hielten. Herzog Mieszko musste nach Geros Invasion östlich der Oder im Jahre 963 ebenfalls die deutsche Oberhoheit anerkennen und Tribut leisten. Die Eheschließung von Mieszko und Dobrawa zwei Jahre später fiel in eine Zeit bedeutender machtpolitischer Änderungen. Nach Geros Tod wurde seine große Ostmark aufgeteilt. Die Mark Meißen im Südosten, mit den Gauen Daleminzi um Meißen, Nisan im Elbtal und Milska im Gebiet der heutigen Oberlausitz, sollte zum Schauplatz wiederholter Auseinandersetzungen mit den benachbarten Böhmen und Polen werden. In Merseburg erhielt Günther die Markgrafschaft. Es ist überliefert, dass er bis 965 mit Dobrawa verheiratet gewesen sein soll. Wie seine Söhne Ekkehard I. und Gunzelin, in diesem Fall Halbbrüder von Bolesław, war er später Markgraf von Meißen. Mit Dobrawa fasste das Christentum in Polen Fuß. Es ist zu vermuten, dass Bolesław kurz vor der Taufe des Vaters im Jahre 966 zur Welt kam, da frühe Quellen auf eine Eheschließung der Eltern im Jahre 965 und die Geburt als Sohn eines heidnischen Vaters und einer gläubigen Mutter verweisen. Die Christianisierung Polens war aber nicht allein dem missionarischen Eifer der Herzogin zu danken. Das Bekenntnis zum Christentum brachte dem polnischen Herrscher einen großen Reputationsgewinn bei den Nachbarn und auch praktische Vorteile. Mit dem Übertritt zum Christentum einher ging die Einführung der lateinischen Sprache und damit erstmals der Gebrauch einer Schriftsprache in Polen. Sie war Voraussetzung, den kulturellen Rückstand zum westlichen Teil Europas aufzuholen. Mieszko baute Burgen und erweiterte das polnische Herrschaftsgebiet bis an die Ostsee. Dabei geriet er 972 mit Hodo, dem Markgrafen der Lausitz, in Konflikt, den er in der Schlacht bei Zehden besiegte. Kaiser Otto I. zwang Mieszko darauf, seinen siebenjährigen Sohn Bolesław in Geiselhaft nach Quedlinburg bzw. Magdeburg zu geben. Nach dem frühen Tod der Mutter im Jahre 977 kühlte sich das Verhältnis zwischen Polen und Böhmen ab. Der Vater heiratete Oda von Haldensleben, eine Tochter des Markgrafen von der Nordmark, und knüpfte dadurch erste Verbindungen zum sächsischen Adel. Bolesław begleitete seinen Vater oft auf dessen Reisen durch das Land.

Bolesław wurde von seinem Vater im Jahre 984 mit einer Tochter des Markgrafen Rikdag von Meißen verheiratet. Die Böhmen unter Boleslav II., Dobrawas Bruder, besetzten aber die Markgrafschaft und damit waren die Pläne der Polen, nach dem Tod von Kaiser Otto II. im Jahre 983 in der Mark Meißen Fuß zu fassen, zunächst gescheitert. Bolesław löste die Ehe wieder auf. Mithilfe der Eheschließung mit Judith von Ungarn im Jahr darauf wurde versucht, eine

Allianz gegen Böhmen zu schmieden. Bolesławs dritte Ehe, im Jahre 987, sollte wiederum die Allianz mit Meißen festigen und war ebenfalls gegen Böhmen und dessen Vormachtstreben in Schlesien gerichtet. Im Rahmen einer Doppelhochzeit heiratete Bolesław eine Schwägerin von Gunzelin, eines Bruders des damaligen Meißner Markgrafen Ekkehard I. Auch dank der guten Beziehung nach Deutschland und mit der Unterstützung seines Sohns Bolesław war es Mieszko möglich, 990 Krakau und 992 Schlesien mit Breslau zu erobern. Im Auftrag des Vaters regierte Bolesław das kleinpolnische Territorium um Krakau. Zu den Unterstützern der Polen gehörten Familienangehörige des für Krakau zuständigen Prager Bischofs Adalbert, dessen Reformorientierung im eigenen Land von einflussreichen Gegnern angefeindet wurde und der deswegen Prag auch zeitweise verlassen musste. Mieszko hinterließ ein Herzogtum Polen, das von der Oder bis an die Warthe reichte. Nach seinem Tod



Der heutige Breslauer Dom geht auf einen Vorgängerbau unter Bolesław zurück.



Die Burg Bautzen befindet sich auf einem Felssporn oberhalb der Spree. Im Zusammenhang mit einer Belagerung durch König Heinrich II., der dabei fast gefallen wäre, wurde Bautzen 1002 erstmals urkundlich erwähnt. Es gab dem Land Budissin den Namen.

sollte das Land unter seinen Söhnen aufgeteilt werden. Das polnische Kernland unterstellte er dem Papst, was praktisch aber nur eine Verpflichtung zum Tribut bedeutete.

Bolesław wurde im Jahre 992, als sein Vater starb, Herzog von Polen. Sein erstes Bemühen galt, die verbrieften Ansprüche seiner Stiefgeschwister abzuwehren. Mit diplomatischem und kriegerischem Geschick konnte er danach das polnische Territorium rasch erweitern. Er verbündete sich 995 mit den Deutschen unter König Otto III. gegen die Sorben an Elbe und Ostsee und unterwarf Mähren und die Slowakei in seinem Bestreben, ein vereinigtes Reich der Westslawen zu schaffen. Während seiner Regentschaft genoss die jüdische Bevölkerung Polens einige Privilegien, allerdings befahl Bolesław, deren

Schriftgut zu verbrennen. Um 995 führte er die ersten polnischen Münzen ein.

Das polnische Territorium war kirchenpolitisch umstritten. Das unter Boleslav II. entstandene Bistum Prag umfasste auch Breslau und Krakau. Ein Vorschlag aus dem Bistum Meißen, für Teile von Böhmen und Schlesien eine eigene Diözese einzurichten, scheiterte. Gegen die deutschen Kirchenfürsten entschied Otto III., die zu Deutschland benachbarten Gebiete nicht zu integrieren, sondern zu Verbündeten aufzubauen, als Vorposten zum Schutz des Reiches. Bolesław erkannte die sich daraus für ihn ergebenden Möglichkeiten. Er löste die Reliquien des Prager Bischofs Adalbert von den baltischen Prußen aus, die jener mit Unterstützung Bolesławs hatte missionieren wollen, und begrub sie in Gniezno. Anlässlich der Wallfahrt von Otto III., der zu den Anhängern des inzwischen heiliggesprochenen Adalberts gehörte, im März 1000 erkannte der Kaiser Bolesław als souveränen Herrscher Polens an. Bei dieser Gelegenheit wurde vermutlich auch die spätere Eheschließung von Bolesławs Thronfolger Mieszko II. mit einer Nichte von Otto beschlossen, und Bolesław taufte seinen jüngsten Sohn auf den Namen Otto. Papst Sylvester II. gewährte Polen eine eigene Erzdiözese mit Sitz in Gniezno, wobei Breslau einen Bischofssitz erhielt. Damit wurde Bolesław zum Gründungsvater einer eigenständigen polnischen Nationalkirche, die unabhängig von Deutschland direkt dem Papst unterstellt war.

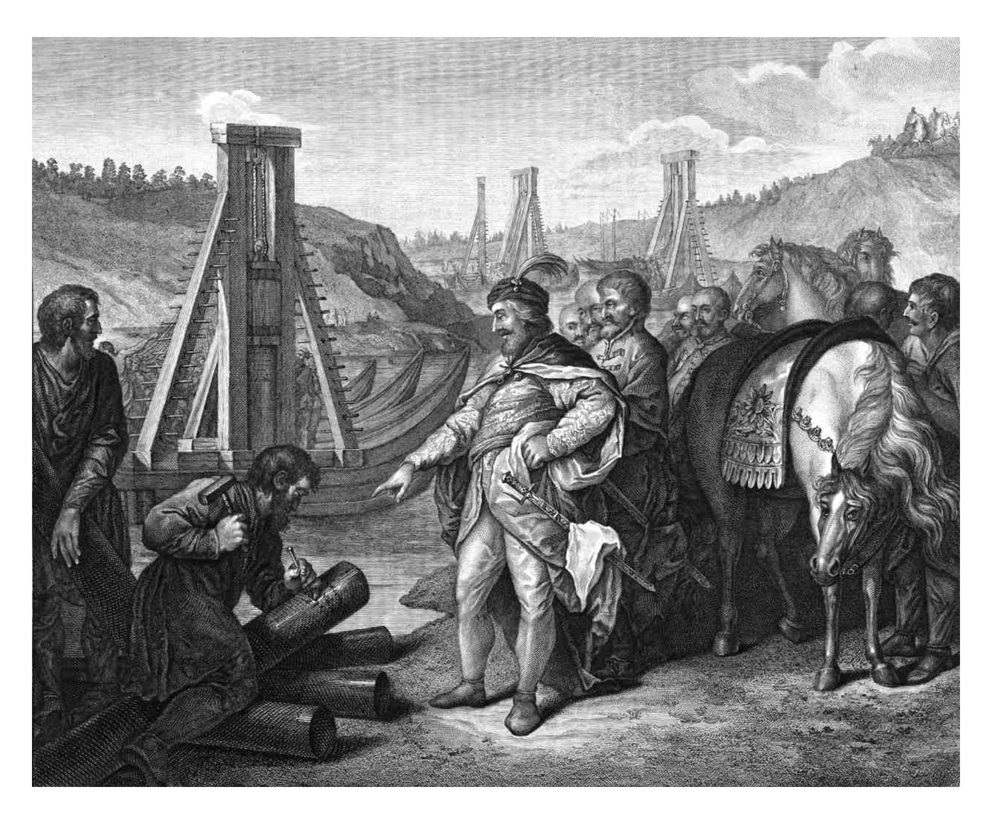
1002 unterstützte Bolesław den Meißner Ekkehard I. beim Versuch, die Nachfolge des verstorbenen Kaisers Otto III. anzutreten. Er wurde durch die Furcht angetrieben, dass sich die Deutschen erneut mit den Böhmen gegen Polen verbünden und jene Schlesien und Krakau zurückfordern könnten. Nach Ekkehards Ermordung eroberte Bolesław mit Unterstützung von dessen Gefolgsleuten Meißen und die Lausitz. Die offizielle Markgrafenwürde in Meißen erhielt jedoch Ekkehards Bruder Gunzelin. Um die bereits bestehenden, engen familiären Beziehungen mit Meißen zu festigen, verheiratete Bolesław im Jahre 1002 seine Tochter Reglindis mit Hermann I., einem Sohn von Ekkehard I.

Um Bolesław zu besänftigen, belehnte ihn der neue deutsche König, Heinrich II., mit der Markgrafschaft Lausitz (Niederlausitz) und dem Gau Milska, der dadurch praktisch von der Mark Meißen abgetrennt wurde. Ein Attentat gegen den Polen anlässlich der Huldigung des Königs in Merseburg im Jahre 1002 hatte Zwietracht zwischen Heinrich II. und Bolesław gesät. Mit der Brandschatzung der Burg Strehla eröffnete Bolesław offiziell den Streit. Der Konflikt spitzte sich zu, als Bolesław 1002 und 1003 in die böhmische Thronfolge eingriff, zunächst seinen vermutlichen Bruder



Das polnische Territorium erweiterte sich zur Zeit der Herrschaft von Bolesław deutlich. Es bestand 992 aus der dunkleren rosa Fläche und umfasste 1025 die mit der dicken roten Linie umrahmten Gebiete inkl. Lausitz, Milska, Mähren und Slowakei. Einige Länder konnten nur kurzfristig gehalten werden (Meißen, Böhmen). Grafik: Poznaniak, aus: „Ilustrowany Atlas Historii Polski“ (Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0)

Vladivoj installierte und sich schließlich selbst zum Herzog proklamieren ließ. Bereits 1004 musste er Böhmen aber wieder aufgeben. Heinrich II. erneuerte die deutsche Vorherrschaft. Sein Vorgehen stand im Zusammenhang mit seiner Absicht, die in Gniezno vereinbarte relative polnische Eigenständigkeit, in kirchlichen wie politischen Angelegenheiten, zu revidieren. Dies war für ihn wichtig, denn er musste seine Autorität als König



Bolesław I Chrobry befestigt Grenzpfähle an Elbe und Saale.

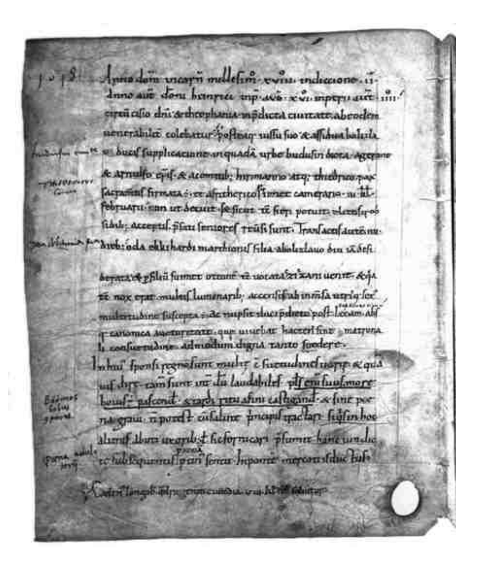
wahren und hinter Bolesław stand die sächsische Fürstenopposition. Dabei schreckte Heinrich auch nicht davor zurück, sich mit den heidnischen Lutizen zu verbünden, die Deutsche und Polen zuvor gemeinsam bekriegt hatten. Milska wurde 1004 von den Deutschen zurückerobert. König Heinrich II. und Hermann I., obwohl ein Schwiegersohn von Bolesław I Chrobry, besetzten Bautzen. Heinrich II. konnte bis zum Friedensschluss 1005 in Poznan im ersten von insgesamt drei Kriegen mit Bolesław dessen Einfluss zunächst zurückdrängen, ohne dass sich dieser ihm tatsächlich unterwarf. Zu Bolesławs Verbündeten gegen Heinrich zählte der mit ihm verschwägerte dänische König.

König Heinrich II. schenkte 1007 die Kastelle Trebista, Godobi und Ostrusna dem Hochstift Meißen unter Bischof Eido I. Sie befanden sich im Gau Milska, der im Verlauf des Jahres wieder an Bolesław fiel. Für diese Schenkung des Königs, unter dem das Reichskirchensystem ein Blüte erlebte, gab es eine politische Motivation. Die Bischöfe stellten in Deutschland ein bedeutendes Gegengewicht zum immer selbstbewusster auftretenden

weltlichen Adel dar. Diese Funktion und ihre missionarische Tätigkeit in von Sorben besiedeltem Gebiet konnten die Bischöfe am besten verbinden, wenn ihr Besitz bis in die Nähe von Bautzen, dem Hauptort von Milska, reichte. Es ist zu vermuten, dass dieser bischöfliche Besitz während der polnischen Besatzung von Milska zumindest infrage stand. Die Lokalisierung des Kastells und späteren Burgwards Trebista innerhalb von Milska ist für das Verständnis der Ostsiedlung in Sachsen von großer Bedeutung. Lange vermutete man Großdrebnitz bei Bischofswerda wegen der scheinbaren sprachlichen Ähnlichkeit als heutige Ortschaft. Seit etwa 100 Jahren wird nach einer Untersuchung des 1241 beurkundeten Grenzverlaufs zwischen der damals böhmischen Oberlausitz und den Gebieten der Meißner Bischöfe Doberschau favorisiert und heute gilt Bischofswerda als ein möglicher Kandidat.

Die meißnische Verwandtschaft von Bolesław spielte in jener Zeit eine zwiespältige Rolle. Schwiegersohn Hermann I. regierte im Auftrag des deutschen Königs bis zur polnischen Rückeroberung 1007 die Oberlausitz, versuchte aber häufig zu vermitteln.

In den folgenden kriegerischen Auseinandersetzungen mit Heinrich II. besetzte Bolesław erneut die verlorenen Gebiete. Markgraf Gunzelin wurde nachgesagt, mit Bolesław zu paktieren, weswegen ihn der König 1010 absetzte. 1013 erkannte Bolesław im Frieden von Merseburg die Lehnshoheit von Heinrich II. zwar formal an, faktisch musste der deutsche König aber die lausitzischen Eroberungen zuzüglich Milska der Polen akzeptieren. Ihr Verhältnis blieb konfliktträchtig. Ein Feldzug Bolesławs nach Kiew zur Befreiung seines Schwiegersohns Svyatopolk, eines Stiefsohns des Kiewer Großfürsten, scheiterte. Dem König verweigerte er die Gefolgschaft auf dem Zug nach Rom, seinen Lehnsverpflichtungen kam er nicht nach und auch die geforderte Unterwerfung blieb aus. Heinrich, inzwischen Kaiser, hielt Mieszko II., Bolesławs Sohn, zeitweise gefangen. Der deutsche Feldzug 1015 bis zur Oder wurde durch die Polen abgewehrt, die ihrerseits unter Mieszko II. Meißen angriffen und die von Hermann I. verteidigte Burg teilweise zerstörten. Den Brand löschten die Verteidiger mit Bier (Ersterwähnung von Bier in Sachsen). Bischof Eido I. von Meißen, dem Bolesław die Bergung und Bestattung der Leichen der vorangegangenen Schlacht gestattet hatte, wollte Heinrich II. Bericht erstatten, starb jedoch auf der Reise in Leipzig (Ersterwähnung der Stadt Leipzig). Zu jener Zeit war in Meißen Hermann I. Markgraf, bis zum Tod seiner Frau Reglindis im Jahre 1016 Bolesławs Schwiegersohn. Neuer Bischof wurde mit Eilward ein Bruder Hermann I.



Bericht über die Eheschließung von Bolesław I. Chrobry mit Oda von Meißen im Jahre 1018 in der Chronik Thietmars von Merseburg. Mit der Hochzeit wurden die traditionell guten Beziehungen des polnischen Herrschers mit der Meißner Markgrafenfamilie gefestigt. Oda war eine Schwester von Boleslaws vormaligem Schwiegersohn, Markgraf Hermann I.

Mithilfe seines Schwiegervaters Bolesław gelangte Svyatopolk 1015 zwischenzeitlich an die Macht in der Kiewer Rus. Während des letzten der drei Kriege mit Bolesław belagerte 1017 Heinrich II. erfolglos die Burg Nimptsch vor Breslau. Am 30. Januar 1018 im Frieden von Bautzen errang Bolesław die erneute Anerkennung seiner Herrschaft über die Lausitz und den Gau Milska durch den Kaiser. Bei dieser Gelegenheit vertiefte er seine Beziehungen zum meißnischen Adel durch Heirat mit Oda, einer Tochter des ehemaligen Markgrafen Ekkehard I. Die Hochzeit, die der Festigung des Friedens diente, fand vermutlich auf der Burg Großseitschen bei Bautzen statt.

Auch wenn Bolesław nicht die Herrschaft über die Mark Meißen erobern konnte, war sein Einfluss groß und er insgesamt der Sieger im Konflikt mit Heinrich II. Sein Status entsprach wieder dem nach dem Akt von Gniezno im Jahre 1000 unter Otto III. In der Folgezeit agierten Bolesław und Heinrich II. als Verbündete. Eine wichtige Rolle hatten dabei die engen Bande der Polen zu den Meißner Markgrafen gespielt. Gunzelin wurde vom deutschen König deswegen sogar abgesetzt. Auch dessen Nachfolger, Gunzelins Neffe Hermann I., unterstützte die Kriege Heinrich II. gegen Bolesław eher halbherzig, war er doch mit dessen Tochter Reglindis verheiratet; zwei Jahre nach ihrem Tod vermählte er mit Oda eine Schwester mit seinem bisherigen Schwiegervater.

1018 besiegte Bolesław den von Heinrich II. zunächst unterstützten Yaroslav I. von Kiew und installierte seinen Schwiegersohn und Yaroslavs Halbbruder Svyatopolk, der jedoch im Folgejahr starb und wieder von Yaroslav abgelöst wurde, auf dem Thron. Gemeinsam zogen Bolesław und Heinrich II. nach Italien. Solange der Kaiser lebte, zügelte Bolesław



Denkmal für Bolesław in Breslau an der Schweidnitzer Straße.

seine Ambitionen. Erst am 25. Dezember 1024, nach dessen Tod, ließ er sich zum ersten polnischen König krönen. Gleichzeitig wurde die Meißnerin Oda damit möglicherweise zur ersten polnischen Königin, allerdings ist ihr Sterbejahr ungesichert und ihre Ehe galt wegen ihres vorehelichen Lebenswandels und einer Nebenfrau Bolesławs als problematisch.

Bolesław war am Ende seines Lebens als Herrscher von der Elbe bis zum Bug, von der Ostsee bis zur Donau anerkannt. Im Dom zu Poznan fand er seine letzte Ruhe. Sein Sohn und Nachfolger, Mieszko II., verlor in den Folgejahren nicht nur viele der vom Vater eroberten Gebiete, sondern auch die polnische Königskrone. Im Jahre 2001 erinnerte das Stadtmuseum Bautzen in einer Gemeinschaftsausstellung mit dem „Muzeum Miejskie Wroclawia“ an „Milceni et Silensi: Die Oberlausitz und Schlesien um das Jahr 1000 in der Zeit des Bolesław Chrobry“.

Quellen: Henry Lang: „The Origins of the Polish State. Mieszko I and Boleslaw Chrobry.“ University of Buffalo, 1995; Heinz Schuster-Šewc: „Zur Lokalisierung der in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. (1006) genannten drei Kastelle: Ostrusna, Trebista, Godobi.“ In: Letopis, Bd. 53, H. 2, 2006, S. 67–72; Herbert Ludat: „Boleslaw I. Chrobry“. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2, München–Zürich 1983, Sp. 359–364; Rezensiert von: Piotr Gotówko, Rochala Paweł, Nimptsch im Jahre 1017, Originaltitel: „Niemcza 1017“. 30.6.2016, in forum historiae iuris; „Dithmars, Bischofs zu Merseburg, Chronik in Acht Büchern, nebst dessen Lebensbeschreibung, aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersezt und mit Anmerkungen erläutert von M. Johann Friedrich Ursinus, Pfarrern in Boritz“. Dresden 1790



Karl August Böttiger, von Carl Christian Vogel von Vogelstein porträtiert. David d'Angers und Reinhard Krüger schufen Porträtmedaillons. Auch die Maler Gerhard von Kügelgen und Johann Friedrich August Tischbein porträtierten Böttiger.

Böttiger, Karl August

Magister, Altertumsforscher, Schriftsteller, Journalist und Pädagoge
08.06.1760 Reichenbach – 17.11.1835 Dresden

V: Karl (1730–1776), Conrektor in Reichenbach, Archidiakon in Elsterberg; M: Johanna geb. Pietzsch (*1734, †2.5.1812 Dresden, 2. Ehe mit dem Kaufmann Oberländer aus Gera); E: 8.9.1786 Loschwitz, Eleonore geb. Adler (†18.2.1832 Dresden, Tochter eines Geheimen Finanzsekretärs); K: August (†1791 Weimar nach Postkutschenunfall in Jena bei der Anreise von Bautzen nach Weimar), Karl Wilhelm (*15.8.1790 Bautzen, †26.11.1862 Erlangen, Professor für Geschichte in Leipzig und Erlangen, korresp. Mitglied der OLGdW), Moritz (1797–1798), Gustav (*9.6.1799, †12.9.1857 Dresden, Amtsaktuar), ab 1809 mehrere Pflegetöchter

Böttiger erhielt in Elsterberg Privatunterricht bei seinem Vater. Zu seinem Mitschüler Friedrich Wilhelm Döring, Sohn des hiesigen Oberpfarrers, entwickelte sich eine enge Freundschaft. Sie besuchten ab 1772 das Landesgymnasium Pforta. Dort wurde Böttigers Begeisterung für das Altertum geweckt. Erst wenige Jahre zuvor hatte der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie, Johann Joachim Winckelmann, sein Hauptwerk zur Geschichte der Kunst des Altertums veröffentlicht. 1778 begann Böttiger mit Unterstützung des Stiefvaters ein Studium der Philologie bei Johann August Ernesti in Leipzig. Auch bei den Professoren Ernst Platner, Samuel Friedrich Nathanael Morus und Friedrich Wolfgang Reiz hörten er und Döring Vorlesungen. Die finanzielle Unterstützung durch die Eltern versiegte, als jene nach dem großen Brand von Gera 1780 in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten. Böttiger musste das Studium unterbrechen und seinen Lebensunterhalt als Hofmeister und Privatlehrer verdienen. 1781 kam er erstmals nach Dresden, wo er in Diensten beim Kommandanten der Neustadt von Pfeilitzer, dem Geheimen Finanzdirektor von Ferber und der Gräfin von Zinzendorf stand. Zu seinen Förderern zählte Hofmarschall Joseph Friedrich von Racknitz, der ihn auch in die Freimaurerei einführte. Das Interesse daran vertiefte sich während Böttigers Anstellung bei Friedrich Magnus I. zu Solms-Wildenfels, als er auch den Maler Christian Leberecht Vogel kennen lernte. 1784 erlangte Böttiger in Wittenberg den Abschluss als Magister.

Die Berufslaufbahn begann Böttiger in Guben als Gymnasialdirektor in der Nachfolge seines Freundes Döring. Hier gründete er zudem ein Privatinstitut. Als er in Löbau die Leitung eines neuen Mustergymnasiums übernehmen sollte, entschied er sich jedoch für Bautzen. Böttiger leitete das dortige Gymnasium von 1790 bis 1791. Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt gehörte zu



Die

Oberlausizische

Gesellschaft der Wissenschaften

zu Görliz

urkundet

durch gegenwärtiges Patent,

daß sie

Herrn Konsistorialrath Böttiger

in Weimar

am 1790

zu ihrem Mitgliede erwählet habe.

Görliz,
am 16ten Juli
1802.

Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf bestätigte Böttiger am 16. Juli 1802 dessen Mitgliedschaft seit 1790 in der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (Deutsche Fotothek, CC BY-SA 4.0).

seinen Schülern. Der langjährige Conrektor Johann Gottlieb Cober, ein ehemaliger Mitarbeiter von Heinrich von Brühl, machte ihm aber das Leben schwer. Ab 1790 war Böttiger Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, in deren „Lausizischer Monatsschrift“ er „Über das Bauzner Bakwerk“ schrieb. Im „Lausizischen Magazin“ erschienen mehrere pädagogische Abhandlungen. Vermutlich aus der Zeit in Bautzen rührte seine enge Bekanntschaft mit Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf.

Johann Gottfried Herder empfahl Böttiger 1791 als Gymnasialdirektor und Oberkonsistorialrat in Weimar. Er führte dort eigene archäologische Untersuchungen durch, die in seine Schulprogramme einflossen. Böttigers profunde Kenntnisse zum Altertum verhalfen ihn zum Eintritt in die gesellschaftlichen Kreise des klassischen Weimar, so bei Herzogin

Anna Amalia. Auch für Literatur und Theater entwickelte er eine große Leidenschaft. Böttiger zählte bekannte Gelehrte, darunter Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, zu seinen Gästen. Zunächst bestand auch ein gutes Verhältnis zu Johann Wolfgang von Goethe, den er in Fragen des Altertums beriet. Dank seines umfangreichen Briefwechsels und der Publikationen in einer Vielzahl von Zeitschriften, wie in dem von ihm von 1795 bis 1803 herausgegebenen „Journal des Luxus und der Moden", gilt Böttiger heute als Chronist des Weimar von Goethe und Schiller („Literarische Zustände und Zeitgenossen", Dresden 1838). Er schrieb alles auf, was ihm an menschlichen Schwächen und sozialen Ungerechtigkeiten begegnete – ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf Vertraulichkeiten. Teilweise verbarg er die Kritiken in einem historischen Gewand. So kam es zum Streit mit Goethe, der in ihm nun den „Böttiger'schen Kobold" sah, und mit Friedrich Schiller, der ihn „Magister Ubique" nannte. Schiller warf Böttiger vor allem die unautorisierte Weitergabe des Manuskripts zu „Wallenstein" vor. Böttigers Gegenspieler Ludwig Tieck karikierte ihn in „Der gestiefelte Kater" (1797) in der Figur des Literaturkritikers Bötticher. Befreundet war Böttiger mit Christoph Martin Wieland, dessen „Teutschen Merkur" er von 1797 bis 1809 herausbrachte.



Szene aus Böttigers wichtigstem Werk aus seiner Weimarer Zeit: „Sabina oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der römischen Schriftsteller" (1803). Mit seinen vielen Schriften zum Altertum erlangte Böttiger seinerzeit große Bekanntheit. Er trug damit wesentlich zur Popularisierung der Altertumswissenschaften bei. Schon zeitgenössische Kritiken beklagten jedoch, dass seinen vorrangig der mythologischen Auslegung antiker Kunstwerke und dem antiken Alltagsleben gewidmeten Schriften die wissenschaftliche Tiefe fehle. Bekannte Werke aus Böttigers Dresdner Zeit zu dieser Thematik waren „Ideen zur Archäologie der Malerei" (1811) und „Ideen zur Kunst-Mythologie" (1826/1836).



Coselpalais, ehemals „Hinter der Frauenkirche" 5. Bis 1815 wohnte hier auch Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf.

Nachdem die Konflikte in Weimar eskalierten, wechselte Böttiger 1804 nach Dresden, wo er einflussreiche Freunde wie Hofmarschall Joseph Friedrich von Racknitz und Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard besaß. Er arbeitete als Studiendirektor am Pageninstitut, einer Bildungsanstalt für adlige Schüler, und an der aus der Vereinigung mit dem Kadettenhaus hervorgegangenen Ritterakademie sowie ab 1814 auch als Leiter des Antikenmuseums. Nach 1822 verblieb ihm die Tätigkeit im Museum. Die Skulpturen, Vasen, Bronzen und die von Anton Raphael Mengs gesammelten Gipsabdrücke dienten Kunststudenten als Anschauungsmaterial. Böttiger erklärte in seinen Vorlesungen vor der „Gipsklasse" der Kunstakademie die Hintergründe. Er regte an, Nachbildungen der Antiken anfertigen zu lassen, und machte Vorschläge, wie man die Schätze einem breiten Publikum zugänglich machen könne. Die Arnoldische Buchhandlung verlegte seine „Andeutungen zu 24 Vorlesungen über Archäologie". Böttiger nahm alles auf, was er an Wissen erwerben konnte. Seine Privatbibliothek war legendär. Wissen vermittelte er aus Passion und beschränkte dies nicht auf seine dienstlichen Aufgaben. Böttigers Vorträge in seiner Wohnung im Coselpalais waren ihrer Unterhaltsamkeit wegen gerühmt. Sogar der spätere König Johann ließ sich von ihm in die Klassiker der Römer und Griechen einführen und die griechische Sprache lehren. Böttiger

knüpfte eine Vielzahl von Kontakten zu einflussreichen, literarisch und künstlerisch interessierten Persönlichkeiten. Wie der Kunstsammler Johann Gottlob von Quandt zählte er zum Freundeskreis von Arthur Schopenhauer. Historisch bedeutsame Zeitdokumente sind seine Artikel zu Literatur und Theater. Politische Bedeutung besaß Böttigers journalistisches Schaffen während der Befreiungskriege. Die von ihm redigierte Zeitschrift „London und Paris" war durch die französische Revolution angeregt worden, sich mit den europäischen Antipolen England und Frankreich auseinanderzusetzen. Böttigers Karikaturen auf Napoleon ermutigten auch andere Autoren, die französische Besatzungsherrschaft zu kritisieren. Nach Theodor Körners Tod im Jahre 1813 bemühte er sich um die Gründung eines Gedenkvereins. Ab 1820 gab Böttiger die Zeitschrift „Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde" und als deren Fortsetzung ab 1828 „Archäologie und Kunst" heraus. Sein Credo für die Altertumswissenschaft bestand darin, dass sie Vergangenheit und Gegenwart verbinden müsse: „Des Alterthums Erforscher sey ein Janus-Kopf."

Böttiger war maßgeblich am Entstehen eines elitären Vereinslebens in Dresden beteiligt. Mit Elisa von der Recke und Christoph August Tiedge, deren literarischen Zirkel er wie Gottlob Adolf Ernst von



Böttiger, links im Vordergrund sitzend, beobachtet im Gemälde von Carl Christian von Vogel und Vogelstein, wie Pierre Jean David d'Angers im Jahre 1834 eine Büste von Ludwig Tieck modellierte. Weiterhin im Bild zu sehen sind der Maler selbst (neben Böttiger stehend), dahinter Wolf Graf Baudissin, hinter der Büste Carl August Förster, Otto Magnus Freiherr von Stackelberg, Moritz Steinla und Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, alles bedeutende Künstler, Schriftsteller und Altertumsgelehrte, vor Tieck dessen Sohn Johannes, hinter ihm seine Tochter Dorothea (Deutsche Fotothek, CC BY-SA 4.0). Die Anwesenheit Böttigers, der in der ersten Fassung für den Verleger Brockhaus noch fehlte, in diesem Bild ist insofern bemerkenswert, weil sein Verhältnis zu Tieck zerrüttet war.

Nostitz und Jänkendorf, Ludwig Tieck und aus Leipzig Robert Stöckhardt besuchte, bestanden freundschaftliche Verbindungen. Böt-

tiger gehörte dem spätromantischen Dresdner Liederkreis und dessen Nachfolger Albina an. Neben Nostitz zählten Theodor Hell (Winkler) und Johann Gottlob von Quandt zu den aktivsten Mitstreitern in diesen geselligen Vereinen literarisch Interessierter. Der Albina gehörten später auch Carl Gustav Carus, Gottfried Semper und Ernst Rietschel an. Selbst der berühmte Dichter Ludwig Tieck suchte zunächst den Kontakt zum Liederkreis, aber schon länger existierende Spannungen zwischen Böttiger und Tieck eskalierten im Zusammenhang mit dessen Zerwürfnis mit Hell. Böttiger initiierte den Sächsischen Altertumsverein, später ein äußerst angesehener Verein unter Schirmherrschaft des Königshauses, mit einem Artikel in der Dresdner Abendzeitung vom 25. Oktober 1819. Unterstützung fand er dafür u. a. bei Quandt und Nostitz. Nach dem Zerwürfnis zwischen Tieck und Hell übernahm Böttiger die Redaktion der von Hell herausgegebenen Abendzeitung. 1828 gründete Böttiger den Sächsischen Kunstverein, der von Quandt geleitet wurde und dem auch Carus, Nostitz und Hell angehörten. In der Sächsischen Bibelgesellschaft wirkte er als Sekretär.

Böttiger wurde am 8. November 1781 durch Johann Samuel Petermann, einen Sohn von Georg Petermann, formal in die Dresdner Freimaurer-Loge „Zum Goldenen Apfel“ aufgenommen, am 3. Dezember 1783 wurde er offiziell Mitglied. In Weimar hatte er zu den Freimaurern Friedrich Justin Bertuch, Johann Joachim Christoph Bode und Johann Wolfgang von Goethe enge Verbindungen. Von 1814 bis 1820 wirkte er in der Dresdner Apfelloge als deputierter Meister vom Stuhl bzw. erster Aufseher. Zu ihren Mitgliedern zählte Gottlob Friedrich Thormeyer. Als Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf 1830 Landesgroßmeister der Großen Landesloge Sachsen wurde, war Böttiger dessen Stellvertreter. Wiederum mit Nostitz, Carus, Quandt und Hell engagierte er sich im sozialen Unterstützungsverein „Rath und That“, der den Freimaurern nahe stand.

Neben seinen vielfältigen künstlerischen und literarischen Interessen sowie gesellschaftlichen Aktivitäten engagierte sich Böttiger auch für die Naturwissenschaften. Mit dem weltberühmten Mineralogen Abraham Gottlob Werner stand Böttiger in regem brieflichen Kontakt, und er gehörte wie Carus und Racknitz der 1817 von Werner wenige Monate vor dessen Tod gegründeten Dresdner Mineralogischen Gesellschaft an. Dem in seinem Beisein verschiedenen Freunde widmete Böttiger die „Worte auf der Anhöhe der Landstraße nach Gorbitz gesprochen an Werners Sarge in der 11ten Stunde der Nacht zwischen dem 2ten und 3ten July 1817“ und „Ueber Werner‘s Umgang mit seinen Schülern, vorgelesen am Er-

innerungstage von Werner‘s Tod den 30. Juny 1819“. Böttiger war Mitglied der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS in Dresden, der Leipziger Societät, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt, der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte und der Sächsischen Gesellschaft für Botanik und Gartenbau FLORA. Mit dem Mediziner Burkhard Wilhelm Seiler verfasste er 1825 „Erklärungen der Muskeln und der Basreliefs an Ernst Matthaei‘s Pferde-Modellen“.

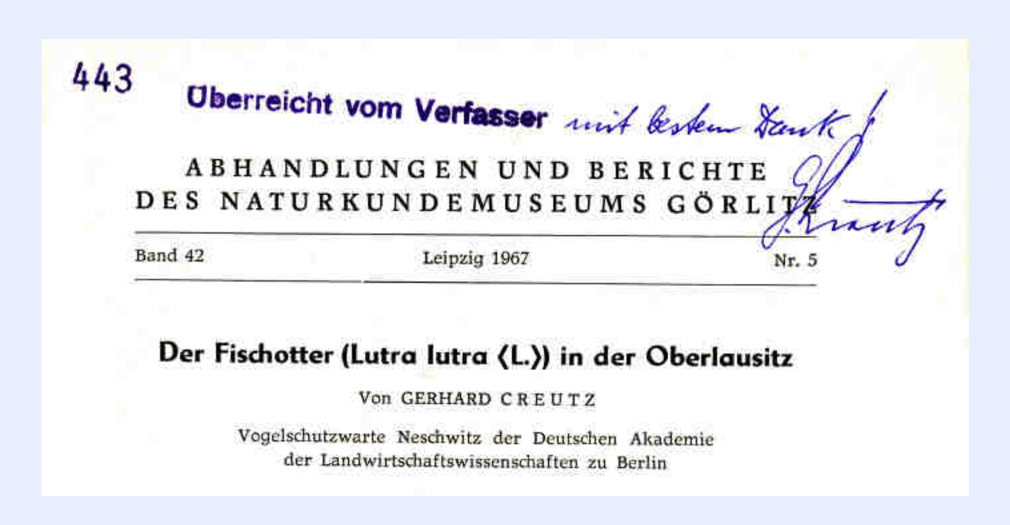
Böttiger trug den Titel Hofrat und war Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste und von vielen weiteren Akademien der Wissenschaften und Künste, so in Paris, St. Petersburg, Wien, München, Breslau, Neapel, Korfu und Göttingen. Er hat dazu beigetragen, breiteren Bevölkerungsschichten eine Teilhabe an Kultur und Bildung zu ermöglichen. Kontroverse Meinungen über ihn widerspiegeln den Konflikt zwischen Böttigers Anspruch eines Universalgelehrten, Kritiken am wissenschaftlichen Wert konkreter Arbeiten und der Wertschätzung von Wissenschafts-Publizistik. Böttiger fand auf dem Dresdner Eliasfriedhof die letzte Ruhe.



Porträt nach einer Büste von Ernst Rietschel (1833). Rietschel hatte bei Böttiger Archäologie und Kunsttheorie studiert und war von diesem sehr gefördert worden. Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf verfasste den Nachruf „Carl August Böttiger: sein Bild; sein Denkmal“.

Quellen: Karl Ludwig Urlichs: „Böttiger, Karl August“. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 3, S. 205–207, 1876; Karl Wilhelm Böttiger: „Karl August Böttiger: Eine biographische Skizze“. Brockhaus, 1837; Ludwig Sickmann: „Böttiger, Karl August“. Neue Deutsche Biographie, Bd. 2, S. 414, 1955; „Nekrolog Karl August Böttiger“. Allgemeine Literaturzeitung, 1/1836; Dirk Hempel: „Literarische Vereine in Dresden. Kulturelle Praxis und politische Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert“. Walter de Gruyter – Max Niemeyer Verlag, 2008; „Neues Gemählde von Dresden: in Hinsicht auf Geschichte, Oertlichkeit, Kultur, Kunst und Gewerbe“. Arnoldische Buchhandlung, 1817; Walter Steiner, Uta Kühn-Stillmark: „Friedrich Justin Bertuch: Ein Leben im klassischen Weimar zwischen Kultur und Kommerz“. Böhlau, 2001; Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum: „Katalog der Gemälde“. Walter de Gruyter, 1982; Stefani Freyer, Katrin Horn, Nicole Grochowina: „FrauenGestalten Weimar–Jena um 1800“. Winter 2009; Dresdner Adressbücher; „Die Freimaurerloge zum goldenen Apfel im Orient Dresden 1776–1876“. Heinrich Dresden, 1876

Das Alte Schloss Neschwitz – ehemalige Wohn- und Arbeitsstätte.



443

Überreicht vom Verfasser mit besten Dank G. Creutz

ABHANDLUNGEN UND BERICHTE
DES NATURKUNDEMUSEUMS GÖRLITZ

Band 42 — Leipzig 1967 — Nr. 5

Der Fischotter (Lutra lutra (L.)) in der Oberlausitz

Von GERHARD CREUTZ

Vogelschutzwarte Neschwitz der Deutschen Akademie
der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin

Eine persönliche Erinnerung von Frank Fiedler.

Creutz, Gerhard

Dr., Ornithologe in Neschwitz
16.03.1911 Copitz b. Pirna – 18.09.1993 Berchtesgaden

V: Georg, ab 1901 Inhaber eines Schreibwarengeschäfts mit Buchbinderei, ab 1910 mit einer Buchdruckerei in Pirna; G: 2 ältere Brüder, 1 jüngere Schwester (Annemarie, *err. 1921); E: 1938 Lisette geb. Brünn (27.6.1913–15.6.1986); K: 3 Söhne, darunter Konrad (*1943 Dresden, Pfarrer in Hinterhermsdorf, Saupsdorf und Sebnitz, Vorsitzender des Arbeitskreises Sächsische Schweiz des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Mitglied im Gesamtvorstand für Naturschutz, Heimatgeschichte und Denkmalpflege), Christian (8.3.1946–11.2.2006)

Creutz besuchte in Copitz und Pirna Volksschule und Realgymnasium. Frühzeitig erwachte sein Interesse an der Natur der nahen Sächsischen Schweiz. Er beringte Bussardjunge und interessierte sich für die geologische Sammlung des Museums in Pirna. 1928 begann die enge Freundschaft mit Martin Zieschang. Der Sohn des Pfarrers in Dohna und später Klix machte den Freund mit den Schönheiten der Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft bekannt und erweckte damit in diesem eine tiefe Verbundenheit, die ein Leben lang hielt. Im Jahre 1931 beschrieb Creutz in seiner ersten ornithologischen Publikation Beobachtungen des Flussregenpfeifers an den Elbufern von Pirna.

Nach einem Studium am Pädagogischen Institut der TH Dresden erlangte Creutz 1933 die Lehrbefähigung an den Volksschulen Sachsens. Im gleichen Jahr begann er, ehrenamtlich die Vogelschutzanlagen der Staatlichen Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Pillnitz zu betreuen, nachdem er im Jahr zuvor dem Verein Sächsischer Ornithologen beigetreten war. Creutz leitete in Dresden die Ortsgruppe des Deutschen Bundes für Vogelschutz. Wegen seiner nazikritischen Haltung wurde ihm die dauerhafte Übernahme in den Schuldienst verwehrt und er musste sich als Aushilfslehrer verdingen, zeitweise sogar in Dänemark. Den Zweiten Weltkrieg überlebte er als Soldat in Frankreich und Italien unversehrt.

Von 1945 bis 1952 arbeitete Creutz in Pillnitz, zunächst als Lehrer und ab 1946 als Schulleiter. Gemeinsam mit seinem langjährigen Freund Heinrich Dathe bemühte er sich ab 1949 um die Neugründung einer vogelkundlichen Arbeitsgemeinschaft im Kulturbund in Dresden. Die offizielle Gründung der Fachgruppe „Ornithologie und Vogelschutz“ erfolgte am 8. Juni 1951 und Creutz leitete sie bis 1953. 1952 wurde er für ein Jahr von der Schultätigkeit freigestellt, um seine Promotion an der TH Dresden bei Professor Karl Jordan (Institut

für Zoologie) zu Populationsstudien am Trauerschnäpper zu bearbeiten. 1953 erhielt Creutz eine Anstellung als Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Vogelschutzwarte Seebach. Die Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften erteilte ihm im selben Jahr den Auftrag, die Vogelschutzstation Neschwitz im dortigen Alten Schloss zu gründen und zu leiten.

Als langjähriger Leiter führte Creutz die Vogelschutzstation Neschwitz zu hohem Ansehen. Deren Vorläufer war 1930 vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz auf Initiative von Rudolf Zimmermann ins Leben gerufen und 1936 als Vogelschutzwarte staatlich anerkannt worden. Sie ist eng mit dem Namen des Forstwissenschaftlers Dr. Freiherr Arnold Vietinghoff-Riesch, ihrem ehemaligen Leiter, verbunden. Zu ihren Aufgaben gehörten unter Creutz die Vogelberingung, die Betreuung von Nistkästen, Nahrungsuntersuchungen und die Bestimmung von Siedlungsdichten. In Lehrgängen wurde das Wissen an Generationen von Beringern weitergegeben. Die Oberlausitzer Fischwirtschaft nutzte Untersuchungsergebnisse zur Vogelabwehr zur Steigerung der Erträge.

1964 wurde die Vogelschutzstation wieder in den Rang einer Vogelschutzwarte erhoben. Der Leiter der Biologischen Zentralanstalt, Professor Stubbe, ernannte Creutz zum Leiter des Wildforschungsgebiets Milkwitz. Neben der Tätigkeit als Ornithologe untersuchte er die Säugetierfauna der Oberlausitz (z. B. Elch, Nerz, Muffelwild). Es entstand eine umfassende Dokumentation zum Niedergang der Fischotterpopulation und Creutz erwarb sich entscheidende Verdienste um erfolgreiche Schutzmaßnahmen und Wiederbesiedelung. Außerdem konnte er zum Erhalt von Schloss und Park Neschwitz beitragen. Von der staatlich verfügten Schließung der Vogelschutzwarte 1971 war Creutz tief getroffen. Sie brachte ihn um sein Lebenswerk – die gesammelten Materialien wurden DDR-weit verteilt. Vermutlich hatte eine Rolle gespielt, dass Creutz als politisch unzuverlässig galt. Fragen von Vogelforschung und Vogelschutz hatten für ihn nie an Staatsgrenzen halt gemacht. In den letzten Arbeitsjahren bearbeitete er Forschungsprojekte im Auftrag des Instituts für Forstwissenschaften Eberswalde – man befasste sich staatlicherseits z. B. mit der Ansiedelung von Rebhühnern und Fasanen für privilegierte Jäger. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben 1976 widmete er sich mit nimmermüdem Engagement dem Naturschutz und führte Exkursionen durch.

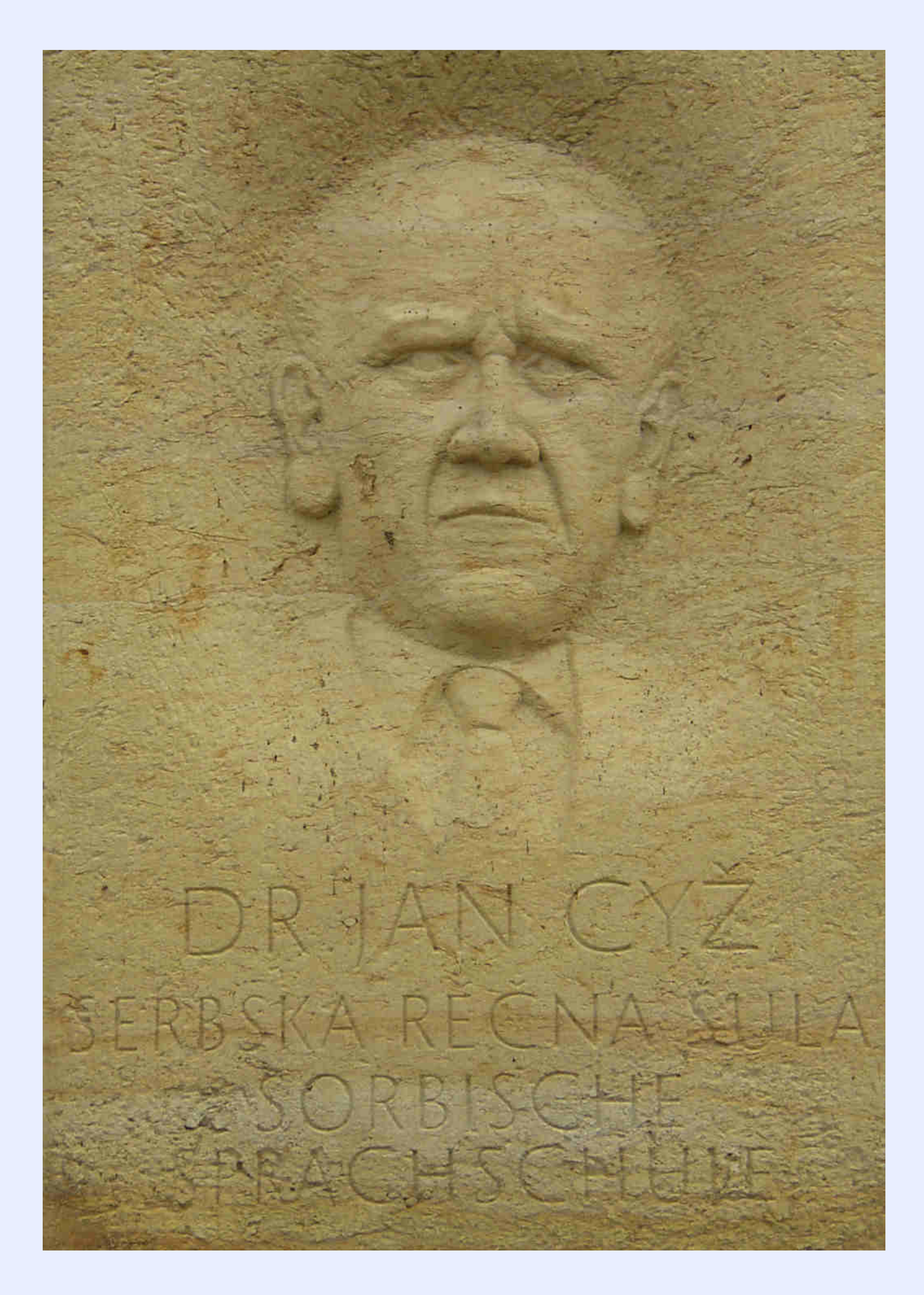
Creutz war Autor bedeutender wissenschaftlicher Bücher zur Vogelkunde, z. B. zu Graureiher, Wasseramsel, Weißstorch und zum Vogelzug. Besonders mit den in vielen Auflagen erschienenen „Taschenbüchern zur heimischen Vogelfauna“ („Singvögel“, „Raub- und Rabenvögel“, „Sumpf-

und Wasservögel“, „Durchzügler und Wintergäste“), aber auch mit Kinderbüchern und Lehrmaterial hat er sich große Verdienste um die Verbreitung populärwissenschaftlicher Kenntnisse erworben. In den Fachzeitschriften „Der Falke“ und „Journal of Ornithology“ publizierte er regelmäßig. Creutz war Mitherausgeber der Reihe „Beiträge zur Vogelkunde“ und Mitglied im Redaktionsbeirat der Zeitschrift „Der Falke“ und der „Sächsischen Heimatblätter“. Insgesamt schrieb Creutz 600 Titel, darunter 8 Bücher. Ein Teil der Publikationen entstand aus Sicherheitsgründen unter Pseudonymen wie „C. Gerhard“, „C. Hartmut“ oder „C. Galle“.

Creutz arbeitete in vielen renommierten ornithologischen Gremien mit, beispielsweise in der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft und im Zentralvorstand der Gesellschaft für Natur und Umwelt des Kulturbundes der DDR, und er wirkte als Vorsitzender des Bezirksfachausschusses Dresden. Schon 1958 hatte er sich – im Widerspruch zu den zentralistischen Bestrebungen in der DDR – um die Gründung des Naturwissenschaftlichen Arbeitskreises Oberlausitz im Kulturbund verdient gemacht. Dieser stand unter der Schirmherrschaft seines ehemaligen Professors Karl Jordan von der TH Dresden. Creutz leitete den Arbeitskreis bis zu dessen Verbot durch die staatlichen Organe im Jahre 1988; zu seinen Mitstreitern gehörten u. a. die bekannten Botaniker Max Militzer und Theodor Schütze. Dem Arbeitskreis Sächsische Schweiz trat Creutz 1959 bei, ab 1962 leitete er eine avifaunistische Sammelstelle und 1968 gründete er den Avifaunistischen Arbeitskreis Oberlausitz. Dessen „Beiträge zur Ornis der Oberlausitz“ waren gleichzeitig als politisch einzig mögliche Form einer Zuarbeit für ein „Handbuch der Vögel Mitteleuropas“ gedacht. Creutz wurde zum Ehrenmitglied der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz ernannt und er war Ehrenmitglied des Vereins Sächsischer Ornithologen.

Seinen Lebensabend verbrachte Creutz in Haidholzen bei Rosenheim zusammen mit einer ebenfalls verwitweten Jugendfreundin. Professor Wolfram Dunger widmete dem großen Naturfreund den Nachruf „Leben und Werk eines Oberlausitzer Ornithologen – in memoriam Dr. Gerhard Creutz (1911 - 1993)“. Auf dem Grabstein in Neschwitz steigt ein singender Vogel unter dem Kreuz gen Himmel – ein Symbol auch für den tiefen Glauben der Ehefrau.





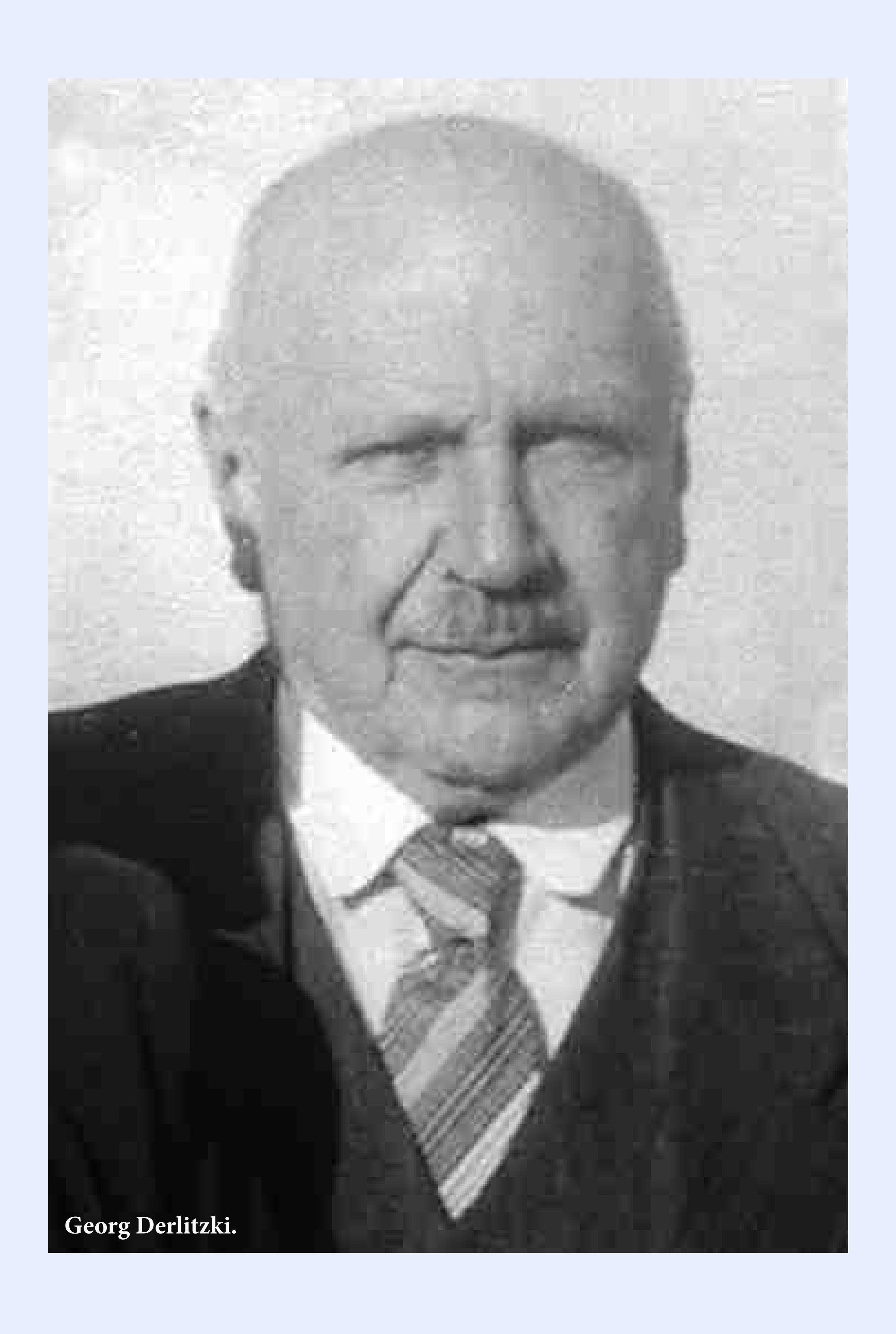
Porträt von Jan Cyž am Schloss Milkel.

Cyž, Jan

Dr., sorbischer Schriftsteller, Verleger und Landrat in Bautzen
auch: Ziesche, Johann
13.01.1898 Säuritz – 21.11.1985 Bautzen

Cyž stammte aus kleinbäuerlichen Verhältnissen. Er besuchte in Bautzen die Domschule und in Prag das Deutsche Gymnasium. 1920 begann Cyž ein Studium der Rechtswissenschaften an der Karls-Universität Prag. Im selben Jahr übernahm er den Vorsitz der sorbischen Studentenbewegung. 1926 beendete er sein Studium mit der Promotion und übernahm in Cottbus die Leitung der Wendischen Buchhandlung. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde Cyž wegen seines Engagements in der nationalsorbischen Bewegung verhaftet. Nach seiner Freilassung leitete er von 1934 bis 1937 die Schmaler'sche Druckerei im Wendischen Haus in Bautzen und gab die sorbische Tageszeitung „Serbske Nowiny" heraus. Im selben Jahr wurde die Domowina verboten. Cyž kam erneut in Haft, im Februar 1945 floh er während der Luftangriffe auf Dresden. Nach dem Krieg wurde mit Cyž erstmals ein Sorbe Landrat in Bautzen. Er war maßgeblich an der Neugründung der Domowina beteiligt, deren Bundesvorstand er angehörte. Cyž leitete die Nowa-Doba-Druckerei und gab die sorbische Tageszeitung „Nowa doba" heraus. Er war Vorsitzender des Kreisausschusses der Nationalen Front, Mitglied des Vorstands der Urania und Mitbegründer des Kulturbundes der DDR im Kreis Bautzen sowie erster Vorsitzender des Bautzener Klubs der Intelligenz. Neben seinen vielen Schriften in sorbischer Sprache verfasste Cyž das Buch „Die Kämpfe um die Befreiung der Lausitz während der großen Schlacht um Berlin 1945", und er widmete mehrere Arbeiten der Biografie von Jan Arnošt Smoler, eines bedeutenden Repräsentanten der nationalen Wiedergeburt der Sorben im 19. Jahrhundert und Mitbegründer des sorbischen Kultur- und Wissenschaftsvereins Macica Serbska. In Milkel wurde die Sorbische Sprachschule nach Cyž benannt, die sich von 1953 bis zum Ende der DDR im dortigen Schloss befand. Das Sorbische Institut in Bautzen bewahrt seinen Nachlass auf.

Literatur: Peter Kunze: „Bibliographie der Veröffentlichungen von Jan Cyž". Institut für Sorbische Volksforschung, Domowina-Verlag, 1977, H. 2, S. 239–256; Walter Starke: „In memoriam Dr. Jan Cyž-Ziesche: 13.1.1898–20.9.1985". Bautzener Kulturschau, 1985, H. 11, S. 3–4; M.J. Dypman-Budyski: „Nekrolog: Landrat Dr. Jan Cyž: 1898–1985". Minoritas, 1986, H. 1, S. 51–52; Manfred Ladusch: „Cyž, Jan". Sorben. Ein Kleines Lexikon, Domowina-Verlag, 1989, S. 78–79; Manfred Ladusch: „Zum 100. Geburtstag von Dr. Johannes Ziesche, Sorbischer Verleger, Bautzens Landrat und Schriftsteller". Oberlausitzer Kulturschau, 1998, H. 2, S. 28–29; Helge Tietze: „Dr. jur. Jan Cyž: Johann Ziesche (1898–1985)". Lausitzer Almanach, 2009, S. 16–21



Georg Derlitzki.

Derlitzki, Georg Max Ludwig

Professor, Begründer der Landarbeitsforschung in Pommritz
30.04.1889 Bergfriede/Ostpreußen – 02.05.1958 Kindisch

V: Ludwig (*10.2.1853 Thyrau, †7.5.1902 Bergfriede), Volksschullehrer; M: Alma Rosalie geb. Kaul (*22.1.1857 Löbau, †24.2.1934 Göttingen); G: Erich Rudolph (*11.7.1885 Bergfriede, †20.2.1947 Brandis); E: Dorothea geb. Ebert (*2.10.1888 Niewerle, †15.10.1967, Tochter eines Pfarrers, promovierte Sprachwissenschaftlerin in Marburg, Arbeitslehre im Haushalt); K: Jürgen (18.7.1916–12.5.1942), Rotraut (*7.6.1918, Dipl.-Landwirtin)

Derlitzki besuchte die Volksschule Bergfriede, ging ab 1900 auf das humanistische Gymnasium Osterode und legte 1908 das Abitur ab. Nach einer landwirtschaftlichen Lehre in Brödinen studierte er 6 Semester Rechts- und Staatswissenschaften in Berlin und 3 Semester Land- und Forstwissenschaft in Gießen. 1913 promovierte Derlitzki bei Paul Gisevius zum Thema „Systematik des Roggens durch Untersuchungen über den Ährenbau“, anschließend arbeitete er als Assistent am Landwirtschaftlichen Institut der Universität. 1914 legte Derlitzki das landwirtschaftliche Staatsexamen ab. Mit „Untersuchungen über Keimkraft und Triebkraft und über den Einfluss von Fusarium nivale“ habilitierte er sich 1917. Ein Jahr später berief ihn das Landwirtschaftliche Institut Gießen zum Abteilungsvorstand. Derlitzki lehrte bis 1919 als Privatdozent Acker- und Pflanzenbau, publizierte zur Düngung und Streckung des Kartoffelsaatgutes und leitete die Samenkontroll- und Maschinenprüfstation der Landwirtschaftskammer Wiesbaden. Damit konnte er Wissenschaft und Praxis eng verknüpfen. Danach übernahm Derlitzki in der Nachfolge von Gustav Loges die Leitung der Versuchsstation Pommritz.

In den Jahren 1919/20 erfolgte in Sachsen eine Umstrukturierung des landwirtschaftlichen Versuchswesens mit dem Ziel, die Landwirtschaft wieder rentabel und damit konkurrenzfähig zu machen. Aus den ehemaligen Versuchsstationen gingen drei spezialisierte Versuchsanstalten hervor: in Leipzig-Möckern unter Leitung von Gustav Fingerling, in Dresden unter Leitung von Bruno Steglich und in Pommritz mit Derlitzki als erstem Direktor, der außerdem zum Professor ernannt wurde. Die Versuchsstation wurde dafür mit dem Rittergut Pommritz unter eine einheitliche Leitung gestellt (141 ha). Seit der Gründung 1864 durch Julius Lehmann bestand in Pommritz eine Forschungstradition auf dem Gebiet der Agrikulturchemie. Mit der Umstrukturierung erfolgte gleichzeitig eine thematische Umorientierung auf die landwirtschaftliche Betriebslehre unter besonderer Berücksichtigung der

Landarbeitslehre einschließlich des landwirtschaftlichen Maschinenwesens. Es ging dabei um die Schaffung günstiger Arbeitsbedingungen durch Mechanisierung und Organisation und um Untersuchungen zur Arbeitsausführung (Arbeitstechniken und -motivation). Die Versuchsanstalt in Pommritz war die erste Einrichtung der Welt mit einem solchen Profil.

Die Entwicklung der Landarbeitslehre zu einer selbstständigen Disziplin ist das große, bleibende Verdienst Derlitzkis. Sein Ziel bestand in der Gesundung der Landwirtschaft durch Senkung der Gestehungskosten pro Produktionseinheit bei voller Berücksichtigung der Arbeitsqualität. Er propagierte zwar eine Rationalisierung nach den Lehren des „Taylorismus", wies aber stets auf Besonderheiten der Landwirtschaft gegenüber der Großindustrie hin. Derlitzki sah Mechanisierung immer auch als Schutz der Menschen vor Überanstrengung und gesundheitlichen Schädigungen an. Das 1922 erstmals erprobte, arbeitssparende Ernteverfahren für Zuckerrüben – das „Pommritzen" – ist noch heute Grundlage der Rüben-Vollerntemaschine. Weitere bekannte Verfahrensentwicklungen unter seiner Leitung betrafen die „Rübensamenmühle" (zur Trennung der Samen), den „Pommritzer Walzenwagen" für einen effizienten Felddrusch und den „Pommritzer Bauernkran" (zur Handhabung der Dungkarre). Darüber hinaus erfolgten Untersuchungen zu verschiedenen Heubergungsverfahren und erstmals in der Landwirtschaft arbeitsphysiologische Studien mit Hilfe von Respirationsapparaten. Ausgangspunkt der Überlegungen war, dass schlechte Arbeitsorganisation und -hygiene verantwortlich für körperliche Überforderung seien, z. B. durch anhaltendes Arbeiten im Stehen. Derlitzki führte deswegen den „Pommritzer Kartoffelauslesetisch" ein, der die Arbeit im Sitzen ermöglichte. Die Arbeit Derlitzkis war international anerkannt. Er fungierte ab 1927 als wissenschaftlicher Beirat und Vorsitzender des Ausschusses für Landarbeitsforschung des Internationalen Agrarinstituts in Rom und übernahm 1932 die Leitung eines Referates in der Sektion für Arbeitshygiene des Völkerbundes. Unter seiner Leitung besaß die Versuchsanstalt Pommritz Weltgeltung. Studiengäste kamen, um im Ausland Einrichtungen nach dem Pommritzer Vorbild aufzubauen. Um die internationale Bekanntheit zu erhöhen, nutzte Derlitzki u. a. auch das neue Medium Film. Gleichzeitig verlor er aber nie die Arbeit in Pommritz aus den Augen. Bis 1928 wurde die Versuchsanstalt erheblich erweitert. Neben dem gepachteten Rittergut Drehsa (352 ha) kam auch ein 30 ha großes Versuchsgut in Steindörfel (nach Derlitzki „Georgenhof" genannt) hinzu, wo neue Technologien demonstriert werden konnten. In Sornßig wurden zudem seit 1926 Waldbauversuche durchgeführt. Seine Arbeitsergebnis-

se publizierte Derlitzki u. a. in den Schriften der Ökonomischen Gesellschaft im Freistaat Sachsen und der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. 1931 hatte die Versuchsanstalt Pommritz ca. 130 Mitarbeiter.

Derlitzki durchschaute frühzeitig die Ideologie der Nazis und lehnte es ab, NSDAP-Mitglied zu werden. Weil er sich gegen die Außerbetriebsetzung von Landmaschinen zur „Schaffung" von Arbeitsplätzen wehrte, erhielt er am 28. März 1934 die Kündigung. Sie wurde auch nicht zurückgenommen, als die Pommritzer Belegschaft, einschließlich von NSDAP-Mitgliedern, dagegen protestierte. Derlitzki übernahm ein 35 ha großes Bauerngut in Kindisch bei Kamenz („Luisenhof") und bewirtschaftete es nach seinen Erkenntnissen der Landarbeitsforschung. Das Gut hatte eine große Ausstrahlung auf die Umgebung. Auch hier blieb Derlitzki wissenschaftlich tätig. Zwischen 1935 und 1942 führte er im Auftrag des „Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft" arbeits- und wärmewirtschaftliche Versuche in 34 Orten Deutschlands und 2 Dörfern Österreichs durch, um die Verbreitung der Elektrizität im ländlichen Raum zu befördern. Die Untersuchungen galten v. a. der Nutzung von Elektrowärmegeräten, um den Verbrauch fester Brennstoffe zu reduzieren und durch erhöhte Nachfrage den Strompreis zu senken. Die Ergebnisse publizierte er wiederholt zusammen mit dem Pommritzer Helmut Nauck. Nach einem Betriebsunfall verlor Derlitzki ein Bein.

Nach 1945 beteiligte sich Derlitzki am Wiederaufbau der Landwirtschaft, so in der „Arbeitsgemeinschaft für Landarbeitsforschung". Zudem leitete er die „Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe" in Kindisch und ab 1948 den Ausschuss für Landarbeit der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Aufgrund einer politisch motivierten Verleumdung wegen angeblich schlechter Behandlung von Zwangsarbeitern während des Krieges musste er mehrfach für mehrere Monate in Untersuchungshaft. Tatsächlich hatte er aber abgelehnt, in die SED einzutreten; die französischen Zwangsarbeiter waren nach der Befreiung zunächst sogar noch freiwillig in Kindisch geblieben, um das Gut zu schützen. 1949 wurde er endgültig freigesprochen. Derlitzki übernahm eine beratende Tätigkeit beim Ausbau der arbeitswissenschaftlichen Forschung in Halle-Etzdorf. Ab 1950 unterstützte er die Gründung der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt Gundorf, wo die Pommritzer Tradition fortgeführt wurde. 1952 erhielt er einen vollen Lehrauftrag für Landarbeitslehre an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, wo er bis zur Emeritierung 1955 erfolgreich eine fundierte Landarbeitsforschung aufbaute.

Quellen: S. 412 ff.



Grabstätte der Familie Derlitzki auf dem Friedhof Elstra. Das Foto wurde von Uwe Fiedler der Wikipedia zur Verfügung gestellt.

Derlitzki, Dorothea

Dr. phil., Arbeitswissenschaftlerin in Pommritz
02.10.1888 Niewerle – 15.10.1967

V: Wilhelm Ebert, Pfarrer in Niewerle; M: Luise geb. Gose; E: Georg Derlitzki (*30.4.1889 Bergfriede/Ostpreußen, †2.5.1958 Kindisch, Professor, Begründer der Landarbeitsforschung in Pommritz); K: Jürgen (18.7.1916–12.5.1942), Rotraut (*7.6.1918, Dipl.-Landwirtin)

Dorothea Ebert besuchte von 1894 bis 1899 die Höhere Mädchenschule in Luckenwalde, bis 1900 die Höhere Mädchenschule in Stendal und bis 1904 die Höheren Mädchenschulen II und I in Hannover. 1908 schloss sie in Hannover das Lehrerinnen-Seminar mit einem Examen für mittlere und höhere Mädchenschulen ab. 1909 bestand sie am Realgymnasium Kassel das Abitur. Von 1909 bis 1910 studierte Ebert Deutsch, Geschichte und Französisch in Marburg, bis 1911 in Berlin und danach wieder in Marburg. Am 27. Mai 1914 bestand sie das Doktorexamen. Danach hielt sie sich in Frankfurt/Main auf. Ihre Promotion „Die Sprache des Trierer Psalters“ verteidigte sie 1915 in Marburg. Betreut wurde diese Arbeit von Friedrich Vogt und Edmund Ernst Stengel. 1919 kam sie mit ihrem Ehemann, Georg Derlitzki, von Gießen nach Pommritz, als dieser zum Leiter der dortigen Versuchsanstalt berufen wurde. Zusammen richteten sie 1926 eine eigenständige hauswirtschaftliche Abteilung zur Rationalisierung der Arbeit der Landfrauen in Hof, Haus, Stall und Garten ein. Dorothea Derlitzki beschrieb das Konzept 1926 in „Arbeitsersparnisse im Landhaushalt“. Die Derlitzkis wollten Misstrauen der Bäuerinnen gegenüber neuen Arbeitsmethoden abbauen, machten die „Pommritzer Wanderkurse“ populär und trugen so dazu bei, die traditionelle Überbelastung der Bauersfrauen zu überwinden. Dorothea Derlitzki stellte die körperliche und psychologische Überforderung der Landfrauen als Krise dar, für welche die Weimarer Staatsregierung schnellstens Abhilfe zu schaffen hätte, weil auch davon das Wohlergehen ganz Deutschlands abhängen würde. Nach der Kündigung ihres Mannes durch die Nazis bewirtschafteten die Derlitzkis ab 1934 einen Bauernhof in Kindisch. Nach dem Tod ihres Mannes führte Dorothea Derlitzki mit ihrer Tochter den Hof bis 1960 weiter.

Quellen: Dorothea Ebert: „Die Sprache des Trierer Psalters“. Dissertation, Marburg 1915; Rotraut Derlitzki, Eberhard Schulze: „Georg Max Ludwig Derlitzki (1889–1958)“. IAMO, Discussion Paper No. 58, 2004; Elizabeth Bright Jones: „Landwirtschaftliche Arbeit und weibliche Körper in Deutschland, 1918–1933“. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin, 2003; Christa Ladusch: Hochkircher Kulturnachrichten, August 2001



Dr. Edmund Friedrich war maßgeblich beteiligt, der Balneologie, der Lehre von den Heilbädern, ihren Arten und Anwendungen, im 19. Jahrhundert in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen (Foto: Wilhelm Höffert).

Friedrich, Edmund

Dr. med., Balneologe
15.04.1826 Bischofswerda – 11.02.1912 Dresden

V: Paul Karl Gottlieb (*1770 Schneeberg, †9.11.1830 Wendishain), Theologiestudium in Leipzig, 1806 Diakon in Finsterwalde, 1814 Dissertation „Symbolae philologico-criticae ad interpretationem Psalmi centesimi decimi“ in Leipzig, 1816 Archidiakon in Bischofswerda und Prediger in Goldbach, 1828 „Andeutungen und Materialien zu Trau- und Leichenreden für Prediger auf dem Lande“ (3 Bände), 1830 Pfarrer in Wendishain, Unterlagen zur Nachlassverwaltung im Sächsischen Staatsarchiv; M: Amalia Charlotte geb. Sperrfarth aus Dresden, dritte Ehe ihres Mannes, ? jene „Madame Friedrich“, die 1818 zur Kirchweihe in Bischofswerda unter Francesco Morlacchi gesungen hat; G: 3 ältere, die ersten beiden in Finsterwalde geboren, darunter Carl (? * in Fürstenwalde, 1829–1834 Fürstenschule Grimma, Finanzbeamter in Leipzig und Braunschweig); Paten: Johann August Sachse (königl.-sächs. Steuerbuchhalter), Sophia Klengel (Bischofswerda), August Friedrich Künzel (königl.-sächs. Obersteuerkassierer, Dresden)

Friedrich verlor früh seine Eltern. Er wuchs bei Verwandten in Dresden auf, wo er ab 1836 die Kreuzschule besuchte. 1845 begann er, in Leipzig Jura zu studieren, wechselte aber bereits nach einem halben Jahr zur Medizin. Sein Professor, Johann von Oppolzer, war ein Verfechter einer ganzheitlichen Therapie und zählte zu den Begründern der wissenschaftlichen Balneologie. Nach einem Aufenthalt in Heidelberg bei Karl von Pfeufer, einem Professor für Arzneimittellehre, promovierte Friedrich 1850 in Leipzig mit „De pleuritide“. Anschließend unternahm er Studienreisen nach Prag zu dem Internisten Anton von Jaksch und nach Wien, wohin Oppolzer berufen worden war.

Von 1852 bis 1855 arbeitete Friedrich als Hilfsarzt an der Kinderheilanstalt in Dresden, danach ließ er sich mit einer eigenen Praxis nieder. 1854 stellte er die von Otto Kohlschütter, Gründer der Dresdner Kinderheilanstalt, begonnene deutsche Fassung „Praktisches Handbuch über die Krankheiten des weiblichen Geschlechts“ aus dem Englischen nach Samuel Ashwell fertig. In seiner Schrift „Der Abdominaltyphus der Kinder“ fasste Friedrich die Krankheitsbilder von 275 Typhus-Patienten der Kinderheilanstalt aus 21 Jahren seit ihrer Gründung zusammen. Emil Noeggerath lobte diese Arbeit im New York Journal of Medicine als „excellent in every respect“. Von 1855 bis 1887 beteiligte sich Friedrich an den von Carl Christian Schmidt gegründeten „Jahrbüchern der gesammten Medizin“.

Edmund Friedrich war ein Verfechter des Turnens, dem er nicht nur eine gesundheitliche, sondern auch eine ethische und nationale Bedeutung beimaß. Er studierte in Schweden und Norwegen die Praxis der Heilgymnastik und beschrieb seine Erfahrungen

in „Die Heilgymnastik in Schweden und Norwegen nach eigener Anschauung für Aerzte und Turnlehrer" (1855). Aus der Sicht eines deutschnationalen Turners fand er einige Kritikpunkte. Zum Turnen publizierte Friedrich auch in der Tagespresse, und er war von 1855 bis 1871 Mitherausgeber der „Neuen Jahrbücher für die Turnkunst".

Mit seinem Buch „Gesundheitspflege für das Volk" gewann Friedrich einen 1862 in Breslau ausgelobten Preiswettbewerb zum Thema „Rathschläge an das Volk zur Erhaltung der Gesundheit". Die Wettbewerbsbeiträge sollten allgemeinverständlich sein „in Fürsorge namentlich derjeniger seiner Mitmenschen, welche ausschließlich sich durch Arbeit das tägliche Brod erwerben müssen." Ausführlich behandelte Friedrich auf insgesamt 248 Seiten Ernährung, Luft, Arbeit, Sexualkunde und Krankheitspflege, wobei er als einer der Ersten darlegte, dass Nahrungsmittel besser als Lebensmittel zu bezeichnen seien. Der Pathologe Hermann Lebert hielt das Referat. Friedrich schrieb zudem 1867 die „Uebersicht der wichtigeren Beiträge in der englischen und amerikanischen Literatur der Jahre 1855 bis 63 zur Pathologie und Therapie der Lungentuberkulose" und „Die Paracentese des Unterleibs bei Darmperforation im Abdominaltyphus".

1861 hatte Friedrich in Dresden u. a. mit Friedrich von Boetticher und Karl Gutzkow dem Vorstand eines Komitees für den Aufbau deutscher Seestreitkräfte angehört. Während der Kriege 1866 und 1870/71 diente er als Arzt bzw. Oberarzt in Dresdner Kriegslazaretten. 1871 leitete er den Sanitätszug des 12. Armeekorps. Friedrich schrieb: „Die Deutschen Sanitätszüge im Feldzuge gegen Frankreich" (1871/72, Gesellschaft für Natur- und Heilkunde Dresden).

Das Reisen war Friedrichs Leidenschaft. Er besuchte Russland, Belgien, England, Holland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Seinen Lebensunterhalt bestritt er dabei teilweise als Reisearzt. Besonders die See hatte es ihm angetan. Die Ergebnisse seiner balneologischen und klimatologischen Studien veröffentlichte Friedrich in zahlreichen Aufsätzen und Monographien. Albert Eulenburg berief ihn als Mitarbeiter für Balneologie an der „Real-Encyklopädie der gesamten Heilkunde" (nach 1880). Friedrich schrieb: „Herbstaufenthalt und Überwinterung Kranker auf den Deutschen Nordseeinseln", „Über Seeluftkuren bei Asthma und in den Anfängen der Phthise" (1886, Gesellschaft für Natur- und Heilkunde Dresden), „Die deutschen Insel- und Küstenbäder der Nordsee" (1888), „Die holländischen und belgischen Seebäder und Seehospize" (1889), „Über den Salzgehalt der Seeluft und die therapeutische Verwertung der wirksamen Faktoren der Nordseeluft" (1890), „Die deutschen Kurorte der



1898 veranschaulichte Max Liebermann, wie Seebäder innerhalb von 100 Jahren in Deutschland in Mode gekommen waren. „Die Wirkung des Aufenthalts in einem Seebadeort ist nur zum Teil auf das Baden im Seewasser zu beziehen; eine mindestens gleichwichtige Rolle spielen dabei die klimatischen Verhältnisse. Die Seeluft ist sehr rein, ... Die meist starke Luftbewegung steigert die Wärmeabgabe durch die Haut sehr bedeutend, damit werden auch die wärmebildenden Prozesse stark angeregt... Bad im Seewasser, dessen Wirkung auf der Temperatur, dem Salzgehalt und der Bewegung des Wassers beruht.“ (Meyers Großes Konversations-Lexikon, 1909).

Nordsee“ (1891), „Mitteilungen aus einigen Kurorten der Nordsee und einigen Ostseebädern“ (1895), „Seereisen in Prophylaxe und Therapie der Lungenschwindsucht“ (1899, Berliner Klinische Wochenschrift) und „Mitteilungen aus dem Küstenhospital zu Refsnaes 1875–1900“ (1901, Zeitschrift für Tuberkulose und Heilstättenwesen). In „Die Seereisen zu Heil- und Erholungszwecken, ihre Geschichte und Literatur“ (1906) stellte Friedrich dar, wie sich die Anschauungen über die Indikation von Seereisen im Laufe der Zeit gewandelt hatten. Zudem erschienen von ihm Beiträge in der Münchner Monatsschrift für praktische Balneologie, von 1895 bis 1898 Organ des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes,

und in der „Zeitschrift für diätische und physikalische Therapien“ (1898 in Berlin von Ernst von Leyden und Alfred Goldscheider gegründet). Dort beschrieb er am Beispiel der Dresdner Heide den Nutzen von Sandbädern im Binnenland für die Behandlung tuberkulöser Kinder, ein Bad in der kalten Prießnitz zum Abschluss inklusive. 1895 nahm Friedrich am II. Internationalen Kongress für Thalassotherapie in Ostende teil, 1899 am Kongress zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit in Berlin, wo Walther Hesse einen Vortrag hielt. 1897 referierte Friedrich vor der Naturforschenden Gesellschaft in Görlitz „Über vulkanische Schlacken als Treibprodukte der Nordsee“.

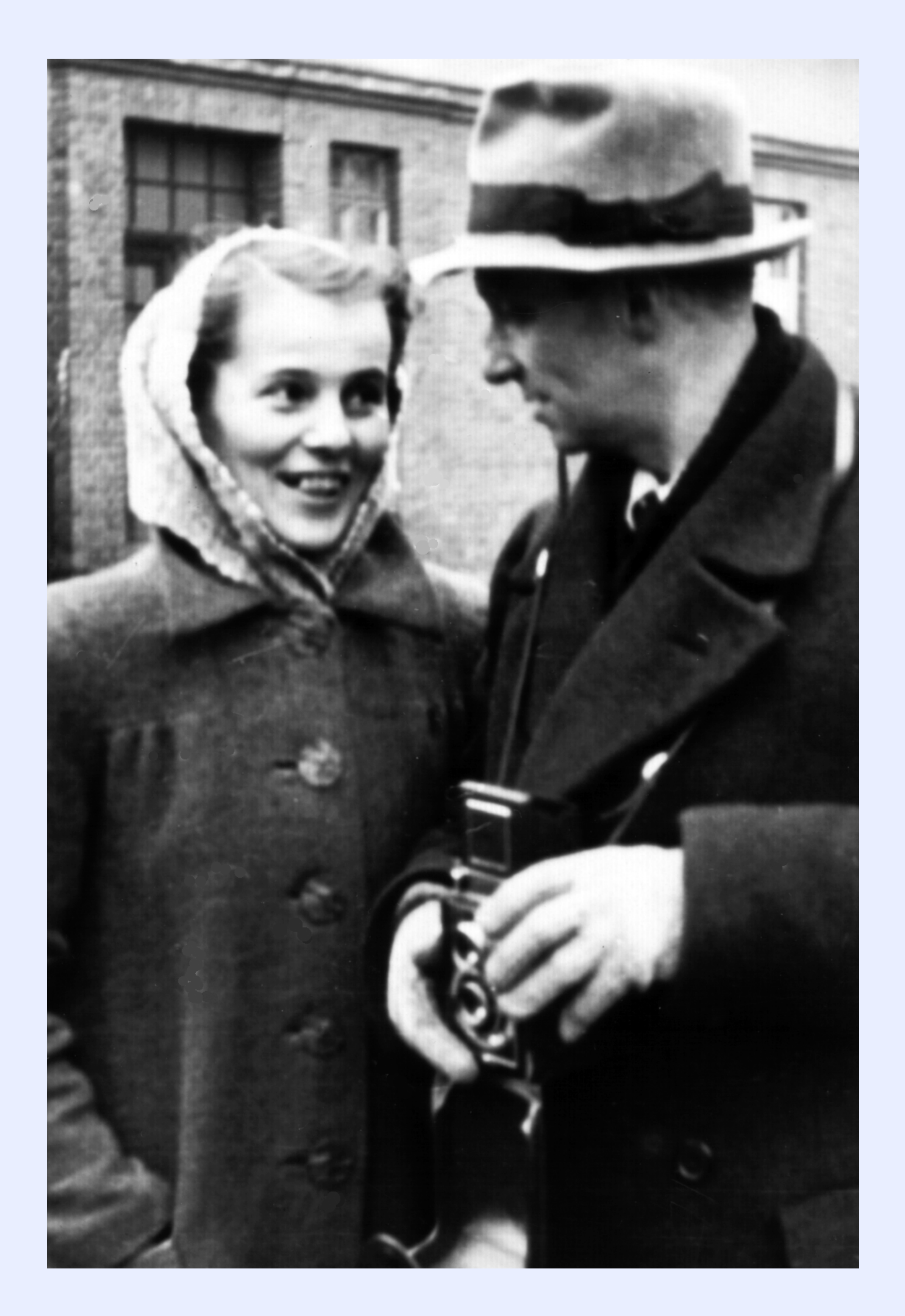
Friedrich war ab 1854 für mehr als 50 Jahre Mitglied der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, die sich in Dresden dem Informationsaustausch zwischen Ärzten und Naturforschern widmete und der auch Walther Hempel und Walther Hesse angehörten. Der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte gehörte Friedrich ebenfalls an. Ab 1865 war er für fast 50 Jahre Mitglied in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS. Die ISIS galt seit ihrer offiziellen Anerkennung 1835 als die führende Wissenschaftlerorganisation Dresdens, so zählten die Rektoren des Polytechnikums bzw. der Technischen Hochschule Walther Hempel, Gustav Anton Zeuner, Oscar Drude und Bernhard Pattenhausen zu ihren Mitgliedern. Des Weiteren gehörten ihr zur Zeit von Edmund Friedrich der Mediziner Carl Gustav Carus, Walther Hesse, Johann Friedrich Judeich aus Tharandt, Franz Ledien vom Botanischen Garten, Julius Lehmann, Bruno Steglich und Julius Adolph Stöckhardt an. Von Anfang an stand die ISIS allen naturwissenschaftlich Interessierten, Akademikern und Laien, gleichermaßen offen. Die Mitglieder waren verpflichtet, sich aktiv mit Vorträgen am wissenschaftlichen Leben zu beteiligen. Ludwig Reichenbach, Gründer des Botanischen Gartens in Dresden, prägte die ISIS über 30 Jahre als deren Leiter. Als 1866 nach einer Statutenänderung die Wahlperioden auf zwei Jahre begrenzt wurden, verließ er aus Protest die Gesellschaft. Im Zeitraum von 1868 bis 1886 leitete der Geologe und Mineraloge Hanns Bruno Geinitz die ISIS für insgesamt sieben Jahre. Geinitz gehörte zudem wie Friedrich der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde an. Jener war noch zur Zeit von Reichenbach Mitglied der ISIS geworden, aber offenbar blieb ihr Verhältnis ungetrübt. Als Reichenbach 1879 starb, war es an Friedrich, den langjährigen Vorsitzenden in den „Sitzungsberichten und Abhandlungen der ISIS“ zu würdigen. Friedrich ging ausführlich auf die Verdienste Reichenbachs ein. Die Streitigkeiten, die zu Reichenbachs Austritt aus der ISIS geführt hatten, und den erbitterten Nachfolgestreit um die Präsidentschaft der seinerzeit

in Dresden ansässigen Leopoldina nach dem Tod von Carl Gustav Carus im Jahre 1869 erwähnte er nur kurz. Die Leopoldina entschloss sich, statt einen eigenen Nachruf für Reichenbach zu verfassen, den Beitrag Friedrichs im Wesentlichen nachzudrucken. Die positive Gesamtwürdigung ersetzte man jedoch durch Kritik.

In den Dresdner Vereinen beschäftigte sich Friedrich neben der Balneologie auch mit botanischen und geologischen Fragen. So war er Mitglied im Verein für Erdkunde unter Sophus Ruge, schrieb „Nochmals die Heimat des Borsdorfer Apfels“ und sprach in der ISIS über die Verbreitung der Esskastanie sowie auch hier über „Vulkanische Schlacken als Treibprodukte der Nordsee“. Von 1870 bis 1875 führte Friedrich die Geschäfte des Geselligkeitsvereins „Montagsgesellschaft“. Unter Leitung des Konrektors der Kreuzschule Gustav Helbig und maßgeblicher Beteiligung liberaler Kräfte wie Ernst Rietschel und Karl Gutzkow hatte sich in der nachrevolutionären Zeit das inhaltliche Profil des vormals hochpolitischen, literarisch-künstlerischen Vereins um Gottfried Semper und Richard Wagner wesentlich verändert, der elitäre Charakter war jedoch im Unterschied zu anderen Gesellschaften erhalten geblieben. Bekannte Wissenschaftler wie Oskar Schlömilch und der Botaniker Matthias Schleiden traten neu ein.

Friedrich wohnte und praktizierte in Dresden Wallstraße 5a (1862), Dohnaplatz 13 (1868), Wiener Straße 11 (1892) und Lindengasse 20 (1904). Für seine Verdienste wurde er mit dem Titel Sanitätsrat und dem Ritterkreuz zum Albrechtsorden geehrt. In Meyers Großem Konversations-Lexikon von 1909 gehörte er zu den wenigen zitierten Literaturnachweisen zum Thema Seebäder. Edmund Friedrich fand auf dem Trinitatisfriedhof die letzte Ruhe. Dem Dresdner Bürgerhospital vererbte er 6000 Mark.

Quellen: Julius Leopold Pagel: „Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des neunzehnten Jahrhunderts“. 1901; Neuer Nekrolog der Deutschen, 1832; Karl Wilhelm Mittag: „Chronik der königlich sächsischen Stadt Bischofswerda“. May Bischofswerda, 1861; Neue Jahrbücher für die Turnkunst, Schönfeld, 1860; Manfred Stürzbecher: „Beiträge zur Berliner Medizingeschichte“. Bd. 18; Max Erich Richard Matthes: „Lehrbuch der klinischen Hydrotherapie“. Fischer Jena, 1900; Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis; Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, 1896; Gotthold Pannwitz: „Bericht über den Kongress zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit“. 1899; Hubertus Averbeck: „Von der Kaltwasserkur bis zur physikalischen Therapie“. Books on Demand, 2013; Dirk Hempel: „Literarische Vereine in Dresden. Kulturelle Praxis und politische Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert“. Walter de Gruyter, 2008; Kirchenarchiv Bischofswerda; Dresdner Adressbücher 1852–1912; Dresdner Anzeiger, 3. September 1912; Dresdner Geschichtsblätter, 1909–1912, Bd. 5, S. 237; Werner Wilhelm Schnabel: „Repertorium Alborum Amicorum“. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg; Webseite des Sächsischen Staatsarchivs; Christian Gottlob Immanuel Lorenz: „Grimmenser-Album“. 1850; Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung, Bd. 37, 1872



Dreifach ist der Schritt der Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, pfeilschnell ist das Jetzt entflogen, ewig still steht die Vergangenheit. (Eintrag von Richard Garbe in einem Kleindrebnitzer Gästebuch)

Garbe, Richard Erich Christian

Pfarrer in Großdrebnitz, sächsischer Landespfarrer für Frauenarbeit
29.07.1910 Hohndorf b. Freiberg – 02.08.1992 Hannover

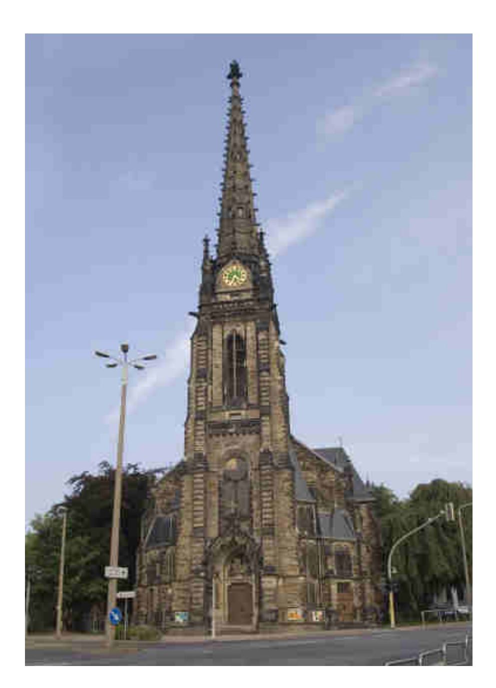
V: Friedrich (*1876), Bergmann; M: Helene geb. Neumann (*1887); G: Käthe (*1920); E: 1937 in Oelsnitz, Erika Frieda geb. Grunert (*1915, †1.2.2008 Hannover); K: Frieda Christel Helena (*1938)

Garbe studierte in Leipzig Theologie und legte am 20. Juli 1934 das erste Theologische Staatsexamen ab. Am 1. Januar 1935 erhielt er seine erste Anstellung im Dienst der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen als Pfarrvikar von Großdrebnitz und Goldbach und am 16. Februar 1936 wurde er ordiniert. Bereits während des Studiums hatte Garbe die Werbeaktionen der Nazis erlebt. Seine ersten Dienstjahre fielen in eine Zeit heftiger Auseinandersetzungen zwischen dem deutschchristlichen Kirchenregiment der Landeskirche unter Bischof Friedrich Coch und Anhängern der „Bekennenden Kirche". Im Herbst 1937 eskalierte der Streit sachsenweit. Viele regimekritische Pfarrer wurden entlassen. Auch in Goldbach besaßen die Deutschen Christen um Kantor Max Gelbke großen Einfluss. Der erreichte beim Landeskirchenamt, dessen Leiter Erich Kotte kurz zuvor auf Betreiben von Oberkirchenrat Johannes Klotsche abgesetzt worden war, dass er gegen Garbes Willen jeden vierten Sonntag im Monat und jeden ersten Feiertag an hohen Festen Lesegottesdienst halten sollte. Eine Denunziation führte zu Garbes Dienstentlassung am 1. Dezember 1937. In der offiziellen Begründung des Landeskirchenamtes wurde angeführt, dass er sich gegen die Beurlaubung des Bautzener Superintendenten Walter Theodor Berg ausgesprochen und das landeskirchliche Gemeindeblatt abbestellt hätte. Die gesamte Aktion der Nazis war aber ein Fehlschlag, denn es gelang nicht, die Großdrebnitzer Bevölkerung gegen ihren Pfarrer aufzubringen. Auf Einspruch beim Landeskirchenamt durch mehrere Kirchenvorsteher wurde die Entlassung für Großdrebnitz zurückgenommen und die Wahl Garbes als ständiger Pfarrer von Großdrebnitz ungeachtet der Anfeindungen durch die Nationalsozialisten nach Verordnung des Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamtes vom 28. Februar 1939 bestätigt. In Goldbach durfte er keinen Dienst mehr tun. Auch in Großdrebnitz stand Garbe jedoch während seiner sonntäglichen Predigten unter der Beaufsichtigung durch die Polizeibehörde. Das blieb gültig bis zum 26. August 1939, jenem Tag, an dem Richard Garbe zum Wehrdienst eingezogen wurde.

In dieser schweren Zeit entstand eine Publikation Garbes, die heute für die Ortsgeschichtsschreibung von großem Wert ist und die damals wohl seiner Protesthaltung entsprang. Sie erschien in der ehemaligen Tagungszeitung „Sächsischer Erzähler", Sonntagsbeilage „Unsere Heimat" vom 11. und 18. April 1938. Der dort mit einer Fortsetzung abgedruckte Beitrag von Garbe, P. (P. vermutlich für „Pfarrer"): „Vorarbeiten für eine Dorfchronik" ging im Inhalt nicht auf NS-ideologische Aspekte ein. Stattdessen wurden der nationalsozialistischen Ideologie fremde Autoren wie Bruno Barthel und Kirchschullehrer Willy Sorber, 1937 in Großdrebnitz suspendiert, als bedeutende lokale Geschichtsquellen genannt.

Während Garbe seinen Wehrdienst leistete, musste sich die Ehefrau im Dorf kleinlicher Gehässigkeiten führender NS-Mitglieder erwehren. In dieser Zeit war für sie die Unterstützung des Bürgermeisters Otto Heinrich von großer Bedeutung. Zum Kriegsende kam Garbe an der Westfront in amerikanische Gefangenschaft und wurde frühzeitig entlassen – aber nicht nach Hause in die sowjetische Besatzungszone. Das Überschreiten der Zonengrenze war äußerst gefahrvoll und gelang nur mit Unterstützung durch ihm zugetane Menschen auf dem Tender einer Dampflokomotive. Auf dem weiten Weg nach Hause geriet er noch ein weiteres Mal in Gefahr bei einer Razzia durch Russen, die Heimkehrern aus den westlichen Besatzungszonen galt. Für diese war der Abtransport in nunmehr russische Kriegsgefangenschaft vorgesehen. Fremde Menschen halfen spontan, den Gefährdeten zu verbergen. Glücklich zur Familie heimgekehrt, teilte er am 25. Oktober 1945 der Superintendentur mit, dass er seine Amtstätigkeit in Großdrebnitz wieder aufgenommen habe. Am 9. November 1945 konnte ihm die Superintendentur seinen neuen Personalausweis (mit russischer Übersetzung und Abstempelung) zustellen. Erst jetzt war Garbe in Sicherheit. Im Jahr 1947 kam der einst aus der Schule entfernte Oberlehrer Willy Sorber zurück in das Dorf. Garbe hatte diese Heimkehr ermöglicht durch die Einstellung Sorbers als Kantor und dessen Aufnahme in eine Wohnung auf dem Pfarrgrundstück. Der damalige Theologiestudent Reinhard Leue erhielt bei Garbe zeitweise Kost und Logis.

Garbe musste bald erkennen, dass der sozialistische Nachfolgestaat nicht nur kirchen-, sondern auch menschenfeindliche Züge annahm. Allerdings waren im Großdrebnitz der Nachkriegszeit die Bemühungen, eine „Klassenkampfstimmung" zu erzeugen, vergeblich geblieben. Das hatte seine Ursache in der Kirchenfreundlichkeit der Einwohner, aber auch in einer der Kirche gegenüber toleranten Haltung des (Neu-)Lehrerkollegiums. Das lieb gewordene Großdrebnitz



Jakobikirche Freiberg. Foto: Unu–korno 2008 (Wikimedia Commons), Lizenz: CC BY-SA 3.0

verließ Garbe im Jahr 1951, um in Freiberg an der Jakobikirche die Pfarrstelle zu übernehmen. Hier geriet er erneut in Konfrontation mit den Machthabern. Dieses Mal schien kein weiterer Ausweg möglich als die Republikflucht. Dem Einsatz des damaligen Landesbischofs Dr. Gottfried Noth war es zu verdanken, dass Garbe in die DDR zurückkehren konnte. Am 26. Oktober 1960 wurde Garbe als Landespfarrer für sächsische Frauenarbeit berufen. Gleichzeitig wirkte er bis zum 31. Dezember 1966 als Gemeindepfarrer in Dresden-Kaditz. Ende der 1960er Jahre beteiligte sich Garbe an der DDR-weiten Vorbereitung des Weltgebetstages in Berlin.



Emmauskirche Dresden-Kaditz. Foto: X-Weinzar 2007 (Wikimedia Commons), Lizenzen: CC BY-SA 3.0, GFDL

Er initiierte die Herausgabe einer Diaserie und erarbeitete die ersten beiden Teile selbst. 1970 bestand die Serie aus 135 Aufnahmen. Die Diaserie wurde bis 1990 fortgeführt. Zum 31. Juli 1977 schied Garbe aus dem Dienst aus. Seine vorausgegangenen Bemühungen um eine Wohnung waren von den staatlichen Stellen blockiert worden, seinem Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik wurde dagegen ohne weiteres stattgegeben. Das unterstreicht, welches Misstrauen die Behörden der DDR diesem Pfarrer entgegenbrachten. Er hatte zwei Diktaturen standgehalten.

Quellen: Pfarrarchiv Großdrebnitz; Mitteilungen Pfarrer Sebastian Führer (Martinskirche Großdrebnitz), Erika Garbe, Klaus Giesemann und Christa Freundenberg; Auskunft Evangelisch-Lutherisches Landeskirchenamt Sachsen; www.frauenarbeit-sachsen.de, Geschichte der Kirchlichen Frauenarbeit; Hans Meiser, Hannelore Braun, Nora Andrea Schulze, Carsten Nicolaisen: „Verantwortung für die Kirche". Bd. 3, Vandenhoeck & Ruprecht, 1985; Reinhard Leue: „1947 – Unterwegs durch die Oberlausitz". Oberlausitzer Hausbuch 2006



Ludwig Gedike.

Quellen: Heinrich Kämmel: „Gedike, Ludwig Friedrich Gottlob Ernst“, Hermann Schulze: „Gaupp, Ernst Theodor“. Allgemeine Deutsche Biographie, 1878; Fritz Borinski: „Gedike, Friedrich“. Neue Deutsche Biographie, 1964, S. 125–126; Dr. Schubart: „Zur Geschichte des Gymnasiums in Budissin“. Gedr. bei E.M. Monse, 1863; „Zur festlichen Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der ersten Bürgerschule zu Leipzig.“ Carl Gustav Naumann Leipzig, 1853; Friedrich August Schmidt, Bernhard Friedrich Voigt: „Neuer Nekrolog der Deutschen“. Verlag B.F. Voigt, 1840; Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge, Bd. 55, Gleditsch, 1852; Gottlieb Friedrich Otto: „Lexikon der seit dem fünfzehenden Jahrhunderte verstorbenen und jetztlebenden Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler“. Bd. 2, 1801; Herbert E. Brekle, Edeltraud Dobnig-Jülch: „Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts“. Bd. 3, De Gruyter 1994; Sanct Johannis Freimaurer-Loge zur goldnen Mauer, Mitgliederverzeichnis 1805; http://freimaurer-wiki.de; http://www.leipzig-lexikon.de; Heinrich Heinlein: „Der Friedhof zu Leipzig in seiner jetzigen Gestalt oder Vollständige Sammlung aller Inschriften auf den ältesten und neuesten Denkmälern daselbst“. 1844; Jens Häseler, Rolf Geissler: „La Correspondance de Jean Henri Samuel Formey (1711–1797): Inventaire alphabétique Vol. 29, Série „Vie des Huguenots“. Honoré Champion, 2003; Lausizische Monatsschrift, 1793, 1796, 1797, 1800, 1802; Leipziger Adressbuch, 1830; Britta L. Behm, Uta Lohmann, Ingrid Lohmann: „Jüdische Erziehung und aufklärerische Schulreform“. Waxmann Verlag, 2002; Topographische Chronik von Breslau, 1806; Ernst Gustav Vogel, Johann Carl Christoph Vogel: „Zur Erinnerung an L.F.G.E. Gedike, ersten Director der Bürgerschule zu Leipzig“. Leipzig, 1839

Gedike, Ludwig Friedrich Gottlob Ernst

Professor, Schulreformer
22.10.1761 Boberow – 09.07.1838 Breslau

V: Friedrich (*16.11.1718 Berlin, †30.4.1762 Boberow), Magister, Pfarrer, Besitzer einer großen Briefsammlung an Philipp Spener; M: Catharina Eleonore geb. Seger, Pfarrerstochter aus Bechlin; G: Friedrich (*15.1.1754 Boberow bei Lenzen, †2.5.1803 Berlin, Gymnasialdirektor, Oberkonsistorialrat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste Preußens, wichtiger Modernisierer des preußischen Bildungswesens, verband in seinen Schulprogrammen die klassische humanistische Bildung mit Ideen der Aufklärung, stärkte die öffentlichen Realschulen, 1788 an der Einführung des Abiturs beteiligt, Freimaurer-Loge „Zu den drei Weltkugeln"); E: Breslau, Johanna Christine Charlotte geb. Kruttge (Tochter eines Arztes, † nach 1838); K: Ernst Friedrich Gustav (1791–18.1.1797), Eduard Ludwig (*30.9.1793 Bautzen, †13.5.1821 Leipzig, Studium in Leipzig, königlich-preußischer Regierungs-Assessor in Magdeburg), Luise Karoline (*29.3.1796 Bautzen, verheiratet in Berlin), Luise Auguste (*7.2.1800 Bautzen, † nach 1859, ab 1823 in Leipzig und später in Breslau mit dem Juraprofessor Ernst Theodor Gaupp verheiratet, Vorstandsmitglied der Breslauer Singakademie)

Gedike entstammte einer märkischen Pfarrerfamilie. Sein Großvater Lambert Gedicke war in Halle von August Hermann Francke im Sinne des Pietismus geprägt worden. Als Kleinkind verlor Ludwig den Vater. Seine frühe Kindheit verbrachte er in Perleberg. Mit 10 Jahren fand Gedike Aufnahme im Schindler'schen Waisenhaus in Berlin, später besuchte er das dortige Gymnasium "Zum grauen Kloster". Besonders sein sieben Jahre älterer Bruder, Friedrich Gedike, bemühte sich sehr um Ludwigs Ausbildung. Friedrich erhielt 1775 eine Anstellung als Hauslehrer in der Familie des Aufklärers Johann Joachim Spalding und nahm Ludwig als Schüler mit. Mit finanzieller Unterstützung des Schindler'schen Waisenhauses konnte Gedike 1780 die Universität Halle beziehen, wo er Theologie, Philologie und Pädagogik studierte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich teilweise selbst mit Privatunterricht. In Halle wurde er am 1. September 1780 auch in die Freimaurer-Loge „Zu den drei Degen" aufgenommen. Der Direktor des Gymnasiums „Zum grauen Kloster", Anton Friedrich Büsching, holte Gedike 1782 als Lehrer zurück nach Berlin. Dessen Bruder Friedrich arbeitete inzwischen an der selben Schule. Minister Karl Abraham von Zedlitz, ein Anhänger der Kant'schen Philosophie und Förderer des Volksschulwesens, veranlasste noch im selben Jahr Gedikes Berufung an das Elisabeth-Gymnasium in Breslau als dritter Professor, weil die dortige Ausbildung in den alten Sprachen in der Kritik stand.

Gedike unterrichtete ab Januar 1783 neun Jahre am Elisabeth-Gymnasium in Breslau die lateinische, griechische



Das Elisabeth-Gymnasium ging auf eine 1293 bei der St.-Elisabeth-Kirche Breslau gegründete Elementarschule zurück, die als Pfarrschule eng mit der Kirche verbunden war. Nach der Reformation wurde die Schule städtisches Gymnasium und am alten Standort mehrfach umgebaut. Anfang des 20. Jahrhunderts bezog sie einen Neubau an einem anderen Platz.

und hebräische Sprache. Das Gymnasium wurde in jener Zeit von Johann Kaspar Arletius geleitet. Besonders auch mit dessen Nachfolgern als Rektor Philipp Julius Lieberkühn und Johann Ephraim Scheibel sowie dem damaligen Pro-Rektor des Maria-Magdalenen-Gymnasiums in Breslau, Johann Kaspar Friedrich Manso, stand Gedike in enger Verbindung.

Unter der Regentschaft des preußischen Königs Friedrich II. („der Große") und dem Einfluss des führenden preußischen Pädagogen Friedrich Gedike, Ludwigs Bruder, waren in Breslau frühzeitig fortschrittliche Schulreformen eingeleitet worden. Zu Ludwig Gedikes Aufgaben gehörten die Prüfung von Schulamtskandidaten, die Aufsicht über das königliche Seminar für Landschullehrer und die Mitarbeit bei der Organisation der israelitischen Wilhelmsschule. Diese am 15. März 1791 mit anfangs 125 Schülern eingeweihte Schule entstand im Zuge der vom preußischen König Friedrich Wilhelm II. befohlenen Neuordnung des „Judenwesens" in Breslau ab 1790. Die jüdische Bevölkerung erhielt erweiterte Bürgerrechte, gleichzeitig musste sie sich feste Familiennamen zulegen. Der König wies die Schulgründung für jüdische Kinder an, um „die künftige Generation zu nützlichen Bürgern des Staats zu bilden". Aufgeklärte preußische Beamte und Pädagogen unterstützten die Integration der jüdischen Mitbürger, auch auf jüdischer Seite fassten aufklärerische Ideen Fuß. Die Zeit der Aufklärung war insgesamt durch einen verstärkten interkulturellen, christlich-jüdischen Dialog gekennzeichnet. Das Schulkollegium als Auf-

sichtsgremium der Wilhelmsschule stand unter der Leitung von Friedrich Albert Zimmermann. Neben Gedike als christlichem Pädagogen gehörten dem Gremium Vertreter der jüdischen Gemeinde an, darunter als Oberlehrer der Reformer Joel Loewe. Vorbehalte gegenüber der säkularen, vom preußischen Staat geförderten Einrichtung gab es vor allem aber auch seitens traditioneller jüdischer Kreise. Anlässlich der Eröffnung der Schule sagte Gedike dazu: „nicht leichtsinnige Spötter und Verächter eures Glaubens, nicht schadenfrohe und seichte Verächter der durch religiöse Ueberzeugungen gegründeten Gemüthsruhe ihrer Brüder, sondern aufgeklärte und redliche Verehrer der Religion, gute, zufriedene und mit dem Geiste ächter Duldung und Liebe erfüllte Menschen, geschickte und patriotische Bürger solle sie erziehen".

Gedike schrieb in Breslau „Einige Gedanken über den jetzigen Zustand der alten Litteratur in unsern gelehrten Schulen, und dessen Ursachen" (1787), worin er sich für eine mehr inhaltliche Rezeption der klassischen Literatur statt reiner Sprachaneignung aussprach, und ein „Hebräisches Lesebuch für Schulen, mit einem vollständigen hebräisch - deutschen Wörterverzeichniß" (1790). Beim Aufbau des Lesebuchs, darunter den nach Schwierigkeitsgraden geordneten Beiträgen, orientierte er sich am Vorbild seines Bruders. Von seinem Lehrer Lieberkühn gab Gedike die lateinische Übersetzung des „Robinson" (1789) und dessen „Kleine Schriften" mit einer Lebensbeschreibung heraus (1791). Zudem arbeitete er an den „Schlesischen Provinzblättern" mit.

Im Oktober 1791 bekam Gedike in der Nachfolge des nach Weimar gewechselten Karl August Böttiger die Leitung des Gymnasiums in Bautzen übertragen. Seine in Breslau erworbenen Erfahrungen ließen ihn schnell erkennen, dass das Schulwesen in der Oberlausitz dringend reformbedürftig war. Gedike erwarb sich besonders mit seinen strukturierten, planvollen Schulprogrammen große Verdienste um die Lehranstalt. Er nutzte diese deutsch oder lateinisch verfassten Jahresberichte aber auch, um seine grundsätzlichen Überlegungen zur Pädagogik und zum Schulwesen in der Oberlausitz darzulegen. Gedike schrieb u. a. „Vorstellung an Ältern, die ihre Kinder unserer Schule anvertrauen" (1793), „Erinnerung an einige in unserm Jahrzehend leicht zu verkennende und zu vergessende Wahrheiten, mit Rücksicht auf die Oberlausitz" (1794) und „Gedanken eines Schulmanns über eine dem Schulwesen in Chursachsen bevorstehende Veränderung, mit besonderer Beziehung auf die Oberlausitz" (1795). Im Mittelpunkt der gymnasialen Ausbildung in Bautzen standen seinerzeit zur Vorbereitung auf ein Universitätsstudium die alten Sprachen. Gedike legte jedoch auch Wert auf die Vermittlung



Gedikes Vorgänger als Direktor des Bautzener Gymnasiums war Karl August Böttiger. Auf Gedike folgte Karl Gottfried Siebelis.

naturwissenschaftlicher Kenntnisse, und auch Abgänger in die berufliche Praxis, zum Beispiel in die Landwirtschaft, sollten gute Voraussetzungen erwerben. Ein weiteres Ziel Gedikes bestand darin, an seiner Schule geeignete Schüler für eine Tätigkeit als Volksschullehrer vorzubereiten. Er richtete in Bautzen vorbildhaft für Sachsen ein Lehrerseminar ein, um die Qualität der Schulausbildung zu erhöhen. Zu Gedikes bekanntesten Schülern in Bautzen gehörte neben dem späteren Landwirtschaftsreformer Heinrich August Blochmann auch dessen Bruder Karl Justus Blochmann, Pädagoge bei Johann Heinrich Pestalozzi und 1824 Begründer des Blochmann'schen Instituts in Dresden. Sein Credo beschrieb Gedike 1797: „Das Schul- und Erziehungswesen ist einer immer fortgehenden Verbesserung fähig und bedürftig". So führte er im Latein-Unterricht das Experiment ein, dass sich die Schüler zunächst gegenseitig zensierten, ehe er die Arbeiten bewertete. Die Einführung von Abiturprüfungen als Gymnasialabschluss, wie sie unter maßgeblicher Mitwirkung von Gedikes Bruder Friedrich 1788 in Preußen schon erfolgt war und von Ludwig Gedike auch für Bautzen vorgeschlagen wurde, erfolgte erst nach dessen Weggang aus Bautzen mit Ratsbeschluss vom 19. Juli 1821 unter seinem Nachfolger Karl Gottfried Siebelis.

Gedike war in seiner Bautzener Zeit Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Er wird in der „Lausizischen Monatsschrift" von 1793 u. a. gemeinsam mit Karl August Böttiger, August Gottlieb Meissner und Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf genannt. Gedike schrieb auch Aufsätze für diese Zeitschrift, so „Vorlesungen gehalten am letzten Dez. 1801 in einem gesellschaftlichen Kreise" (1802).

Der Förderung der Bildung des aufstrebenden Bautzener Bürgertums galt 1802 auch die Gründung der Freimaurer-Loge „Zur goldenen Mauer". Gedike als Stifter war gleichzeitig ihr erster Meister vom Stuhl. Die Loge gehörte der National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln" an, bei der Ludwigs Bruder Friedrich Gedike



Die Loge „Zur goldenen Mauer“ wurde 1802 von Gedike in Bautzen als Bildungsstätte für das aufstrebende Bürgertum gegründet.

Mitglied war. Nach seinem Weggang aus Bautzen blieb Ludwig Gedike Ehrenmitglied der Loge. Meister von Stuhl wurde Landsteuersekretär August Gotthold Taube. Zu den frühen Logenmitgliedern gehörten Johann Christian Göritz (Premierleutnant der sächsischen Infanterie), Maximilian Carl August Petschke (Oberamtsadvokat), Johann Wilhelm Prentzel (Kaufmann), Friedrich Gottlieb Schierz (Oberamtsadvokat), Heinrich Gottlob Gräve (Oberamtsadvokat), Gottlob Heinrich Ohle (Regiments-Chirurg), Christian Holtsch (Kaufmann), Johann George Domsch (Stadt-Zolleinnehmer), Johann Christian Gottlieb Thomaschke (Kaufmann) und Christian Heinrich Schulze (Buchhändler). Mitglieder der Loge „Zur goldenen Mauer“ waren später zudem Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt, Robert Stöckhardt, Ernst Theodor Stöckhardt, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf und Gedikes Nachfolger am Gymnasium, Karl Gottfried Siebelis.

Seit dem späten 18. Jahrhundert entstanden in Deutschland Bürgerschulen als städtische Mittelschulen (zweiten Ranges) bzw. höhere Bürgerschulen (ersten Ranges), aus denen sich später Realschulen entwickelten. Sie ermöglichten dem Bürgertum eine über das Niveau der einfachen Volksschulen hinausgehende Bildung und dabei im Unterschied zu den lateinischen Schulen einen Unterricht in deutscher Sprache. Die öffentliche Trägerschaft sollte helfen, die Qualität des Unterrichts zu heben und die Kosten für die Eltern zu senken. Wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatten zuvor die pietistischen Strömungen der protestantischen Kirche wie unter Philipp Spener in Dresden und Berlin und August Hermann Francke in Halle mit seinem Waisenhaus. Bereits sie erkannten, dass Bildung Voraussetzung für den zukünftigen Erfolg im Leben ist, und dass das Gemeinwohl und der Reichtum eines Landes entscheidend davon abhängen, dass große Teile der Bevölkerung an Bildung teilhaben können. In seiner Schrift „Das Schulwesen in der Oberlausitz im Jahre 1850“ (1799) formulierte Gedike als Ziel die Neuausrichtung der Schulbildung auf die Bedürfnisse von Handwerk und



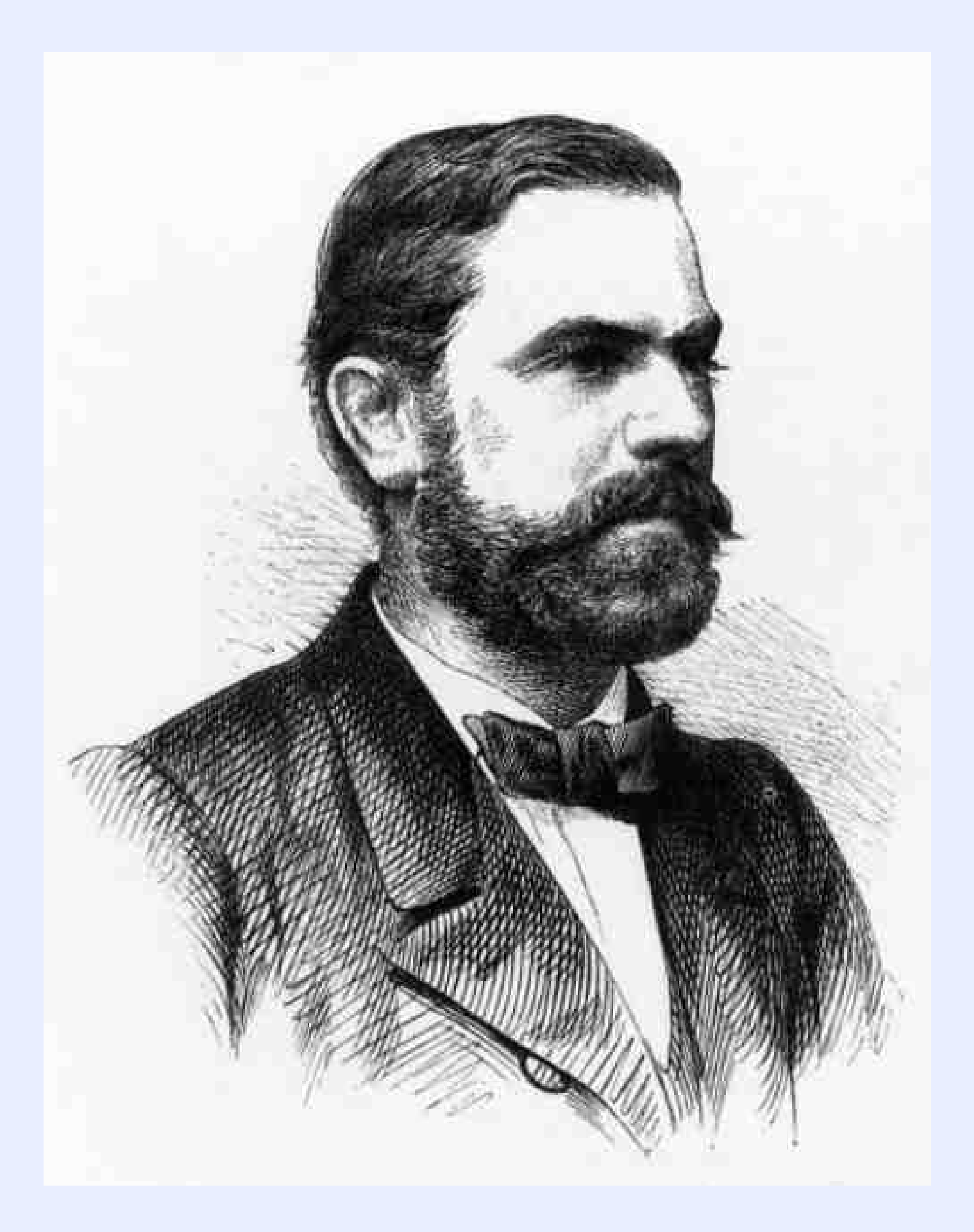
Die Leipziger Bürgerschule auf den Mauern der Moritzbastei in einem kolorierten Kupferstich von Carl Benjamin Schwarz aus dem Jahre 1804. Vor allem Bürgermeister Carl Wilhelm Müller (1728–1801) hatte sich für einen prachtvollen Neubau als Symbol des Wohlstands der Stadt eingesetzt.

Gewerbe, auf eine praktische Ausbildung und die besondere Förderung von Schülern aus einfachen Verhältnissen. Demgemäß schlug er in den drei größeren Städten des Oberlausitzer Sechsstädtebundes (Görlitz, Bautzen, Zittau) die Einrichtung von Bürgerschulen ersten und zweiten Ranges neben den Gymnasien vor, in den drei kleineren Städten (Kamenz, Löbau, Lauban) die Umwandlung der lateinischen Schulen in höhere Bürgerschulen, und in weiteren Städten die Einrichtung von Bürgerschulen zweiten Ranges.

Am 15. April 1803 erhielt Gedike vom Magistrat der Stadt Leipzig den Auftrag zur Einrichtung und Leitung einer großen Bürgerschule. Dem waren jahrelange Planungen vorausgegangen. 1795 stellten die Innungen den offiziellen Antrag auf Einrichtung einer Bürgerschule bei der Stadt. Nachdem man 3156 schulpflichtige Jungen und 3142 Mädchen gezählt hatte und mit dem erwarteten hohen Zuspruch auf bedeutende Mittelrückflüsse als Schulgeld hoffte, erfolgte am 3. Mai 1796 der Beschluss zum Bau einer allgemeinen Bürgerschule.

Planungsmängel verursachten jedoch Verzögerungen und steigende Kosten. 1802 stand das Projekt kurz vor dem Scheitern. 1803 veröffentlichte Gedike seine „Grundlinien des Planes der neuen Bürgerschule zu Leipzig", die von der Stadt positiv aufgenommen wurden. Die Schüler sollten praxisorientiert gebildet werden, ohne „Hang zu müßigen, unfruchtbaren Grübeleien". Der Lehrplan umfasste Kenntnis des Menschen (einschließlich Gesundheitslehre), deutsche Sprache, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Mathematik (für die Knabenschule), Naturgeschichte, Physik, Erdbeschreibung, Geschichte, Verfassungskunde, Singen, französische und griechische Sprache, Gewerbskunde, Gedächtnis- und Urteilfähigkeit sowie als wichtigen Schwerpunkt die Religions- und Sittenlehre. Mit Beginn des Jahres 1804 öffnete die Schule für 265 Schülerinnen und Schüler in drei Knaben- und zwei Mädchenklassen. Zur Lehrerschaft gehörten Johann Friedrich Adolf Krug, ein Absolvent des Bautzener Gymnasiums unter Böttiger und zuletzt Privatlehrer in Meffersdorf, Johann David Goldhorn von der Peterskirche Leipzig und der Privatschullehrer Johann Gottfried Köhler. Die endgültige Fertigstellung der Bürgerschule verzögerte sich mit dem napoleonischen Krieg und der Völkerschlacht zu Leipzig 1813. Das Schulgebäude diente zeitweise als Lazarett. Der Unterricht fand über die gesamte Stadt verstreut statt. Zudem mangelte es der Schule lange an notwendigen Ausstattungen. Im Bildungsbürgertum der Universitäts- und Kaufmannstadt Leipzig fand Gedike jedoch viel Unterstützung. Zeitweise besuchten über 900 Schüler die Bürgerschule. Ein Resümee des Geleisteten publizierte Gedike in „Neue Nachricht von der jetzigen Beschaffenheit der Leipziger Bürgerschule" (1826). Mit den politischen Veränderungen des Jahres 1830, die schließlich in der ersten sächsischen Verfassung und der Einführung einer konstitutionellen Monarchie mündeten, kam auch das öffentliche Schulwesen auf den Prüfstand. Die Staatsbürger erhielten größere Verantwortung. Die Naturwissenschaften und Fremdsprachen gewannen immer mehr an Bedeutung, während an der Gedik'schen Schule die Religion noch stärker im Mittelpunkt stand. Nach 50 Jahren Arbeit als Pädagoge legte Gedike 1832 sein Amt nieder.

Gedikes Verdienste wurden vielfältig gewürdigt. Die „Lausitzer Prediger-Gesellschaft", der mehrere seiner ehemaligen Schüler aus Bautzen angehörten, wählte ihn in Leipzig zum Ehrenmitglied. Die Stadt Leipzig gewährte ihm eine großzügige Pension. Gedike zog sich danach in seine frühere Heimat Breslau zurück, wo die Familie seiner jüngeren Tochter wohnte. Hier engagierte er sich auch für Kleinkinderschulen. Im Jahr 1910 ehrte ihn die Stadt Leipzig mit der Benennung der Gedikestraße im Stadtteil Eutritzsch.



Professor Ernst Giese war ein führender Architekt des Historismus. Die sächsische und die österreichische Kunstakademie ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Der preußischen Akademie gehörte er als ordentliches Mitglied an. Giese führte die Titel Baurat und Geheimer Hofrat. Er war Mitglied der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft.

Giese, Ernst Friedrich

Professor, Architekt
16.04.1832 Bautzen – 12.10.1903 Berlin-Charlottenburg

V: Carl Christian (*13.8.1786 Görlitz, †9.12.1861 Dresden), Enkel des Görlitzer Archidiakons Gottlieb Christian Giese (1721–1788) und ältester Sohn des Advokaten, Senators, Stadtrichters und Bürgermeisters Christian Matthäus Friedrich Giese (1748–1806), Gymnasium Görlitz, 1805 Jurastudium Leipzig, Landsteuerregistrator und Brandkassenbuchhalter in Bautzen, landständischer Sekretär der Oberlausitz, 1849 Sekretär der Brandversicherungs-Kommission in Dresden; M: Johanne Charlotte geb. Fiebiger (*1792 Bautzen, †2.1.1856 Dresden); G: Charlotte (Juni 1822–23.10.1826), Ida (*23.4.1823 Bautzen, †7.11.1887 Dresden), Carl Friedrich (*1824 Bautzen, †9.1.1847 Bautzen, Jurastudium in Leipzig), Johann Wilhelm (1830–1902, Jurastudium in Leipzig, königl.-sächs. Zollrat in Leipzig und Hamburg, zuletzt wohnhaft in Charlottenburg); E: 13.5.1865 Dresden, Gertrud geb. Barteldes (*27.4.1846 Dresden, †1933, Tochter des Kaufmanns Eduard Friedrich Barteldes, 1848 Vermieter von Robert und Clara Schumann, führendes Mitglied in Singakademie, Liedertafel und Wagner-Verein, ältere Halbschwester der Sängerin Elli Jürgensen/*30.11.1866 Dresden); K: Ernst Johannes (*12.4.1866 Dresden, †14.1.1929 Dresden, Notar und Rechtsanwalt in Dresden, vertrat die erste Ehefrau Emma von Karl May im Scheidungsprozess), Max Eduard (*5.7.1867 Düsseldorf, †9.7.1916 München-Pasing, Kunststudium in Düsseldorf und München, Landschaftsmaler in Dresden und München, verschwägert mit der Malerin Elisabeth Schmook), Gertrud Elisabeth (*28.12.1868 Düsseldorf, verh. Ausfeld, wohnhaft in Charlottenburg), Karl Friedrich (*14.8.1871 Düsseldorf, †1939, Büro für Architektur und Bauausführung Giese & Sohn 1891–1901 in Dresden, auch tätig in Köln und Düsseldorf, Vater des Korvettenkapitäns und Autors Fritz E. Giese), Gertrud Dorothea (*10.10.1873 Dresden, verh. mit dem Dresdner Museumsdirektor Jean Louis Sponsel), Wilhelm Georg (*2.4.1877 Dresden), Katharina Elisabeth (*9.11.1880 Dresden), Martha Johanna (*18.3.1882 Dresden, verh. Kühl), Karl Rudolf (*16.11.1883 Dresden), Emmy Elisabeth (*14.8.1887 Dresden, verh. Hüllsburg)

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Bautzen studierte Giese im Unterschied zu seinen beiden älteren Brüdern, die entsprechend einer Familientradition in Leipzig Jura belegten, ab 1846 an der Technischen Bildungsanstalt in Dresden. Johann Andreas Schubert gehörte hier zu seinen Lehrern. Gieses Studium fiel in eine Zeit tiefgreifender Änderungen an der Vorläufereinrichtung der heutigen TU. Viele Lehrkräfte und Studenten engagierten sich in der Revolution von 1848/49. Das Lehrangebot der Anstalt verbreiterte sich, gleichzeitig entstand der Bedarf, die bislang eher praktisch-mechanische Ausbildung besser theoretisch, ingenieurmäßig zu fundieren. Unter dem 1850 berufenen Direktor Julius Ambrosius Hülße wurde die Lehranstalt 1851 zur Polytechnischen Schule erhoben. 1852 wechselte Giese in das Atelier von Hermann Nicolai, der als Nachfolger des geflohenen Gottfried Semper die Architektur an der Kunstakademie im Sinne der Dresdner Neorenaissance prägte. 1853 trat Giese mit einem Entwurf für die neue Dresdner Kreuzschule hervor. Zwei



Das Schloss Gauernitz wurde von Giese & Schreiber im Stil der Neorenaissance umgebaut (Ansicht um 1900).

Jahre später wurde er mit einem zweijährigen Reisestipendium für Italien ausgezeichnet. Die Reise führte ihn nach Venedig, Verona, Florenz, Rom und Pompeji. Hier vertiefte Giese sein kunsthistorisches Wissen und er fertigte Zeichnungen bedeutender Gebäude an. In der „Zeitschrift für Bauwesen" publizierte er Skizzen zum Palazzo Pubblico in Siena. Eine Ansicht des Palazzo Vecchio in Florenz befindet sich im Dresdner Kupferstich-Kabinett.

1857 machte sich Giese in Dresden mit Bernhard Schreiber, ebenfalls ein Nicolai-Schüler, selbstständig. 1859 erhielten Giese und der Mediziner Wilhelm Gustav Seifert bei einem Preisausschreiben der Leopoldina zur zeitgemäßen Organisation von Irrenheilanstalten für ihren Entwurf „Suaviter in mode, fortiter in re" den ersten Preis. Von 1862 bis 1865 errichteten Giese & Schreiber die Landesbank Altenburg und bis 1866 bauten sie das Schloss Gauernitz um. 1865 wurden sie gemeinsam mit Eduard Müller beauftragt, die Festhalle für das Deutsche Sängerbundesfest in Dresden zu errichten. Die Halle entstand auf den Waldschlösschen-Wiesen und war für 20000 Sänger ausgelegt. Beim Wettbewerb zum Bau der Wiener Hofoper erhielten Giese & Schreiber wie auch bei der Kreuzschule Dresden den zweiten Preis. Der Nicolai-Schüler Oswald Haenel (Brückner'sche Villa in Löbau) begann bei ihnen seine Berufslaufbahn. Für ihre Verdienste um die Architektur in Sachsen wurden Giese und Schreiber 1864 anlässlich des 100. Jahrestags der Gründung der Kunst-



Das Stadttheater Düsseldorf (Ansicht um 1900) wurde von Giese im Stil der Neorenaissance errichtet. Die Architektur des bereits 1867 entworfenen Bauwerks lehnte sich an jene des ersten Semper'schen Hoftheaters in Dresden an. Zur Eröffnung am 29. November 1875 war das Haus noch unfertig und die Kosten hatten sich verdoppelt. Das Gebäude wurde seitdem mehrfach umgebaut und erhielt 1925 den Namen „Opernhaus".

akademie mit der Ehrenmitgliedschaft geehrt, 1867 mit der silbernen Medaille des Dresdner Gewerbe-Vereins. Eine ihre letzten gemeinsamen Arbeiten war 1866 der Entwurf des Nymphenbrunnens von Gustav Broßmann auf dem Räcknitzplatz.

1866 wurde in Dresden der erste Sohn von Ernst Giese und seiner Frau Gertrud geb. Barteldes geboren. 1863 hatte Giese mit seinem späteren Schwiegervater einem Komitee zur Erinnerung an den 50. Todestag von Theodor Körner angehört. Aus diesem Anlass erhielt die Dresdner Körnerstraße ihren Namen.

Die Zusammenarbeit mit Schreiber endete, als Giese 1866 den Ruf als Professor für Baukunst an die Akademie nach Düsseldorf erhielt. Rektor war hier der Maler Eduard Bendemann, zu Gieses Studienzeiten Professor an der Dresdner Kunstakademie, der ihn noch im selben Jahr mit einem Atelieranbau betraute. Nach Bendemanns Rücktritt im Jahre 1867 gehörte Giese dem Direktorium der Düsseldorfer Kunstakademie an. Im selben Jahr wurde sein Entwurf für das Düsseldorfer Stadttheater ausgewählt, der jedoch lange umstritten blieb. In Rheinberg baute er ein Palais für die Unternehmerfamilie Underberg, in Düsseldorf war er am Entwurf eines Denkmals für Friedrich Wilhelm von Schadow beteiligt. In Dresden-Johannstadt plante und baute Giese den Neuen Israelitischen



Die Oberlausitzer Bank Zittau.

Friedhof mit Feierhalle. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 lösten französische Reparationszahlungen einen Gründerboom und damit einen Aufschwung der Bautätigkeit im Deutschen Reich aus. In Zittau errichtete Giese 1871 die Oberlausitzer Bank.

1872 verließ Giese Düsseldorf, wo im März des Jahres ein großer Teil des Schlosses mit der darin untergebrachten Kunstakademie abgebrannt war, und kehrte nach Dresden zurück. Einen Ruf nach Wien hatte er abgelehnt. Giese verband sich zunächst mit Friedrich Hartmann. Den späteren Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt



Die Düsseldorfer Kunsthalle wurde von Giese & Weidner in einem Stilgemisch gebaut. Von Anfang an stand sie in der Kritik wegen pompöser Gestaltung und zu großer Treppenhäuser zulasten der Ausstellungsräume. Sie wurde nach schweren Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg 1959 abgerissen.

holten sie im August 1873 zu sich. Gurlitt, der praktische Erfahrungen als Architekt erwerben konnte, ohne zuvor ein Examen absolviert zu haben, kündigte aber bereits nach einem halben Jahr, weil ihn Giese nur mit nachgeordneten Arbeiten betraute. Giese hatte inzwischen den verbindlichen Auftrag für das Düsseldorfer Stadttheater erhalten, womit eine Ära monumentaler Neubauten in der Stadt begann.

1874 gründete Giese mit Paul Weidner ein neues Architekturbüro. Bis 1881 errichteten sie die Düsseldorfer Kunsthalle in unmittelbarer Nähe von Gieses Theaterbau. Das von Giese & Weidner 1875 gebaute neoklassizistische „König-Albert-Bad" in Löbau erhielt seinen Namen nach einem Kuraufenthalt des sächsischen Königs.

Blasewitz, wohin Giese über seine Ehefrau auch verwandtschaftliche Beziehungen besaß, entwickelte sich in den 1870er Jahren rasch zu einem vornehmen Villenvorort Dresdens. Wegen der gestiegenen Schülerzahl wurde ein neues Lehrgebäude benötigt. Giese & Weidner errichteten bis 1876 die spätere 63. Volksschule, die seinerzeit als Musterbau gemäß der sächsischen Schulreform galt und die auch von Frank Fiedler besucht wurde. Bis 1879 bauten Giese & Weidner das naturhistorische Museum „Ludwig Salvator" für Ludwig Wilhelm Schaufuß. In einem am Lothringer Weg, Ecke Goetheallee, errichteten



Die ehemalige 63. Volksschule in Dresden ist heute nach dem Komponisten Johann Gottlieb Naumann benannt. Sie ist eng mit dem Dresdner Kreuzchor verbunden. Die Jungen besuchen die Schule in der Vorbereitungsklasse 3 und als Kruzianer in der Klassenstufe 4.



Das Landhaus von Karl Louis Barteldes, Stifter und Gemeinderatsmitglied in Blasewitz, wurde von Giese bis 1875 errichtet. Der Entwurf stammte wohl noch aus der Zeit mit Hartmann. Barteldes war ein Onkel von Gieses Frau: Er wurde am 9.4.1821 als Sohn eines Kaufmanns in Dresden geboren und besaß das Rittergut Böhrigen. In Blasewitz setzte er sich zur Ruhe. Das Haus wurde unter der Adresse Naumannstraße 4 errichtet. Nach Barteldes' Tod 1880 ging es zunächst in den Besitz seiner Witwe Amalie Rosalie über. Später wurde im mittleren Teil der Naumannstraße der Barteldesplatz eingerichtet. Das Haus erhielt die Nr. 1.

Gebäude wohnte der jüdische Hofjuwelier Julius Jacoby. Victor Klemperer erhielt im September 1942 seine Einweisung in das von den Nazis als „Judenhaus" missbrauchte Gebäude und beschrieb eine „riesige viereckige bis zum Dach reichende Mittelhalle". Die Villa wurde 1945 bei den Bombenangriffen auf Dresden zerstört. Frank Fiedler, als Schüler der Schillerschule Blasewitz an den Beräumungsarbeiten beteiligt, kann sich erinnern, dass sich aus dem hochwertig gebauten Haus noch viel Baumaterial gewinnen ließ.

Bei mehreren bedeutenden Ausschreibungen erhielten Giese & Weidner Preise für ihre Entwürfe, so für das Hamburger Rathaus, den Berliner Reichstag, das Groote Schouwburg-Theater in Rotterdam, das Leipziger Reichsgericht und den Dresdner Ausstellungspalast. Teilweise gehörten sie danach Konsortien an, welche die siegreichen Entwürfe realisierten bzw. wie beim Städtischen Ausstellungspalast in Dresden Umplanungsarbeiten vornahmen. In mehreren Quellen werden diese Bauten deshalb in Gieses Werkeliste aufgeführt, wie beispielsweise in „175 Jahre TU Dresden: Die Professoren der TU Dresden, 1828–2003, Band 3".

Zusammen mit dem Bildhauer Robert Diez gewannen Giese & Weidner zwei bedeutende Preisausschreiben der Stadt Dresden für Brunnenanlagen



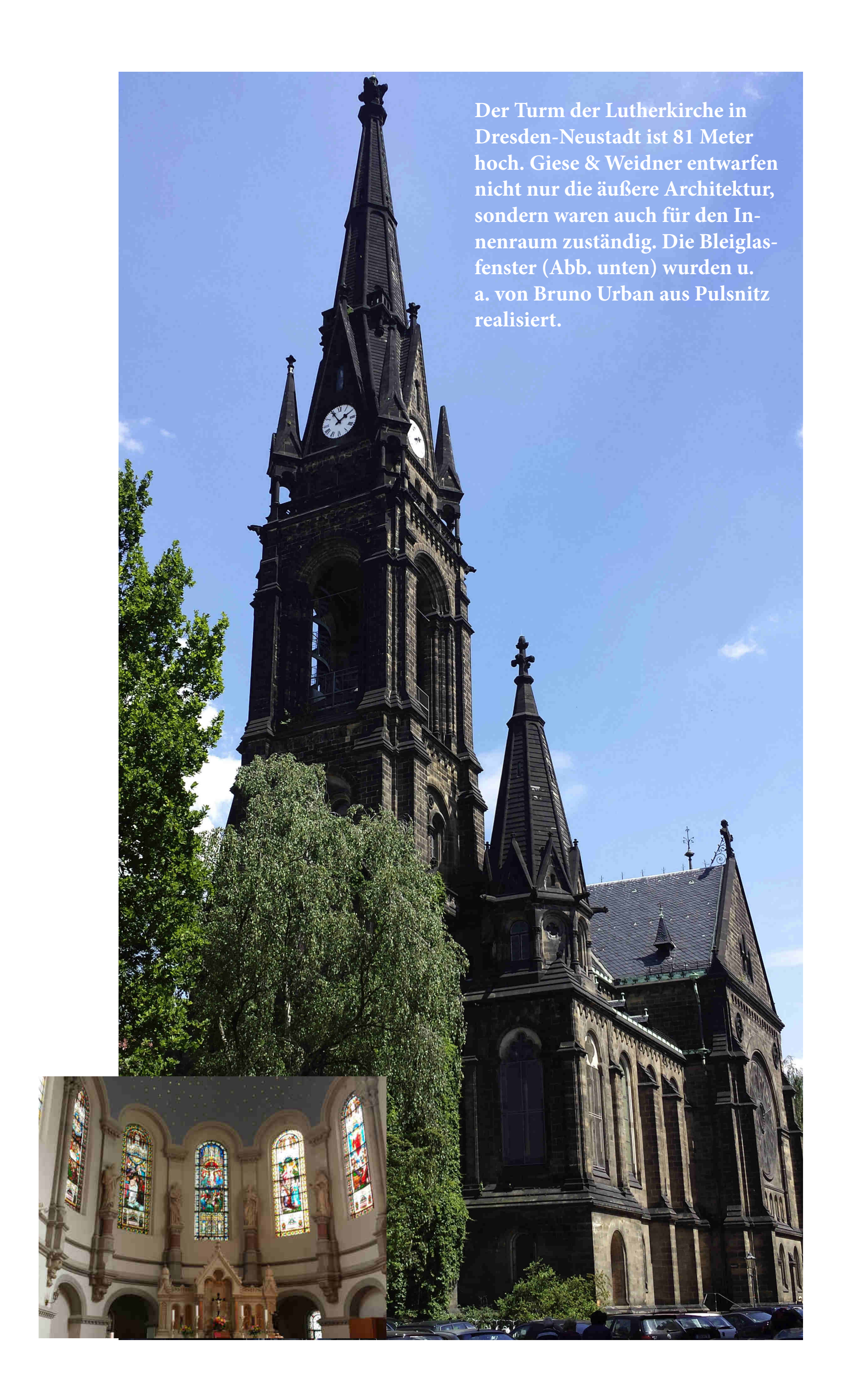
Ernst Giese entwarf die zwei Brunnenanlagen auf dem Albertplatz in Dresden (Abbildung: „Stilles Wasser").



Das Gewandhaus am Hauptmarkt in Bautzen wurde von Giese & Weidner von 1882 bis 1883 im Stil der Neorenaissance anstelle eines abgebrannten historischen Kaufhauses errichtet. Der Neubau beherbergte das städtische Stiebermuseum. Nach einem Brand im Jahre 1976 erhielt das Gebäude einen neuen Giebel. Es dient heute der Stadtverwaltung u. a. als Standesamt.

aus Mitteln der Güntz-Stiftung zur Verschönerung der Stadt. Der Gänsediebbrunnen für den Ferdinandplatz, heute in der Weißen Gasse, wurde 1879 in München preisgekrönt. 1880 erhielten ihre Entwürfe „Klar Wasser“ und „Trüb Wasser“ für den Albertplatz den Zuschlag. Deren Fertigstellung verzögerte sich und die Einweihung konnte erst 1894 erfolgen. Die inzwischen „Stilles Wasser“ und „Stürmische Wogen“ genannten Monumentalbrunnen galten seinerzeit als Meilenstein der Dresdner Kunstentwicklung. Obwohl im Krieg nahezu unbeschädigt geblieben, wurden die „Stürmischen Wogen“ 1945 zugunsten eines sowjetischen Ehrenmals demontiert. Sie sind nach erfolgter Restaurierung wieder an ihren angestammten Platz zurückgekehrt. Nach Gieses Plänen entstanden zudem einige Fabrikanlagen der aufstrebenden Dresdner Zigarettenindustrie. 1885 war Giese Kommissionsmitglied für die Planung des Durchbruchs der König-Johann-Straße vom Altmarkt zum Pirnaischen Platz.

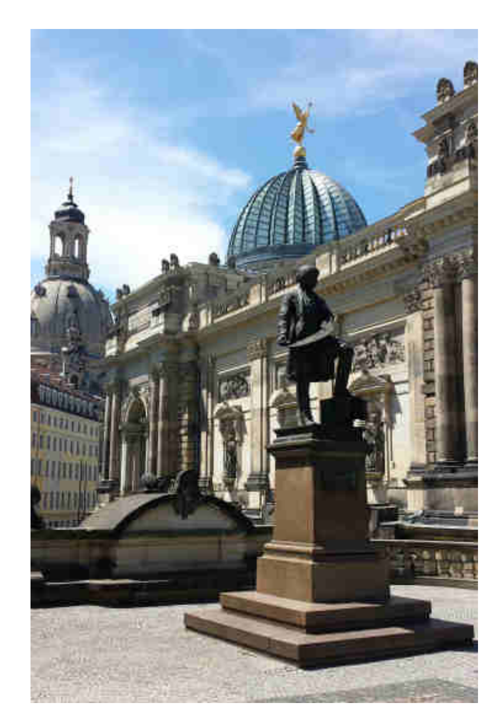
Giese, der auch Mitglied des Kirchenbau-Vereins war, hat sich große Verdienste um den sächsischen Kirchenbau erworben. Bei der mit Weidner von 1883 bis 1887 errichteten Martin-Luther-Kirche wird die Verpflichtung auf das Eisenacher Regulativ deutlich, das seit 1861 u. a. die Neogotik als verbindlichen Baustil



Der Turm der Lutherkirche in Dresden-Neustadt ist 81 Meter hoch. Giese & Weidner entwarfen nicht nur die äußere Architektur, sondern waren auch für den Innenraum zuständig. Die Bleiglasfenster (Abb. unten) wurden u. a. von Bruno Urban aus Pulsnitz realisiert.

für neue Kirchenbauten vorgab. Die Gemeinde der Dresdner Neustadt war seinerzeit auf über 50000 Mitglieder angewachsen und benötigte ein eigenes Kirchengebäude. Es sollte über 1200 Gläubigen Platz bieten. Giese & Weidner belegten beim Wettbewerb nur den 2. Platz hinter Tony Eul aus Belgien, erhielten aber trotzdem den Zuschlag. Die Kirche entstand als gotische Basilika mit neoromanischen Ergänzungen, wobei auch Elemente von Eul einflossen. Der Bau wurde pünktlich zum 404. Geburtstag von Luther fertig, hatte aber das Doppelte der veranschlagten Summe gekostet.

Ab 1891 führte Giese ein gemeinsames Büro mit seinem Sohn. Mit dem Bildhauer Johannes Schilling schuf er 1892 das Denkmal für Gottfried Semper auf der Brühlschen Terrasse. Bis 1898 stellten Giese & Sohn den Hauptbahnhof Dresden fertig. Der Entwurf – um Elemente von Arwed Rossbach ergänzt – stammte noch aus der Zeit mit Weidner. Dieser Bau war ein wesentlicher Bestandteil der Neuorganisation des Schienenverkehrs in Dresden. Die Einwohnerzahl und das Verkehrsaufkommen waren seit der Eröffnung des ehemaligen Böhmischen Bahnhofs im Jahre 1848 stark angestiegen. Claus Koepcke und Otto Klette entwickelten das funktionale Grundkonzept des neuen Bahnhofs mit einer großen, tiefergelegten Kopfbahnhalle und zwei höhergelegten Durchgangshallen. Damit sollte dem täglichen Verkehrschaos in der Stadt



Bei Sempers Denkmal auf der Brühlschen Terrasse vor der Kunstakademie und der Frauenkirche arbeitete Giese mit Johannes Schilling zusammen. Giese war wie Schilling ein Verehrer Sempers und gehörte dem Komitee der Gottfried-Semper-Stiftung an, die jungen Architekten Reisen nach Italien finanzierte. Gieses Entwurf für den Unterbau wurde von Kessel & Röhl in Berlin aus poliertem schwedischen Granit realisiert, die bronzene Statue wurde in Lauchhammer gegossen. Das Denkmal blieb während der Zerstörung Dresdens 1945 erhalten. Verschiedentlich wird für den Sockel der Architekt Constantin Lipsius angegeben, der die Einweihungsrede hielt.

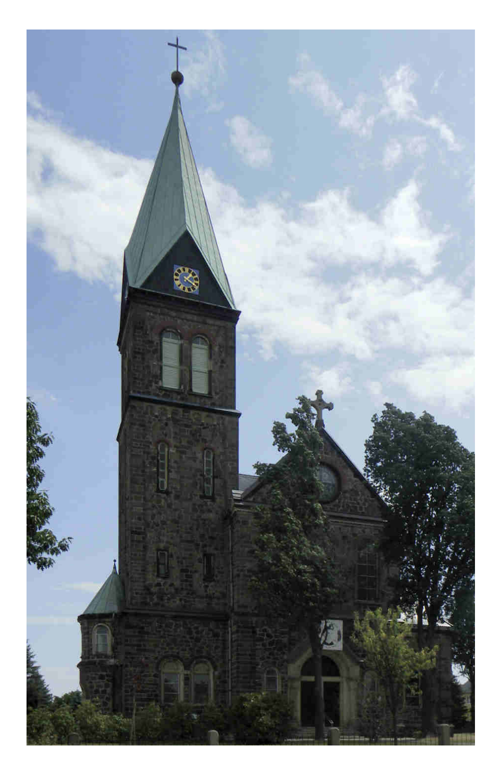


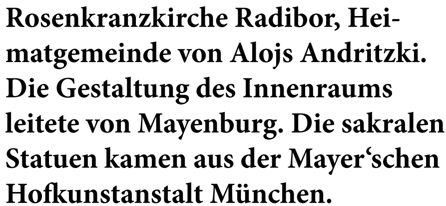
Der Dresdner Hauptbahnhof wurde in einem Stilgemisch aus Neorenaissance und Neobarock mit einem Tragwerk aus Stahl für das Glasdach errichtet. Er bildet einen Verkehrsknoten für Züge in alle Richtungen.

wegen der Schranken an den ebenerdigen Gleisanlagen des Böhmischen Bahnhofs begegnet werden. Das Empfangsgebäude von Giese & Weidner entstand nach dem Vorbild des Gare du Nord in Paris und wurde von einer Kuppel gekrönt.

Als Vorsitzender des Dresdner Architektenvereins gehörte Giese zu den Opponenten von Constantin Lipsius, ebenfalls ein ehemaliger Nicolai-Schüler, und seines Neubaus der Kunstakademie an der Brühlschen Terrasse bis 1894. Einige Jahre zuvor in Leipzig hatte Lipsius zusammen mit August Hartel beim Bau der St. Petri-Kirche den Vorzug erhalten, obwohl Gieses Entwurf im Wettbewerb siegreich geblieben war.

Giese war 1878 unter dem Rektor Gustav Anton Zeuner als Professor an das Polytechnikum berufen worden. Nach der Abtrennung der Baugewerkenschule im Jahre 1873 wurde hier eine eigenständige Architekturausbildung neben jener an der Kunstakademie aufgebaut. Die 1875 gegründete Hochbauabteilung ging auf Bemühungen der Rektoren Julius Ambrosius Hülße (bis 1873) und Gustav Anton Zeuner sowie der ehemaligen Nicolai-Schüler Rudolph Heyn und Carl Weißbach zurück, die der Hochbauabteilung in der Folgezeit vorstanden. Hier wirkten seinerzeit mehrere ehemalige Schüler von Johann Andreas Schubert, so auch Giese. Er vertrat in den folgenden mehr als 20 Jahren das Fach





Rosenkranzkirche Radibor, Heimatgemeinde von Alojs Andritzki. Die Gestaltung des Innenraums leitete von Mayenburg. Die sakralen Statuen kamen aus der Mayer'schen Hofkunstanstalt München.

„Entwerfen von Hochbauten", hielt Vorlesungen über Städtebau und stand dem Atelier für Baukunst vor. Bei Weißbach und Giese studierten Rudolf Schilling und Julius Graebner, die später als Schilling & Graebner die protestantische Kirchenarchitektur in Sachsen zu hoher Blüte führten und ihren Lehrer Giese beim Wettbewerb um die Lutherkirche Radebeul besiegten. Ein weiterer bekannter Schüler Gieses war Hermann Thü-



Mit dem Bau der Kirche, geleitet durch den Baumeister Simon aus Herrnhut, wurde Quatitz zur Parochie. Am 16. Oktober 1899 fanden je ein deutsch- und ein sorbischsprachiger Weihgottesdienst statt.

me (Neues Krankenhaus Radeberg). Das Polytechnikum erhielt 1890 den Rang einer Technischen Hochschule. 1891/92 stand die TH Dresden unter der Leitung von Walther Hempel. 1904, im Jahr nach Gieses Tod, übernahm dessen ehemaliger Mitarbeiter Cornelius Gurlitt, seit 1893 Professor an der TH, das Rektorenamt.

Von 1895 bis 1896 bauten Giese & Sohn zusammen mit dem Benedikti-

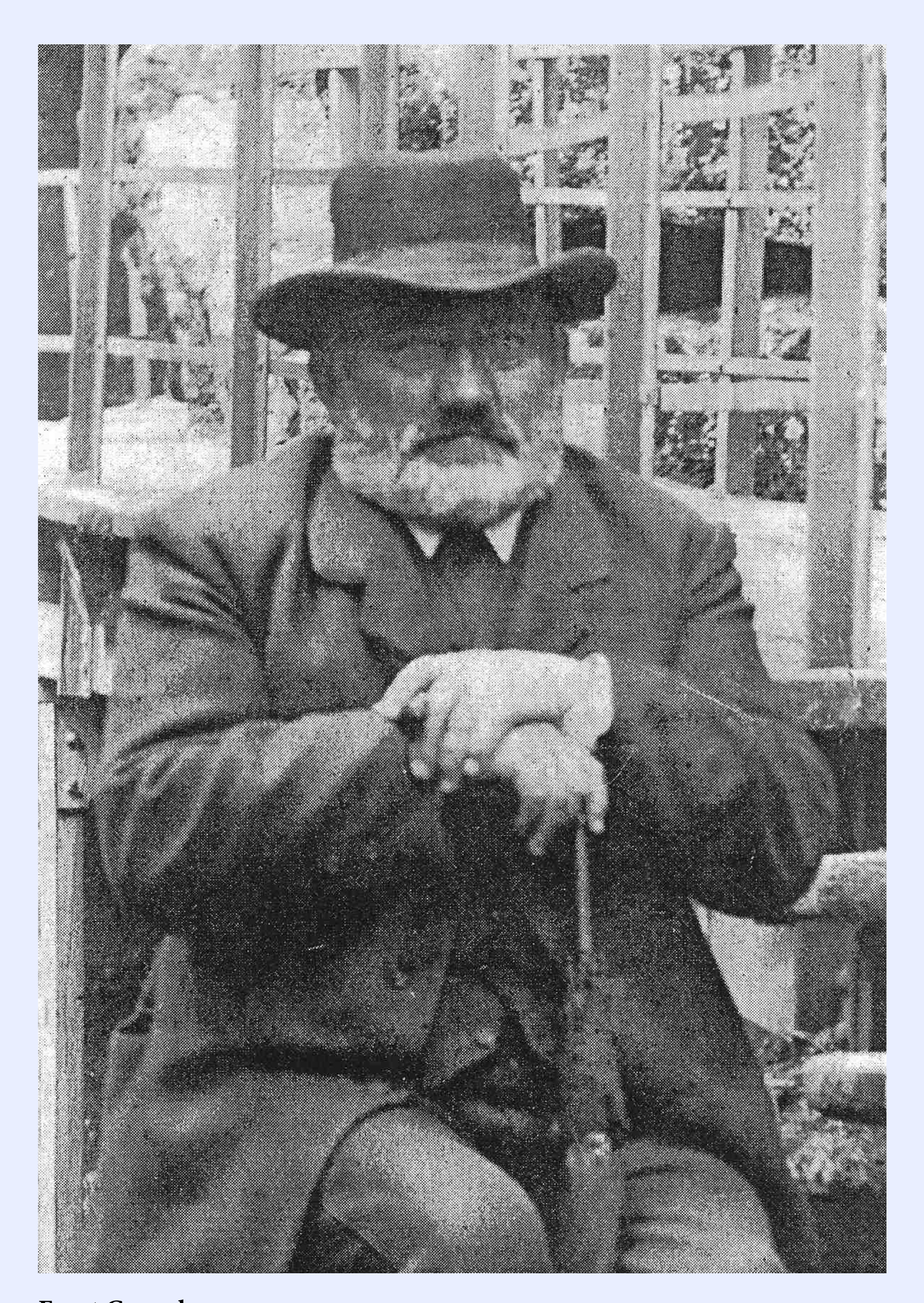
ner-Pater Pirmin Campani und Georg Heinsius von Mayenburg, einem Dresdner Giese-Schüler, die katholische Rosenkranzkirche Radibor. Sie entstand in Form einer neoromanischen Pfeilerbasilika mit einem 52 Meter hohen Turm. 1898/99 leiteten sie den Bau der protestantischen Kirche in Quatitz, wiederum mit einem 52 Meter hohen Turm. Theodor Große (*1874 Bischofswerda, †1950 Potsdam) war bei ihnen angestellt. Beim Bau des 1901 eingeweihten Bautzener Schiller-Gymnasiums gehörte Giese dem Preiskomitee an. Als letzter Bau Gieses entstand von 1899 bis 1901 in Chemnitz die St. Lukaskirche in einer Mischung von Neoromanik und Neorenaissance.

Nach geschäftlichen Verlusten als Aufsichtsrat von Bau- und Immobilienbanken musste Giese Bankrott anmelden. Gesundheitlich gezeichnet emeritierte Giese daraufhin und ging nach Berlin-Charlottenburg, wo er Baugutachten erstellte und wenig später starb.



Die St. Lukaskirche am Josephinenplatz in Chemnitz (Ansicht um 1904) wurde im Zweiten Weltkrieg beschädigt, die Reste in den 1950er Jahren gesprengt.

Quellen: Anton Bettelheim: „Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog“. Bd. 8, G. Reimer, 1905; Herrmann A. L. Degener: „Wer ist‘s?“ Berlin, 1908; Reiner Pommerin, Thomas Hänseroth, Dorit Petschel: „175 Jahre TU Dresden: Die Professoren der TU Dresden, 1828–2003“; Schülerverzeichnisse der Technischen Bildungsanstalt und der Polytechnischen Schule zu Dresden, 1846–1853; www.tu-dresden.de (einschl. DFG-Projekt „Nachlass Cornelius Gurlitt“); www.rheinoper.de; www.duesseldorf.de; Adressbücher der Stadt Dresden, 1849, 1863, 1880, 1892, 1900; Adressbücher von Blasewitz 1879, 1880, 1883; Leipziger Zeitung, 1856, 1866; Deutsche Bauzeitung, Verl. E. Toeche, 1892, 1899; www.blasewitz.de; Manfred Zumpe: „Die Brühlsche Terrasse in Dresden“. Verl. f. das Bauwesen, 1991; „Im neuen Reich“. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes, 1880; Hans Müller: „Dome – Kirchen – Klöster, Kunstwerke aus zehn Jahrhunderten“. VEB Tourist Verlag, 2. Aufl., 1986; www.radibor.de; www.kirchgemeinde-guttau-malschwitz-quatitz.de; Dietrich Buschbeck: „Dem Architekten Ernst Giese auf der Spur. Zu seinem Todestag am 12. Oktober“. Elbhang-Kurier, H. 10/2003, S. 12; Michael Laschet, Berlin, Mitteilungen 2014; Evangelisch-Lutherisches Kirchspiel Dresden-Neustadt: „Martin-Luther-Kirche Dresden-Neustadt“; Immatrikulationen 1778–2012, archivierte Matrikelbücher der heutigen Hochschule für Bildende Künste Dresden; Carl Gottlieb Anton: „Verzeichniss der Schüler des Gymnasiums zu Görlitz, welche in den Jahren von 1803, bis 1854, die Prima oder auch nur die Sekunda besucht haben“. 1856; Lausitzisches Magazin, 1789; Neue lausizische Monatsschrift, 1806; Günther Giese, Mitteilungen 2017; Adressbuch Berlin 1902; Matrikelverzeichnisse Universität Leipzig; Sächsische Constitutionelle Zeitung, 18.8.1863



Ernst Gnauck.

Gnauck, Friedrich Ernst

Gemeindevorstand und Erbgerichtsbesitzer in Kleindrebnitz
22.09.1852 Kleindrebnitz – 01.12.1927 Kleindrebnitz

V: Carl Gottfried (15.10.1802–30.3.1882), Erbrichter und Gemeindevorstand in Kleindrebnitz; M: Eleonora Carolina geb. Richter (11.9.1818–18.1.1894), aus Weickersdorf; G: 11 Geschwister; E: Emma Pauline geb. Friebel (3.11.1855–18.10.1932), aus Altstadt (Stolpen); K: 6 Söhne, darunter Oskar (1.6.1877–1.6.1931, Gemeindevorstand in Kleindrebnitz), Bruno (2.11.1888–16.9.1969, letzter Erbgerichtsbesitzer aus der Familie Gnauck), 3 Töchter, 1 Pflegekind

Ernst Gnauck stammte aus einer alteingesessenen Bauernfamilie, die sich im benachbarten Goldbach schon im 16. Jahrhundert nachweisen lässt. Wenig später ließen sich Nachkommen im nahen Weickersdorf nieder. Nach der Ableitung des Namens „Gnauck“ vom unterfränkischen „gnauken“ (bejahend nicken) ist anzunehmen, dass frühere Vorfahren mit der Ostbesiedelung nach Sachsen gekommen waren. Der Kleindrebnitzer Zweig ging im 18. Jahrhundert aus dem Weickersdorfer hervor, dem auch der Leisniger Altertumsforscher Max Otto Gnauck angehörte.

Der Vater, Carl Gottfried Gnauck, war nach der sächsischen Landgemeindereform der erste gewählte Gemeindevorstand (1839–1851) in Kleindrebnitz. Er kaufte 1849 zusätzlich zum Stammgut das Erbgericht Kleindrebnitz vom Rennersdorfer Kammergutsverwalter Johann Gottfried Nake. Es verblieb für drei Generationen im Familienbesitz. Die Eltern legten großen Wert auf eine gute Schulbildung ihrer Kinder.



Siegel des Erbgerichts Kleindrebnitz

Weil in Großdrebnitz der Lehrer für 136 Schüler zuständig war, schickten sie ihren Sohn Ernst nach Bühlau zur Schule, um ihm einen optimalen Unterricht angedeihen zu lassen. Er wohnte in dieser Zeit bei einer älteren Schwester. Aufgrund der familiären



Erbgericht Kleindrebnitz, im Hintergrund das „Auszugshaus".

Situation – es hatten außer ihm nur noch Schwestern überlebt – kaufte Gnauck 1875 beide Güter von seinem Vater. Er wurde als Gemeindeältester und Stellvertreter des Gemeindevorstands in den Gemeinderat und am 5. März 1887 zum Gemeindevorstand von Kleindrebnitz gewählt. Dieses Amt hatte er für die außergewöhnlich lange Zeit von 32 Jahren inne.

Gnauck arbeitete im Kirchen- und Schulvorstand für Groß- und Kleindrebnitz mit und bemühte sich als Mitglied bzw. Leiter der landwirtschaftlichen Vereine von Bischofswerda und Großdrebnitz um die Einführung moderner Produktionsmethoden. Professor Bruno Steglich berichtete vor der „Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen" von Gnaucks Beteiligung an der IX. Braugerstenausstellung in Dresden. Am 15. Januar 1903 war Gnauck zudem Mitbegründer der örtlichen Spar- und Darlehenskasse, die sich der Förderung der dörflichen Wirtschaft verschrieben hatte. Zu den Selbstverständlichkeiten im Gemeinderat unter Gnauck gehörte es, Bedürftige zu unterstützen. Die „Armenkasse" wurde mit ausreichenden Mitteln ausgestattet. In Notfällen, z. B. nach Bränden, bei Erwerbslosigkeit oder nach der Geburt unehelicher Kinder, erhielten die Betroffenen unbürokratische Hilfe.

Wichtige Errungenschaften seiner Amtszeit waren die Einrichtung einer Eisenbahnhaltestelle in Weickersdorf, der Bau des Kirchturms Großdrebnitz (beides mit aktiver Beteiligung von Kleindrebnitz) sowie die Einführung der Telegrafie im Dorf. Das herausragende Ereignis stellte 1909 die Eröffnung des Bahnhofs Weickersdorf dar. Im 19. Jahrhundert war es den Oberlausitzer Bauern gelungen, zunehmend die Produktion von Rohmilch zu steigern, und 1903 wurde die Eisenbahnstrecke Görlitz-Dresden für den Milchtransport zu den Dresdner Molkereien und Großmärkten freigegeben. Gemeinsam mit dem Weickersdorfer Gemeindevorstand Hartmann hatte Gnauck sich lange um die Errichtung eines Bahnhofs für Weickersdorf, Kleindrebnitz und die benachbarten Dörfer bemüht. Mit Unterstützung des aus Kleindrebnitz stammenden Max Neumeister, seinerzeit Mitglied der sächsischen Eisenbahnkommission, gelang dieses wirtschaftlich bedeutsame Vorhaben schließlich. Am 1. Oktober 1909 beging man im Beisein des Prinzen Sizzo von Schwarzburg auf Großharthau, inzwischen Eigentümer des ehemaligen Vorwerks von Johann Gottfried Nake unweit des Bahnhofs, die feierliche Einweihung. Kleindrebnitz



Familie des Erbgerichtsbauern Ernst Gnauck (vorn rechts, um 1896).

beteiligte sich mit erheblichen finanziellen Mitteln am Bahnhof, der nahe der Ortsgrenze zwischen Weickersdorf und Kleindrebnitz gelegen ist. Den örtlichen Bauern wurde es dadurch möglich, die leicht verderbliche Rohmilch schneller an die Kunden bis nach Dresden auszuliefern.

Für seine Verdienste um das Dorf und seine Bewohner wurde Gnauck am 14. Mai 1912 von König Friedrich August III. das Ehrenkreuz verliehen. In dem bekannten Kirchschullehrer und Heimatforscher Bruno Barthel wusste er stets einen guten Freund an seiner Seite. Zudem waren sein Sohn Oskar und seine Tochter Hedwig jeweils mit Kindern von Barthel verheiratet. Gnauck leitete den von Barthel gegründeten landwirtschaftlichen Verein von Großdrebnitz und vertrat den Kantor Barthel beim sonntäglichen Orgelspiel. Auch die örtliche Spar- und Darlehenskasse hatten sie gemeinsam gegründet. Wenn etwas vertraulich bleiben sollte, korrespondierten sie in Gabelsberger Kurzschrift. So wie es Gnauck von seinen Eltern kennengelernt hatte, handelte er verantwortungsbewusst bei der Erziehung seiner Kinder. Gnauck begriff Ausbildung als Investition in die Zukunft und ermöglichte auch jenen Kindern einen guten Start ins Leben, die nicht als Hoferben infrage kamen. Bildung beschränkte er aber nicht auf die Landwirtschaft – die meisten seiner Kinder lernten z. B. Klavier spielen. Als eine Schwester mit einem


Wir Friedrich August, von GOTTES Gnaden
König von Sachsen, etc. etc. etc.
haben Uns bewogen gefunden,

Friedrich Ernst Gnauck

das Ehrenkreuz

Dresden, am 14. Mai 1912

Urkunde zum Ehrenkreuz 1912.

unehelichen Kind in Not geriet, nahm Gnauck es zu sich und ermöglichte ihm eine Berufsausbildung zum Drogisten.

Das Erbgericht Kleindrebnitz wurde 1911 von seinem Sohn Bruno übernommen. Als Gastgeber für verschiedene Vereine (Königlich sächsischer Militärverein, Landwirtschaftsverein, Gesangverein; unter dem Sohn Bruno auch der neugegründete Schachverein) war es zusammen mit dem Erbgericht Großdrebnitz zum Zentrum des dörflichen Lebens geworden. Der älteste Sohn Oskar folgte Gnauck am 1. März 1919 im Amt des Gemeindevorstands. Ernst Gnauck blieb

(E Weickersdorf. (Einweihung.) Am 1. Oktbr. fand hier die Einweihung des langersehnten Bahnhofs statt. In festlichem Schmuck prangte das neue Gebäude. Mit allen Zügen fuhren die interessierten Gemeindevorsteher nach Bischofswerda und zurück. Nachdem der Mittagszug eingelaufen, fand festlicher Empfang am Bahnhof statt. Die Begrüßungsansprache hielt Herr Gemeindevorstand Hartmann-Weickersdorf. Hierauf ordnete man sich zu einem Festzug und mit voller Musik gings zum Erblehngericht, wo man um 2 Uhr das Festessen einnahm. Hierbei waren vertreten Se. Durchlaucht Prinz von Schwarzburg, Oberfinanzrat Pilz-Dresden und Bauamtmann Speck-Bautzen. Die Begrüßung bei der Tafel, woran 80 Personen teilnahmen, hatte Gemeindevorsteher Gnauck-Kl.-Drebnitz übernommen und ließ seine Rede in ein begeistert aufgenommenes Königshoch ausklingen. Auch Se. Durchlaucht hielt eine Ansprache, die darin gipfelte, daß die beteiligten Gemeinden sich recht lange der neuen Errungenschaft in gegenseitiger Förderung erfreuen möchten. Dann wurden in dem festlich geschmückten Saale noch mehrere Trinksprüche gewechselt. Gegen 8 Uhr wurde die Festtafel aufgehoben und der Saal zu einem flotten Tänzchen geräumt.

Aufsatz von Bruno Barthel in der Beilage „Unsere Heimat" zum „Sächsischen Erzähler" (anonym, Oktober 1909).

aber Orts- und Friedensrichter. Der jüngste Sohn Kurt pachtete nach 1945 aus dem Besitz eines Schwiegerenkels von Gnauck in Pulsnitz das Hotel „Stadt Dresden", das Geburtshaus des berühmten Agrarwissenschaftlers Julius Kühn.

Die folgende Stammtafel wurde sowohl in Breite als auch Tiefe auf historisch bedeutende Familienzweige begrenzt. Weitere Angehörige besaßen ebenfalls Bauerngüter in Weickersdorf, Groß- und Kleindrebnitz.

Martin Gnauck nach Richard Garbe Bauer sowie Salz- und Landfuhrmann (bis nach Leipzig und Breslau)	
Thomas Gnauck (1618 – 1679) Gerichtsschöppe, Bauer sowie Salz- und Landfuhrmann auf dem Stammgut	
Hanss Johann Gnauck (1655 – 1729)	
Hans George Gnauck (1695 – 1725) Gerichtsschöppe und Landfuhrmann auf dem Stammgut	
Anna Elisabeth Gnauck (1725 – 1796) der ursprüngliche Kleindrebnitzer Zweig der Gnaucks ging durch Heirat 1745 in der Großdrebnitzer Erbrichterfamilie Klahre auf	**Friedrich Martin Gnauck (1709 – 1774)** Bauer und Landfuhrmann, ging von Weickersdorf nach Bühlau
	Johann Gottfried Martin Gnauck (1753 – 1798) in Bühlau geboren, kaufte das Kleindrebnitzer Stammgut der Familie
	Johann Gottfried Gnauck (1774 – 1836) Bauer und Landfuhrmann auf dem Stammgut
	Carl Gottfried Gnauck (1802 – 1882) Erbrichter, erster gewählter Gemeindevorstand nach der sächsischen Landgemeindereform (1838), kaufte zusätzlich zum Stammgut das Erbgericht von Johann Gottfried Nake (1849)
	Friedrich Ernst Gnauck (1852 – 1927) langjähriger Gemeindevorstand und Erbgerichtsbesitzer

Bruno Gnauck (1888–1969), Friedensrichter, verkaufte Erbgericht an Fam. Szczekalla nach Tod beider Söhne	**Paul Gnauck** (1880–1945)	**Oskar Gnauck** (1887–1931), Gemeindevorstand, Schwiegersohn v. Bruno Barthel
Luise Gnauck (1913–2006), aufgewachsen im Erbgericht, Schwiegermutter von Frank Fiedler	**Willy Gnauck** (1906–1980), verkaufte im Zusammenhang mit Kollektivierung Stammgut an Fam. Brendler	

Die Spalten repräsentieren einzelne Ahnenlinien, wobei Spaltengruppen unter einem übergreifenden Tabelleneintrag für Geschwister stehen. Die Zeilen stellen den Bezug zwischen korrespondierenden Generationen über verschiedene Linien hinweg her.

(* 1586)
auf einem der ältesten und größten Bauerngüter von Kleindrebnitz (Stammgut)

Christoph Gnauck (1610 – 1671)
Bauer und Gerichtsschöppe, in Weickersdorf „am Drebnitzer Weg über'n Haufen geritten"
(Heckel: Chronik der Stadt Bischofswerda)

Martin Gnauck (1634 – 1705)
Bauer und Salzfuhrmann

Martin Gnauck (1681 – 1758)
Bauer und Salzfuhrmann

Andreas Gnauck († 1772)
Freirichter auf dem Erbgericht

Christoph Gnauck (?1725 – 1763)
Amts-, Land- und Gerichtsschöppe, Bauer auf Gut Nr. 2, einem der größten Bauerngüter von Weickersdorf (nahe dem heutigen Bahnhof)

Rosina Gnauck
heiratete 1734 Christoph Näther a. Polenz, Dokument zum bäuerlichen Hochzeitsbrauchtum im Sächsischen Staatsarchiv

Johann Christoph Gnauck (1756 – 1813)
Bauer auf Gut Nr. 14, Gerichtsschöppe, Salzfuhrmann, sein Bruder Adam Gottlieb (auch Gerichtsschöppe, Besitzer von Gut 2) vermutlich durch napoleonische Truppen ermordet

Carl Christoph Gnauck (1791 – 1865)
Bauer auf Gut Nr. 2, Gerichtsschöppe, vermutlich auch Salzfuhrmann; seine Frau, Christiane Caroline geb. Beyer, entstammte dem in Weickersdorf verbliebenen Zweig der Familie Beyer/Bayer (Bayer AG; nach Namenswechsel)

Karl Julius Gnauck (1826 – 1905)
zwischenzeitlich in Bühlau, wo sein erstes Kind geboren wurde, Besitzer von Gut Nr. 2, kaufte 1868 von den Leunerschen Erben auch Gut Nr. 8

Friedrich August Heinrich Gnauck
(1820–1905) Gutsbebesitzer Großdrebnitz

Karl Hermann G.
(* 1872), besaß Gut Nr. 2

Max Otto Gnauck
(1858–1904), Lehrer und Altertumsforscher in Leisnig

Meta Flora G.
(1860–1908)

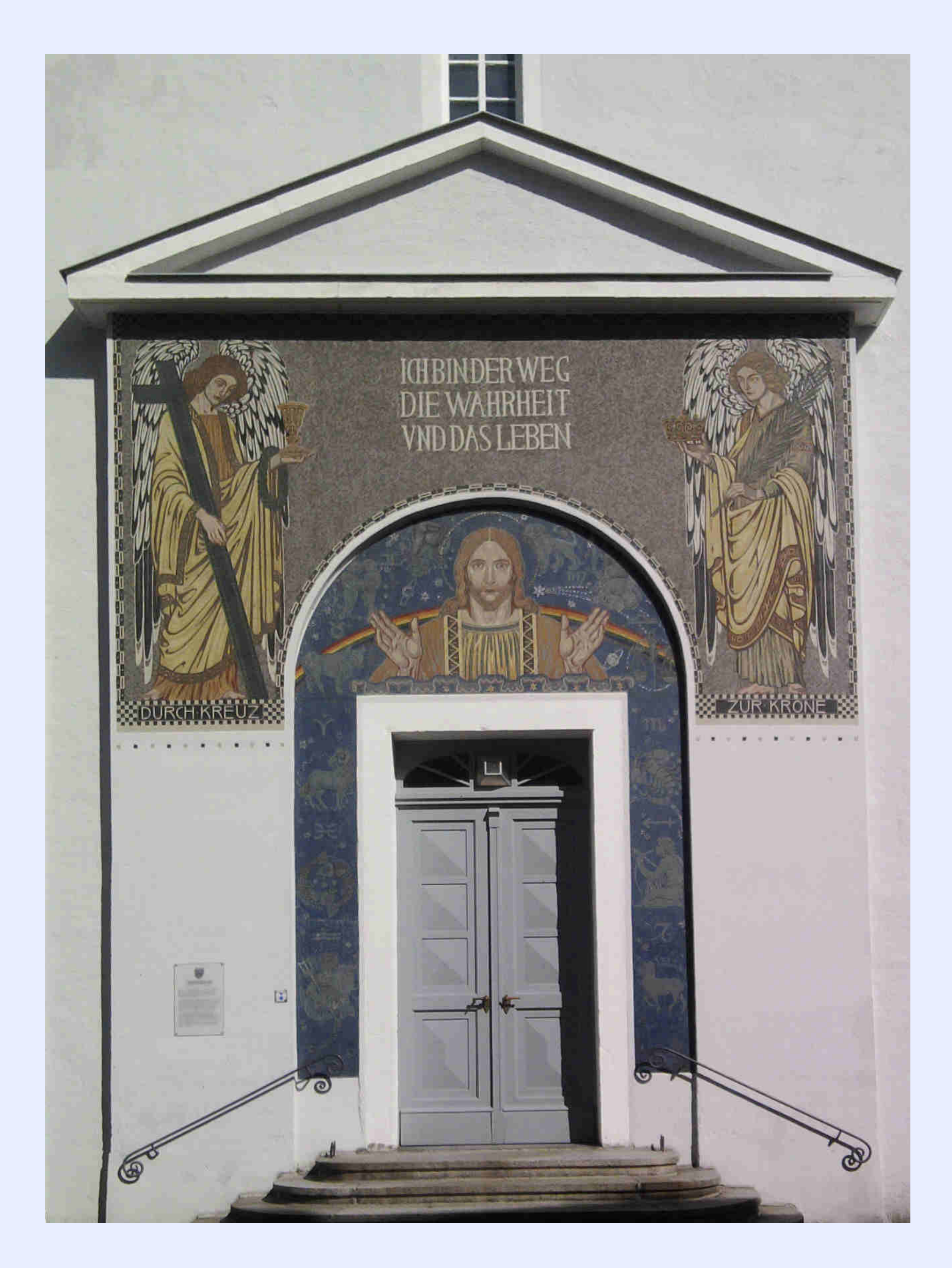
Richard G.
(1878–1944)

Carl Ernst Paeßler
(1890–1963), Freigutsbesitzer in Belmsdorf, Enkel von Bernhard Paeßler

Curt Gnauck
(1905–1945)
Bürgermeister in Rammenau

Roland Paeßler
(1928–2016), Landwirt und Heimatforscher

Vielfältige Beziehungen bestanden zur Erbrichterfamilie Klahre. Die farbliche Hinterlegung der Tabelleneinträge bezieht sich auf den jeweiligen Lebensmittelpunkt: **Kleindrebnitz**, **Weickersdorf** bzw. weiß bei abweichenden Orten. Siehe auch S. 415 ff.



Mosaikbild am Hauptportal der Christuskirche Bischofswerda, 1907 von Josef Goller zusammen mit Villeroy & Boch geschaffen. Das Foto wurde von Uwe Fiedler der Wikipedia zur Verfügung gestellt.

Goller, Josef

Professor, Glasmaler und Grafiker
25.01.1868 Dachau – 29.05.1947 Obermenzing bei München

V: Adam, Tischler und Instrumentenbauer; E: Clara Fanny geb. Kunze (*27.9.1865 Zittau, †29.5.1927 Dresden, Tischlerstochter aus Zittau); K: Clara Elise (*1.10.1888 vermutl. in Zittau, †1970 vermutl. in Braunschweig, ab 1911 verheiratet mit dem Maler Arno Drescher, Tanzunterricht bei Mary Wigman), Josefa Anna (*10.10.1889 Dresden), Clara Gertrud (*2.6.1891 Dresden), Martha Helene (*15.5.1892 Dresden), Johanne Margarethe (*5.11.1893 Dresden), Charlotte Erna (*6.12.1894 Dresden), Elsa Maria (*5.12.1895 Dresden), Josef Friedrich (*30.11.1896 Dresden), Johann Otto (*2.10.1898 Dresden, 1928 ausgewandert in die USA)

Josef Goller absolvierte in München an der Mayer'schen Hofkunstanstalt eine sechsjährige Lehre als Glasmaler. Gleichzeitig bildete er sich autodidaktisch und mit dem Besuch von Abendkursen an der Kunstgewerbeschule auf grafischem Gebiet weiter. 1887 erhielt Goller in Zittau bei der Hofglasmalerei Türcke & Schlein seine erste Anstellung. In Zittau heiratete er auch die Tochter eines Tischlers.

1890 übernahm Goller die künstlerische Leitung der Dresdner Anstalt für Glasmalerei von Bruno Urban. Er orientierte sich als Glasmaler zunächst am Historismus, entwickelte sich jedoch zunehmend zu einem führenden Vertreter des Jugendstils. Zu seinen Spezialgebieten gehörten die Bemalung von amerikanischen Opaleszenz-Gläsern und die Mosaik-Verglasung. 1892 verfasste Goller einen Artikel, in dem er zunächst auf die historische Entwicklung der Glasmalerei vom Mittelalter bis zu ihrem Höhepunkt im 17. Jahrhundert einging, eine geringere Bedeutung im Barock und Rokoko beklagte und auf einen erneuten Aufschwung, ausgehend von München, seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verwies. Entscheidend war laut Goller, von der Imitation der Ölmalerei auf Glas abzugehen: „Heute arbeitet der Glasmaler wieder, wie im Mittelalter, in flotter, breiter und dem Glase entsprechenden einfachen Manier, und meidet möglichst unnütze Untermalungen; Hauptsache muß das Glas selbst sein, denn die Malerei soll nur darin bestehen, Licht und Schatten zu schaffen..." Die Kunstglasanstalt von Bruno Urban, von 1899 bis 1901 Urban & Goller, realisierte Entwürfe bekannter Maler, aber auch Glasgemälde nach Vorlagen von Goller selbst für Kirchen, Rathäuser, Schulen und andere öffentliche Gebäude sowie für Privathäuser. Eine der ersten gemeinsamen Arbeiten betraf das Rathaus in Pirna. In Radebeul entwarf Goller die Chorfenster der Lutherkirche sowie Treppenfenster und Fenster im Ratssaal des Rathauses. Die Fenster der Nikolaikirche in Pulsnitz entstan-



„Der pflügende Bauer“ im Rathaus Radebeul. Foto: Der Naundorfer (Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0, Ausschnitt)

den unter Federführung von Bruno Urban, der aus dieser Stadt stammte. Auch vier Fenster im Standesamtssaal des Nürnberger Rathauses sowie Kirchenfenster in Johanngeorgenstadt entstanden in jener Zeit. In Zusammenarbeit mit den Architekten Schilling & Graebner schufen Urban & Goller das Kolossalfenster im Vestibül und weitere Fenster des Kaiserpalastes in Dresden sowie das Glasgemälde für den Altar der protestantischen Kirche in Dux. Für die wegweisende I. Internationale Kunstausstellung im Ausstellungspalast, die 1897 den Jugendstil nach Dresden brachte (vgl. Osmar Schindler), entwarf Goller das Glasgemälde „Tänzerin“, für die Deutsche Kunstausstellung 1899 Fenster für ein Treppenhaus von Max Rose. Ab 1901 arbeitete Goller als Glasmaler unabhängig.

Goller galt schon früh als genialer Zeichner. Er machte sich einen Namen mit karikaturistischen Plakaten und entwarf dekorative Innenraumgestaltungen. Karl Schmidt gewann ihn 1898 als künstlerischen Mitarbeiter seiner damaligen Firma „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst Schmidt und Engelbrecht“ in Laubegast. Goller stand in enger Beziehung zu Grafikern wie Johann Vincenz Cissarz, der ebenfalls auftragsbezogen für Schmidt arbeitete. Mit dem Aufschwung des Plakatwesens in Dresden für Reklame und Information waren Plakatgestalter gesucht. Sowohl Cissarz als auch Goller arbeiteten für die Lithographische Anstalt von Theodor Beyer. 1902 gehörte Goller zu den Gründern der Gruppe „Die Elbier“ um Gotthardt Kuehl, Leiter des Ateliers für Genremalerei an der Kunstakademie und ein Wegbereiter des Impressionismus in Dresden. Von Goller stammte das Wahrzeichen der „Elbier“, ein Schiff auf bewegten Wogen. Die „Elbier“ standen im Unterschied zum aufkommenden Expressionismus jener Zeit („Die Brücke“) nicht für experimentelle Malerei. Sie verbanden solide Technik mit heimatlichen Motiven aus der Natur und zeigten Menschen im Alltag.

Für die 3. Deutsche Kunstgewerbeausstellung 1906 in Dresden schuf Goller für mehrere Ausstellungsräume farbige Glasfenster mit Bezügen zu den Exponaten, beispielsweise für das Wohnzimmer von Fritz Schumacher im Sächsischen Haus, für die Friedhofskapelle von Max Hans Kühne und die Bibliothek von Wilhelm Kreis. Diese Ausstellung gab den

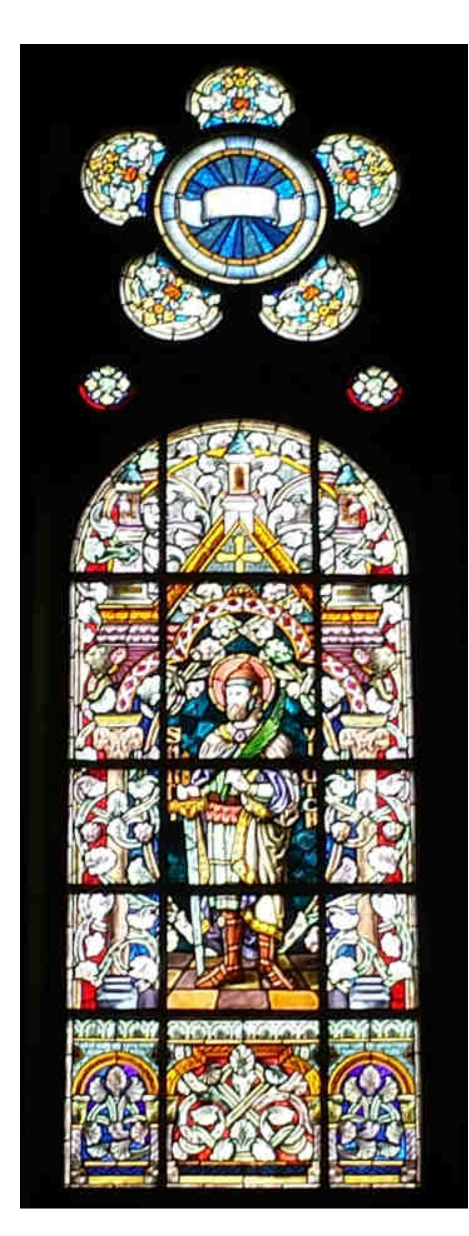


Plakat für eine Ausstellung der „Elbier“ mit dem von Goller geschaffenen Signet.

Anstoß zur Gründung des Deutschen Werkbundes 1907 in München, dem sowohl Karl Schmidt, Goller als auch dessen Druckhaus Theodor Beyer angehörten. Mit der Ansiedlung seiner Deutschen Werkstätten begründete Schmidt 1909 die Gartenstadt Hellerau. Der Deutsche Werkbund, von 1910 bis 1912 mit seiner Zentrale in der Gartenstadt Hellerau ansässig, verstand sich als Vereinigung von Künstlern, Architekten, Unternehmern und Sachverständigen zur „Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk“. Ebenfalls von der 3. Deutschen Kunstgewerbeausstellung beeinflusst, hatte sich unter Führung von Stadtbaurat Hans Erlwein der Dresdner Künstlerverein „Die Zunft“ gegründet. Die Bildhauer, Architekten, Maler und Kunstgewerbler entwickelten einen speziellen, an der Zweckmäßigkeit orientierten Dresdner Stil im Zusammenwirken der verschiedenen Kunstformen. Eine Arbeitsgemeinschaft innerhalb der „Zunft“, der auch Goller angehörte, gab die „Dresdner Künstlerhefte“ heraus. Goller illustrierte zudem für das „Kunstgewerbeblatt“, die Zeitschrift des Vereins Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig.

Offenbar war es zwischen Hans Erlwein und Goller zum Bruch gekommen. Jener trat aus der „Zunft“ aus und gehörte 1908/1909 zu den Beschwerdeführern gegen Erlwein wegen vermeintlicher Bevorzugung von „Zunft“-Mitgliedern bei öffentlichen Aufträgen. Als 1909 die Gruppen „Zunft“ und „Elbier“ sowie weitere Künstler die „Künstlervereinigung Dresden“ gründeten, beteiligte sich Goller nicht.

Mit vielen Vertretern der damaligen Reformbewegungen arbeitete Goller als Glasmaler an gemeinsamen Bauvorhaben, so mit den Architekten William Lossow (Kunstgewerbemuseum und Garnisonkirche Dresden), Hans Erlwein (Sparkasse Schulgasse Dresden) und Schilling & Graebner (Lutherkirche Radebeul und Kaiserpalast, Handelsbank Dresden, Kirche Dux).



Die Buntglasfenster in der Pfarrkirche St. Martin in Dresden aus der Zeit mit Urban, darunter „St. Viktor“, heben sich vor dem dunklen Hintergrund mit strahlenden Farben hervor.

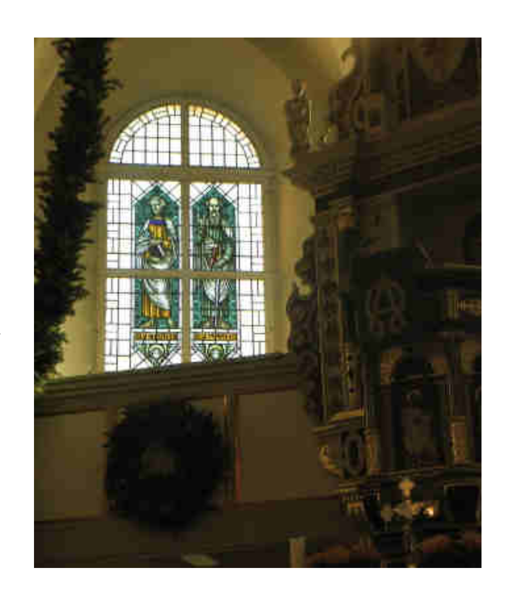
Zu Gollers wichtigsten Glasmalararbeiten zählten die Verglasungen im Empfangsraum für Staatsoberhäupter im Leipziger Hauptbahnhof (mit Lossow), Arbeiten für die Neuen Rathäuser in Dresden, Gera und Chemnitz sowie das Ständehaus in Dresden. Während viele seiner Werke in der Dresdner Innenstadt bei den Bombenangriffen 1945 verloren gingen, wurden die Fenster der früheren Garnisonkirche, heute St. Martin an der Stauffenbergallee, wieder rekonstruiert. Zusammen mit der vollständigen Ausmalung der Kirche durch Paul Mohn bilden sie ein beeindruckendes Ensemble. Im Chemnitzer Rathaus wurden im Jahre 2005 zwölf historische Bilder in Wappenform mit floralen und kulinarischen Motiven wieder eingesetzt.

Goller übernahm neben der Glasgestaltung dekorative und grafische Arbeiten, von denen sich mehrere im Kupferstich-Kabinett Dresden, aber auch im Kunstgewerbemuseum Prag befinden. Beispielsweise entwarf er die farbliche Neugestaltung des Foyers der Semperoper im Stil des Neoklassizismus. Für das „Central-Theater“ in Chemnitz malte Goller den Hauptvorhang. Zu seinen bekanntesten Auftraggebern für Werbegrafiken gehörte die „Heinrich Ernemann AG für Camerafabrikation“ in Dresden. Für die Große Kunstausstellung Dresden 1904 entwarf Goller ein Plakat, für die Internationale Photographische Ausstellung in Dresden 1909

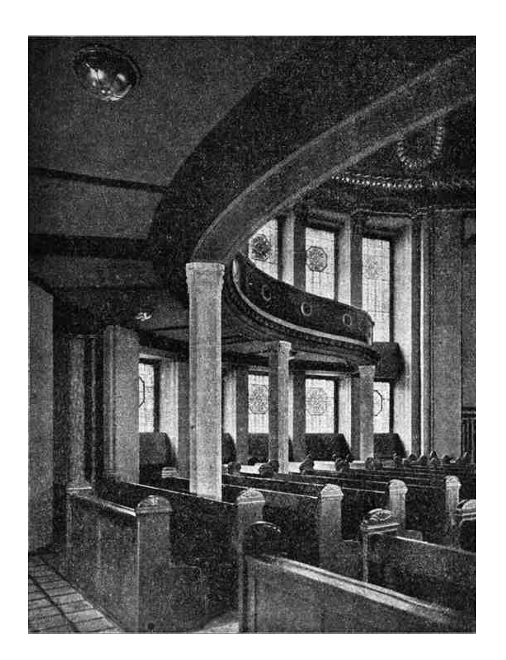
Reklamemarken und Postkarten. Auf der Dresdner Jahresausstellung „Das Papier“ 1927 führte er ein Schattenspiel vor. Sein „Volkstümliches Schattenspiel-Theater“ präsentierte Goller regelmäßig im Kunstsalon „Kühl und Kühn“. In seinen späten Dresdner Jahren ist er mehrfach mit Ölgemälden auf akademischen Kunstausstellungen hervorgetreten.

In der Oberlausitz entwarf Goller Kirchenfenster in Königswartha und Seitendorf, das Mosaik über dem Eingangsportal der Christuskirche Bischofswerda und Glasfenster für die Synagoge Görlitz (mit William Lossow). Die Fenster der Kirche Schmeckwitz wurden nach Entwürfen von Woldemar Kandler durch Urban & Goller realisiert. Goller illustrierte zudem in Alfred Moschkau: „Ritterburg und Kloster Oybin im Zittauer Gebirge. Deren Beschreibung, Geschichte und Sagen“ (1905).

An der Dresdner Kunstgewerbeschule unter dem Direktor Carl Ludwig Theodor Graff unterrichtete Goller von 1900 bis 1901 zunächst Abendklassen. Das Angebot dieser Abendklassen richtete sich vorrangig an junge Handwerker und umfasste Architektur, Modellieren, Zeichnen und Malen. Nach dem Neubau der Kunstgewerbeschule an der Eliasstraße (heutige Güntzstraße) lehrte Goller unter William Lossow ab 1906 (ab 1908 als Professor) in der Nachfolge von Otto Rennert in den Tagesklassen Glasmalerei (Schüler waren Otto Griebel, Oskar Fritz Beier) sowie Plakatentwurf (Otto Dix, Georg Karl Heinicke aus Bautzen, Kurt Fiedler). Die Kunstgewerbeschule Dresden begleitete seit 1875 die Industrialisie-



In den Königswarthaer Kirchenfenstern mit Petrus und Paulus und den vier Evangelisten wird Gollers dekoratives Talent deutlich. Dabei ergänzten sich sein feines stilistisches Gefühl und eine sichere Farbgebung. Goller war nicht nur ein gesuchter Glasmaler bei repräsentativen Neubauten wie der Lutherkirche Radebeul (1892), dem Kaiserpalast Dresden (1897) und dem Neuen Rathaus Chemnitz (1911), sondern auch dort, wo es darum ging, die Fenster in ein bestehendes historisches Ensemble stilgerecht einzufügen wie in den Kirchen Johanngeorgenstadt und Königswartha.



Die „Deutsche Bauzeitung“ schrieb 1919 zu der von Lossow & Kühne im Jugendstil errichteten Synagoge Görlitz: „Die von Prof. Goller in Dresden entworfenen Glasfenster lassen in ihrer großen Fläche reiches Tageslicht in das Innere fluten.“

rung Sachsens mit Ausbildungsangeboten in neuen Kunstzweigen und im Kunsthandwerk. Mit William Lossow wurde 1906 ein Vertreter der jungen Reformarchitektur zum Direktor bestellt. Die Ideen des Deutschen Werkbundes fassten in der Dresdner Kunstausbildung Fuß. Lossow holte nicht nur Josef Goller in den Lehrkörper, auch Oskar Seyffert, 1908 Mitbegründer des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Adolf Sonnenschein und Lossows Nachfolger ab 1914, Karl Groß, waren Mitglieder im Deutschen Werkbund. Zur Lehrerschaft gehörten neben bekannten Künstlern, so der Maler und Bildhauer Richard Guhr (Goldener Rathausmann Dresden, Richard-Wagner-Denkmal Graupa) und der Maler Carl Rade (später Lehrer von Gottfried Zawadzki), auch externe Lehrkräfte wie Wilhelm Ellenberger, an der Tierärztlichen Hochschule Dresden Direktor von BRUNO STEGLICH. Mit der Kunstgewerbeschule war das Kunstgewerbemuseum verbunden, für welches Goller ein Glasmosaik mit Adler geschaffen hatte. Es ist heute im Besitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. 1928, ein Jahr nach dem Tod seiner Frau, kehrte Goller nach München zurück.

Der wohl bekannteste Oberlausitzer Absolvent der Kunstgewerbeschule zu Gollers Zeit war nach dem Ersten Weltkrieg Paul Sinkwitz. Sinkwitz studierte u. a. bei Gollers Schwiegersohn Arno Drescher. Ab 1931 lehrte er selbst an der nunmehrigen Kunstgewerbeakademie. Mehrere von Gollers Schülern machten sich ebenfalls einen Namen in der Oberlausitz. Oskar Fritz Beier schuf Bleiglasfenster für die Kirche Wilthen, Max Merbt restaurierte die Schlösser Rammenau und Neschwitz und entwarf Bildtapeten für das Rittergut Schirgiswalde und Kurt Fiedler schuf Werbegrafiken für Christoph & Unmack in Niesky und den Görlitzer Waaren-Einkaufs-Verein. Karl Heinicke stellte wiederholt beim Bautzener Kunstverein aus.



Die Kunstgewerbeschule von Lossow & Vieweger wurde während des Zweiten Weltkriegs zerstört und danach unter Leitung von Mart Stam vereinfacht wieder aufgebaut.

Das Stadtmuseum Bautzen bewahrt eine größere Anzahl seiner Werke auf. Otto Garten aus Elstra war von Goller entdeckt worden und studierte ab 1917 an der Kunstgewerbeschule. Sein Nachlass befindet sich im Sorbischen Museum Bautzen.

Quellen: Benny Waszk: „Prof. Josef Goller – sein Leben und Wirken in Chemnitz und Umgebung“. In: Chemnitzer Roland: Vereinsspiegel für Heimat, Brauchtum, Geschichte, Kunst, Chemnitz, Bd. 11 (2004), 2, S. 7–10; Ortsverein Loschwitz-Wachwitz e. V., Ortsverein Pillnitz e.V. (Hrsg.): „Künstler am Dresdner Elbhang“. Teil 1, Dresden, Elbhang-Kurier-Verlag, 1999; Illustrirte kunstgewerbliche Zeitschrift für Innendekoration, H. 1, 1892, S. 7; Deutsche Kunst und Dekoration. Bd. 1. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt, Oktober 1897–März 1898, S. 116 und 5/1899; Matthias Erfurth (Stadtwiki Dresden, Informationen zu den Kindern); Pfarrer Andreas Kecke (Königswartha); Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart: Unter Mitwirkung von etwa 400 Fachgelehrten. Von Ulrich Thieme, Hans Vollmer, Felix Becker. Seemann Leipzig, 14. Bd., 1921, S. 345–346; Saur, Künstlerlexikon, 2008; Wer ist‘s?, 1905 und 1909; Herold Hofmeister, Harald Adler: „Leipzig Hauptbahnhof: Geschichte und Geschichten“. Verlag Forum, 1994; Heinrich Magirius: „Gottfried Sempers zweites Dresdner Hoftheater“. Verlag H. Böhlau, 1985; Ulrike Lorenz: „Dix avant Dix“. Glaux 2000; Willy Doenges: „Ausstellungen – Dresden“. In: Cicerone, 2. Jahrgang, Nr. 17, 1910, S. 592; Maria Mirtschin: „Garten, Ota (Otto)“. In: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky; www.christusbote.de; „Katholische Pfarrkiche St. Marien in Dresden“. Kunstverlag Josef Fink, 2007



Plakat zur Unterstützung der Notleidenden nach dem Ersten Weltkrieg. Viele von Gollers Schülern lernten die Schrecken des Krieges kennen, so Otto Dix, der für seine Kriegsgemälde berühmt wurde.



Tumba-Deckplatte des Grafen Wiprecht von Groitzsch. Gipsabguss nach dem Original aus Sandstein in der Laurentiuskirche zu Pegau. Die farbige Erscheinung des Abgusses gibt die Bemalung und Belegung mit Edelsteinen im Rahmen der Restaurierung unter Oskar Mothes (aus der Familie von Bruno Steglich) und Chr. Zucchi im Jahre 1871 wieder. Die Bemalung wurde dort um 1934/35 entfernt. Foto: KaterBegemot (Germanisches Nationalmuseum, Wikimedia Commons), Lizenzen: CC BY-SA 3.0, GFDL

Groitzsch, Wiprecht von

Markgraf von Meißen und der Niederlausitz, Herrscher der Oberlausitz
* um 1050 in der Altmark – 22.05.1124 Pegau

V: Gaugraf Wiprecht I. vom Balsamgau (* um 990, †29.4.1050); M: Sigena von Leinungen (* um 1025, †1110, in zweiter Ehe mit Friedrich I. von Pettendorf verheiratet, zuletzt dritte Äbtissin des Klosters Vitzenburg); G: 2 Schwestern, u. a. Gisela (* um 1045); E: (1) 1084 Juditha von Böhmen (*1066, †9.12.1108 Bautzen), (2) 1110 Kunigunde, Tochter des ehemaligen Markgrafen Otto I. von Meißen und Witwe des Grafen Kuno von Beichlingen; K: Bertha (†16.5.1144, verheiratet mit Graf Dedo von Wettin, 1136 Erbin der Herrschaft Groitzsch), Wiprecht der Jüngere (*1087, †27.1.1116, verheiratet mit einer Stiefschwester), Heinrich (* um 1090, †31.12.1135 Mainz, ab 1124 Herrscher der Oberlausitz, ab 1131 als Heinrich III. Markgraf der Niederlausitz)

Wiprecht von Groitzsch war eine vielgestaltige Persönlichkeit des Mittelalters. Er spielte in den politisch bedeutsamen Auseinandersetzungen zwischen Kaisertum und Papsttum eine wichtige Rolle. Während der deutschen Expansionsbewegung nach Osten bis in die Oberlausitz organisierte er die Ansiedelung von Bauern und Handwerkern, einhergehend mit einer Christianisierung und Assimilierung der Sorben. Die neuen Markgrafschaften waren heftig umkämpft. Gleichzeitig versuchten die regionalen Herrscher, sich gegenüber der deutschen Zentralgewalt zu emanzipieren. Gewalt, wechselnde Allianzen und gezielte Heiraten trugen dazu bei, den jeweiligen Herrschaftsanspruch auszudehnen. Dank guter Beziehungen nach Böhmen erlangte Wiprecht für mehr als drei Jahrzehnte die Herrschaft über die Oberlausitz. Auseinandersetzungen mit den Wettinern endeten mit dem Niedergang seiner Familie und dem Aufstieg der Wettiner zum Herrscherhaus Sachsens.

Wiprechts Großvater Wulf, ein sorbischer Adliger aus Pommern, hatte nach dem zwischenzeitlichen erneuten Vordringen der Slawen nach Westen nach dem Tod Kaiser Otto II. 983 in Rom Grundbesitz in der Altmark erlangt. Mit der Wiederherstellung der deutschen Vorherrschaft entlang der Elbe assimilierte sich die Familie und erhielt die Grafschaft des Balsamgaus. Nach dem Tod des Vaters wurde Wiprecht von seinem Vormund Udo von Stade, Markgraf der Nordmark, in Stade und Tangermünde erzogen. Udo, der eine Operationsbasis für geplante Eroberungen in Ostelbien benötigte, überzeugte ihn um 1070, die altmärkische Gaugrafschaft gegen Güter im Süden von Leipzig einzutauschen. Sie befanden sich in einem unruhigen, gleichzeitig aber chancenreichen Gebiet in den Marken Zeitz und Merseburg.

Wiprecht ließ auf seinem Besitz Groitzsch eine neue Burg, erstmals als mörtelgebundenen Steinbau, errich-



Freigelegte Reste der Wiprechtsburg Groitzsch bei Leipzig. Foto: Rolo-l (Wikimedia Commons), Lizenzen: CC BY-SA 3.0, GFDL

ten, deren Rundkapelle der älteste Kirchenbau Sachsens ist. Er wurde von lokalen Adligen angefeindet, die selbst die Grafschaft beanspruchten, und musste deshalb seinen Besitz von 1073 bis 1075 verlassen. Wiprecht schloss sich mit seinen Kriegern Böhmenherzog Vratislav an. Die Böhmen unterstützten König Heinrich IV. im Kampf für die Stärkung der Zentralgewalt in Deutschland gegen abtrünnige Fürstenhäuser, zu denen insbesondere auch die Sachsen („Altsachsen" zwischen Niederrhein und Unterelbe) gehörten. Am 13. Juni 1075 besiegte die königliche Allianz in einer Schlacht an der Unstrut die Sachsen. Zum Dank belehnte der König im Jahre 1076 Vratislav – gegen den abtrünnigen Egbert II. – mit der Mark Meißen. Wiprecht vermittelte wiederholt zwischen Heinrich IV. und Vratislav.

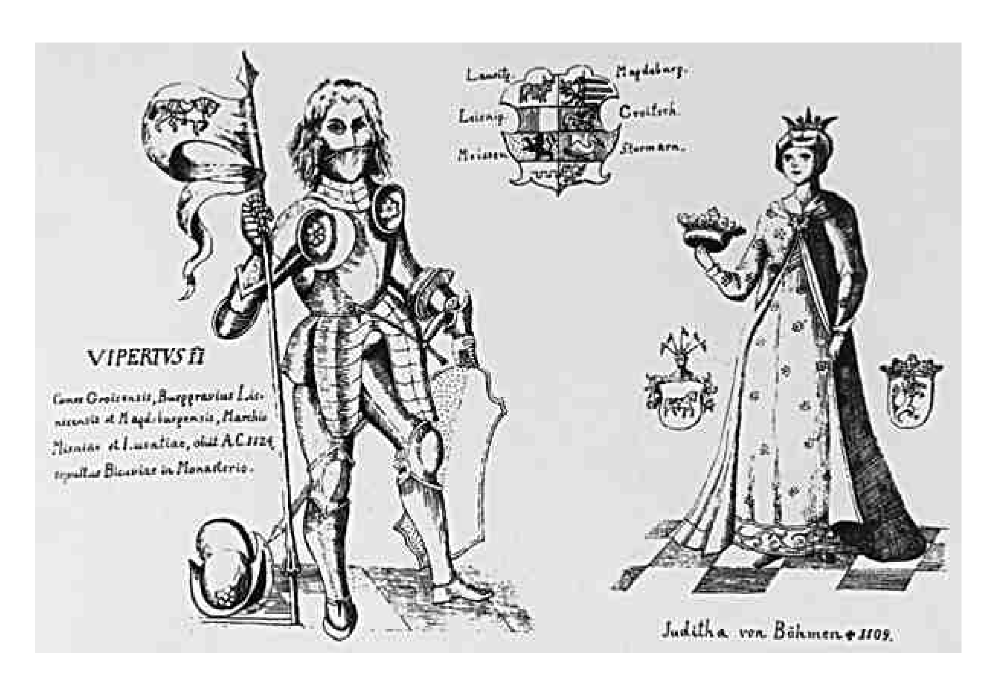
Im Jahre 1076 begann der Investiturstreit von König und Papst um Befugnisse bei der Berufung von Geistlichen und damit ein Kampf um die Neuordnung zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Der Papst wollte die Dominanz der deutschen Reichskirche seit Karl dem Großen nicht mehr hinnehmen und stellte auch den Herrschaftsanspruch des deutschen Königs über Italien infrage. Unterstützung erhielt er vom Hochadel, der sich vom König emanzipieren wollte. Papst Gregor VII. konterte den Abdankungsbefehl von Heinrich IV. mit dessen Bannung. Heinrich, dessen Regentschaft infrage stand, musste sich beugen und 1077 den Gang nach Canossa antreten. Nachdem der zum Gegenkönig ausgerufene Rudolf von Rheinfelden getötet war, beteiligten sich Vratislav und Wiprecht am Rachefeldzug gegen den Papst. Wiprecht unterwarf 1081 an der Spitze eines 1000-köpfigen Ritterheeres die Lombardei. Drei Jahre wurde Rom belagert, ehe Wiprecht nach der Überlieferung als Erster mit 24 Mann die Mauer erklommen haben soll.
Als Dank für seine Hilfe im Kampf gegen Papst und deutschen Hochadel belehnte ihn der 1084 im Beisein Wiprechts zum Kaiser gekrönte Heinrich IV. mit Colditz, Grimma und Leisnig. Auch Geistliche der kaiserlichen Partei wie die Bischöfe von Köln, Mainz, Halberstadt, Münster und Zeitz sowie die Äbte von Fulda und Hersfeld belohnten ihn. Mit Wiprecht wurde dadurch ein Vertreter des niederen Adels zu einem der mächtigsten Männer im östlichen Deutschland.



Der heilige Benno missioniert die Sorben, Stefano Torelli, Hofkirche Dresden; zu dem zwischen 1066 und 1106 amtierenden Bischof Benno pflegte Wiprecht ein gutes Verhältnis, obwohl sie während des Investiturstreits auf unterschiedlichen Seiten standen und Benno zeitweise seines Amtes enthoben war. So beteiligte sich jener an der Exkommunikation von König Heinrich IV. und der Einsetzung des Gegenkönigs. Als Bischof von Meißen war Benno auch für Wiprechts Besitz in Nisan und Budissin zuständig, Teile des Landes dazwischen besaß das Hochstift Meißen unter Benno.

Nach der Heirat mit Prinzessin Juditha, Vratislavs Tochter, im Jahre 1084 erhielt Wiprecht die Gaue Budissin (die spätere Oberlausitz entlang der Spree um Bautzen) und Nisan (Elbtal um Dresden) in der Markgrafschaft Meißen. Die Grenze zwischen Nisan und Budissin verlief westlich von Stolpen. Die Oberlausitz wurde dadurch zu einem von Meißen weitgehend unabhängigen Territorium im Dreiländereck mit Polen und Böhmen.

Mit der Unterstützung Wiprechts erlangte Vratislav 1086 den böhmischen Königsthron. Dies geschah vor dem Hintergrund eines weiter schwelenden Konflikts um die Mark Meißen, wo sich Egbert II. im Bunde mit den Sachsen erneut festgesetzt hatte und drohte, ein gefährlicher Feind des Kaisers zu werden. Vratislav holte sich das ihm verliehene Land zunächst zurück. Auch Bischof Benno von Meißen, der sich nach seiner zwischenzeitlichen Absetzung durch Heinrich IV. dem vom Kaiser eingesetzten Gegenpapst Clemens III. unterworfen hatte, wurde in den Konflikt hineingezogen. Benno gewährte dem heiligen Beneda aus Böhmen Zuflucht, nachdem Wiprecht dessen Bitte um Fürsprache bei Vratislav abgelehnt hatte. Im Jahre 1088 ließ Vratislav Beneda in Meißen ermorden. Weil Egbert von Meißen nicht aufgab, verlor Vratislav 1089 nach Entscheid des Fürstengerichts Regensburg die Mark Meißen endgültig. Egbert selbst wurden alle Besitzungen entzogen,



Durch Heirat mit Juditha von Böhmen wurde Wiprecht von Groitzsch für insgesamt fast vier Jahrzehnte zum Herrscher der Oberlausitz.

die Mark Meißen ging an seinen Schwager Heinrich I. (von Eilenburg) aus dem Hause Wettin, der jedoch die Herrschaft Wiprechts über Budissin und Nisan anerkennen musste.

Wiprecht lud während seiner Herrschaft fränkische und thüringische Bauern und Handwerker ein und beförderte damit die Besiedlung der östlichen Gebiete, so zunächst in der Pegauer Gegend, später auch in der Oberlausitz. Unter Wiprecht sollte sich die 150 Jahre zuvor erlahmte Ostexpansion Deutschlands relativ friedlich vollenden. Verkehrswege erschlossen das Land, gerodete Wälder machten Platz für Dörfer und Ackerland. Sein Beitrag zur systematischen Erschließung eines großen Teils des heutigen Sachsens ist sein größter, bleibender Verdienst. So konnte er auch die unter Vratislav anfangs nur formal bestehende Herrschaft über Nisan und Budissin festigen. Wiprecht residierte in Bautzen auf der Ortenburg, in unmittelbarer Nähe siedelten sich Handwerker, aber auch Ritter und Edelleute an (Burglehn). In dieser Zeit wurde die Böhmisch-Oberlausitzer Kaiserstraße angelegt bzw. ausgebaut. Wegen der ständigen Auseinandersetzungen um den Territorialbesitz war für Vratislav, Wiprecht und dessen Sohn die enge Anbindung der Oberlausitz an Böhmen besonders wichtig. Es entstanden seinerzeit Waldhufendörfer, die

vermutlich heutigen Ortschaften wie Oppach, Taubenheim, Spremberg und Ebersbach entsprachen, auch wenn diese erst später urkundlich ersterwähnt wurden. Eine massenhafte Zuwanderung in die Oberlausitz erfolgte aber erst nach Wiprechts Tod und dauerte bis in das folgende Jahrhundert an.

In zahlreichen Fehden festigte Wiprecht seine Herrschaft. Er ging dabei äußerst brutal vor. In Zeitz verfolgte er 1089 seine Feinde Vicelin von Profen und Hageno von Tubichin, die ihn seinerzeit aus Groitzsch vertrieben hatten. Sie standen inzwischen in Verbindung mit den Bischöfen von Merseburg und Naumburg-Zeitz, um ihren Machtanspruch durchzusetzen. Wiprecht tötete Videlin und 17 Mann. Weil Hageno in der Jakobskirche Zeitz Zuflucht gefunden hatte, ließ er die Kirche abbrennen und dem Gegner beide Augen ausstechen. Gegen solch barbarisches Tun, aber auch gegen Verschwendungssucht und Machtgier, wie sie Heinrich IV. nachgesagt wurden, richtete sich die Propagierung sittlicher Werte durch die Papstkirche, die zunehmende Wirkung erzielte. Frömmigkeit und Buße als Voraussetzung des ewigen Seelenheils bestimmten das Denken auch vieler weltlicher Herrscher zurzeit der 1096 beginnenden Kreuzzüge. Bischöfen der päpstlichen Partei in Magdeburg und Merseburg gelang es, Wiprecht 1090 zu einer Pilgerfahrt nach Rom zu bewegen, um die Lossprechung vom Bann zu erlangen. Wegen der Zeitzer Kirchenschändung veranlasste ihn Papst Urban II., nach Santiago de Compostella an das Grab des Apostels Jakobus, des Namenspatrons der zerstörten Kirche, zu wallfahren. Auf Verlangen des Papstes stiftete Wiprecht auch das 1096 geweihte Kloster Pegau. Das Kloster und die Burg Groitzsch entwickelten sich zu Zentren der Christianisierung der Sorben. Als erstes Kloster östlich der Saale besaß Pegau zudem eine erhebliche Bedeutung als kulturelle Institution mit Schule und Bibliothek.

Der Kriegsheld Wiprecht von Groitzsch erwies sich als Berater des böhmischen Herrscherhauses zunehmend auch als vorausdenkender Staatsmann. Nach Vratislavs Tod 1092 folgte diesem zunächst ein Bruder, dann sein Sohn Břetislav II., ohne jedoch den Königstitel wieder erlangen zu können. Wiprecht war an Kultur und der Verbreitung des Christentums viel gelegen. Er ließ Kirchen und weitere Klöster wie in Lausigk, das er dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterstellte, und Reinersdorf errichten. Mit seiner wachsenden Religiosität entfremdete sich Wiprecht von Heinrich IV. Er schloss sich dessen Sohn Heinrich V. im Kampf gegen den erneut gebannten Vater an. Der Sohn hatte erkannt, dass im Reich ein weitverbreiteter Wunsch nach Aussöhnung mit dem Papst im Investiturstreit bestand. Zudem fürchtete er um seine Thronfolge, zu der es sowieso



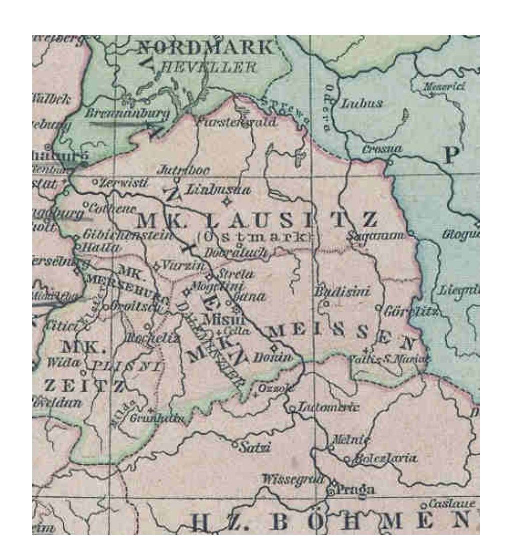
Mit seinem Verrat unterstützte Wiprecht von Groitzsch die Machtübernahme durch Heinrich V. (im Bild rechts bei der Übergabe der Reichsinsignien von seinem Vater, Heinrich IV.). Das Ereignis stellte einen Meilenstein beim Niedergang von Macht und Ansehen des mittelalterlichen deutschen Kaiserreichs dar.

nur kommen konnte, weil sein Vater den ältesten Sohn wegen Parteinahme für den Papst abgesetzt hatte. Auch Heinrich V., seit 1099 König, verbündete sich mit der päpstlichen Partei gegen den Vater. Wiprecht war es, der Heinrich IV. aus dem sicheren Geleit nach Böhmen wieder an den Rhein in die Hände des Sohnes führte. Als Gesandter der Mainzer Fürstenversammlung und von Heinrich V. erpresste Wiprecht vom gefangenen Heinrich IV. zu Böckelheim 1105 die Herausgabe der Reichsinsignien. Er gehörte zu den Gesandten um den Bischof von Konstanz, die Papst Paschalis zur Kaiserkrönung von Heinrich V. einladen sollten, wobei Wiprecht aber unterwegs durch Kaisertreue festgesetzt und erst nach Fürsprache des Bischofs von Bamberg freigelassen wurde. Mit dem Tod des Markgrafen der Nordmark, Lothar Udo III., erledigten sich die Markgrafschaften Zeitz und Merseburg und Wiprecht wurde zu einem bedeutenden Gegengewicht gegen die dortigen Bischöfe.

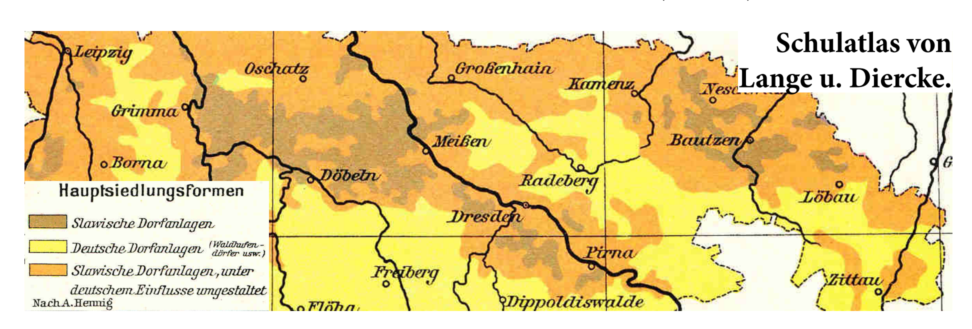
Aber auch mit Heinrich V. kam es zum Konflikt, als jener in böhmische Erbfolgestreitigkeiten gegen Wiprechts Verwandtschaft eingriff, um den deutschen Einfluss zu stärken. Es war ursprünglich vorgesehen, dass die böhmische Regentschaft jeweils an den Ältesten aus der Familie um Vratislav und seine Brüder gehen sollte. Břetislav II., Sohn Vratislavs, gelang es dagegen, seinen Bruder Bořivoj II. als seinen Nachfolger durchzusetzen. Dessen Macht wurde mehrfach durch Nachfahren der Brüder Vratislavs infrage gestellt, die sich dafür mit Heinrich V. verbündeten. Wiprecht, der mit Bořivoj schon in Italien gekämpft hatte, sandte seinen Sohn Wiprecht den Jüngeren zu Hilfe. Der kam aber

zusammen mit Bořivoj 1110 in Heinrichs Gefangenschaft und konnte erst 1112 gegen Abtretung von Budissin und Nisan und weiterer Besitztümer befreit werden, mit denen Heinrich V. seinen engen Gefolgsmann Hoyer von Mansfeld, den er als Gegenkraft zu den aufrührerischen Sachsen aufbauen wollte, belehnte. Der Vater Wiprecht trat nun offen gegen Heinrich V., seit 1111 Kaiser, auf. Der konnte aber Wiprecht den Jüngeren auf seine Seite ziehen, der sogar half, 1113 seinen Vater in Groitzsch zu belagern. Nachdem dies fehlgeschlagen war und der Kaiser daraufhin ihm die versprochene Belehnung mit Naumburg verweigerte, stellte er sich wieder an die Seite des Vaters.

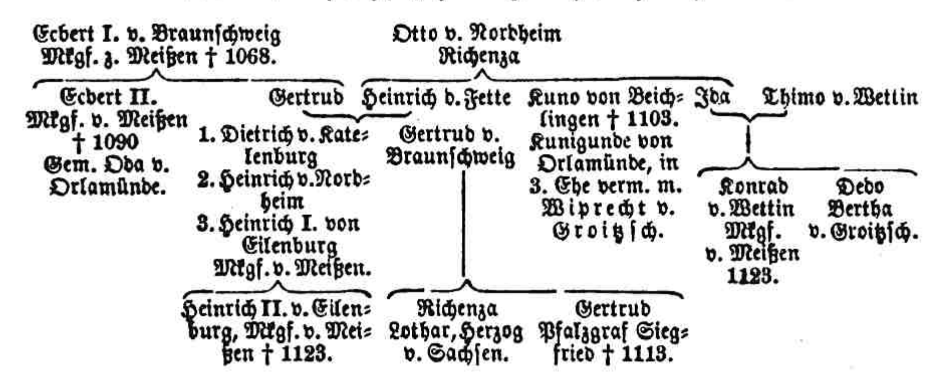
Im Zusammenhang mit Erfolgestreitigkeiten brachen neue Konflikte der sächsischen Fürsten mit dem Kaiserhaus aus, zudem war der Kaiser vom Papst gebannt, weil auch Heinrich V. auf seinem Investiturrecht bestand. Während eines Gefechts in Warnstädt im Jahre 1113 fiel Wiprecht, auf sächsischer Seite kämpfend, verwundet in die Gewalt des Grafen Hoyer von Mansfeld. Die Reichsstände in Würz-



Wiprechts Herrschaft Groitzsch lag an der Grenze der Marken Zeitz und Merseburg. Die Mark Meißen grenzte im Süden an Böhmen, im Osten an Polen und im Norden an die Niederlausitz (oben: F. W. Putzger's historischer Schul-Atlas, 1877). Zu Beginn von Wiprechts Herrschaft war dieses Territorium vorwiegend von Sorben, z. B. um Bautzen und entlang der Elbe, besiedelt (s. unten). Bis 1300 verzehnfachte sich die Bevölkerung. Wiprecht beherrschte nicht das ganze Gebiet um Bautzen. Teile davon gehörten dem Bischof von Meißen (Benno).



Schulatlas von Lange u. Diercke.



Durch Heirat war Wiprecht von Groitzsch mit den Wettinern verwandt, die ihrerseits aber den mächtigen (alt)-sächsischen Fürsten aus der antikaiserlichen Opposition näherstanden.

burg verurteilten ihn zum Tode. Der Sohn rettete den Vater durch Übergabe von Groitzsch und anderer Besitzungen an den Kaiser. Danach mussten sich Wiprechts Söhne einige Zeit als Raubritter durchs Leben schlagen. Wiprecht wurde auf der Reichsfeste Trifels in Haft genommen. Der Kaiser hatte gegen die sächsischen und thüringischen Fürsten gesiegt. Als er aber anlässlich seiner Vermählung 1114 Ludwig von Thüringen festnehmen ließ, bildete sich ein neues Bündnis, dem sich auch Wiprechts Söhne anschlossen. Wiprecht der Jüngere erschlug Hoyer am 11. Februar 1115 in der Schlacht am Welfsholz. Heinrich V. verlor mit dieser Niederlage erheblich an Einfluss. Im weiteren Verlauf eroberten Wiprechts Söhne Groitzsch und erzwangen mit der Belagerung Naumburgs die Freilassung des Vaters. Der musste aber Groitzsch und Leisnig erneut erobern, nachdem 1116 sein Sohn Wiprecht d.J. gestorben war. Mit dem Kaiser söhnte er sich danach wieder aus, Budissin und Nisan erhielt er um 1118 zurück. In den Besitz der ihm zugesprochenen Mark Niederlausitz gelangte er gegen Markgraf Heinrich II. jedoch nicht. Rückhalt gewährten ihm Erzbischof Adelgot von Magdeburg, ein Sohn von Wiprechts Schwester Gisela, dessen Einsetzung Wiprecht seinerzeit erfolgreich betrieben hatte, und auch Adelgots Nachfolger ab 1119, Rüdiger von Veltheim. So erhielt Wiprecht die Burggrafschaft Magdeburg und die Vogtei über das Kloster zum Neuen Werke in Halle. 1121 war es vermutlich Heinrich V., der an der Grenze zwischen Nisan und Budissin in Stolpen eine Burg bauen ließ.

Mit der Aussöhnung von Kaisertum und Papst 1122 im Wormser Konkordat erledigte sich ein lang anhaltender Loyalitätskonflikt für Wiprecht. Seine Tochter Bertha war mit einem Bruder von Konrad dem Großen verheiratet. Auch Wiprechts zweite Ehefrau entstammte dem Hause Wettin. Die verwandtschaftlichen Bindungen führten zu Erbfolgestreitigkeiten mit den Wettinern. Als Markgraf Heinrich II. 1123 starb, verlieh Kaiser Heinrich V. Wiprecht die Markgrafschaft Meißen und erneut die Niederlausitz. Konrad der Große, ein Cousin Heinrich II., der schon dessen Rechtmäßigkeit angezweifelt und sich selbst als legitimen Nachfolger von Heinrich I. angesehen hatte, besetzte die Mark Meißen, bevor Wiprecht sein Amt antreten konnte. Für Konrad ergriff Stammherzog Lothar von Sachsen Partei. Einerseits war er mit diesem verschwägert und es lag damit in Lothars eigenem Interesse, ein Erbrecht der Wettiner durchzusetzen. Außerdem entzündete sich bei dieser Gelegenheit erneut der Streit mit Kaiser Heinrich V., zu dessen wichtigsten Opponenten er gehörte. Im Bunde mit Albrecht von Ballenstädt („der Bär“) vertrieben sie Wiprecht, ohne dass die vom Kaiser zu dessen Schutz aufgebotenen Herzöge Vladislav I. von Böhmen, ein Sohn Vratislavs, und Otto von Mähren ernsthaft in den Kampf eingegriffen hätten. Wiprecht zog sich in seinen letzten Jahren aus der Politik zurück und widmete sich verstärkt der Religion. Während eines Aufenthalts in seinem Kloster in Halle fing das Stroh von Wiprechts Lager Feuer. Er trat es mit bloßen Füßen aus, verletzte sich aber so schwer, dass er kurz danach an den Folgen im Kloster Pegau verstarb. Die unrechtmäßige Aneignung der Mark Meißen durch Konrad den Großen wurde 1127 durch den inzwischen zum König gekrönten Lothar endgültig anerkannt, die Niederlausitz konnte erst Wiprechts Sohn Heinrich 1131 von Albrecht zurückerlangen. Konrad wurde so zum Stammvater des sächsischen Kurfürsten- und Königshauses. Nach dem Tod des kinderlosen Heinrich kamen Wiprechts Besitzungen zumeist an die Wettiner. Sie vollendeten, was Wiprecht von Groitzsch von Thüringen bis zur Oberlausitz begonnen hatte, und schufen ein großes, einheitliches Herrschaftsgebiet.

Quellen: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 20, Leipzig 1909, S. 681–682; Brockhaus Bilder-Conversations-Lexikon, Bd. 4, Leipzig 1841, S. 741; Ernst Bernheim: „Groitsch, Wiprecht von, der Aeltere“. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 9, 1879, S. 711–713; Roland Paeßler: „Die Erbrichter in der Umgebung von Bischofswerda“. In: Mathias Hüsni (Hrsg.): Schiebocker Landstreicher, H. 3, Burkau 2008, S. 8–16; www.genealogie-mittelalter.de; T. Flathe: „Wiprecht von Groitzsch“. In: Archiv für die sächsische Geschichte, Bd. 3, H. 1, Leipzig 1864, S. 82–127; www.genealogie-93-generationen.eu; Alexander Dinter: „Wer war eigentlich Wiprecht von Groitzsch?“, 2011; www.bautzenweb.de; Johann Gottfried Theodor Sintenis: „Die Oberlausitz: ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch“. 1812; Joachim Bahlcke: „Geschichte der Oberlausitz: Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“. Leipziger Universitätsverlag, 2001



Eduard Heiden, Deutsches Museum München, Archiv (PT Krause-Album 3698), Fotograf: Friedrich Robert Süss, Bautzen.

Heiden, Joachim Christian Eduard

Professor, Agrarwissenschaftler in Pommritz
08.02.1835 Greifswald – 20.12.1888 Pommritz

G: Maria (?, bei der Taufe von Heidens Sohn 1871 unverheiratete Zeugin aus Greifswald); E: 1868 Hochkirch, Alma geb. Michels, aus Weitenhagen bei Greifswald, bis ca. 1927 als Witwe in Greifswald ansässig; K: Alma Louise Emma Johanne (*11.6.1869 Pommritz, um 1930 unverheiratet in Greifswald ansässig), Eduard Rudolf Erwin Alfred Ludwig (31.10.1871–13.12.1871), Martha Louise Olga Bertha (3.7.1875–18.8.1875), Albert Eduard Rudolf Prosper (25.6.1877–22.7.1877)

Heiden wurde in Greifswald zunächst privat unterrichtet, besuchte die Bürgerschule und ab 1846 das Gymnasium. Ab 1854 studierte er Staatswissenschaften und Naturwissenschaft. Botanik lehrte in Greifswald Carl Jessen. Besonders interessierte sich Heiden für die Agrikulturchemie. 1855 nahm er eine Tätigkeit an der angegliederten Landwirtschaftlichen Akademie Eldena auf und ab 1857 arbeitete er als Assistent am chemischen Laboratorium der Akademie unter Eduard Baumstark. In der Tradition des ersten Akademiedirektors, Friedrich Gottlob Schulze, bildeten Lehre und Praxis eine Einheit. Eldena genoss in der Fachwelt einen ausgezeichneten Ruf. 1858 erhielt Heiden die Lehrberechtigung als Privatdozent im Fach Agrikulturchemie. Mit der Dissertation „Über das Keimen der Gerste“ erwarb er 1859 den Titel Dr. phil. Auch während seiner Assistenzzeit am Laboratorium der Landwirtschaftlichen Akademie Waldau/Ostpreußen ab 1862 hielt Heiden Vorlesungen über Agrikulturchemie. 1864 erschien mit „Die Phosphorsäure in ihren Beziehungen zur Landwirtschaft“ seine erste bedeutende Schrift. Die Studenten in Eldena und Waldau baten ihn, die Vorlesungen zur Düngerlehre als Lehrbuch zu publizieren, dessen Erscheinen sich durch private Probleme und politische Wirrnisse jedoch verzögerte. Um das Buch fertigzustellen, nahm Heiden 1867 Urlaub, statt nach der Auflösung von Waldau eine Anstellung in Berlin anzunehmen. Die Bände 1 und 2 erschienen in der 1. Auflage 1866/1868 in Stuttgart, in der 2. Auflage 1879/1887 in Hannover. Heiden baute sie wie seine zweisemestrige Vorlesung auf: Der erste, theoretische Teil behandelte das „Bedürfnis der Pflanze“, der zweite, praktische Teil die „Befriedigung desselben“.

Am 25. Januar 1868 trat Heiden sein Amt als Vorstand der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Pommritz an. Nach dem Weggang von Julius Lehmann im Jahr zuvor hatte zunächst Cuno Frisch die Leitung übernommen, der jedoch nach wenigen Monaten verstarb. Pommritz bildete

unter den deutschen Versuchsstationen insofern eine Ausnahme, dass neben angewandter Forschung auch Grundlagenuntersuchungen durchgeführt wurden. Heiden setzte unter Lehmann begonnene Arbeiten fort. Er verglich wasserlösliche und -unlösliche Phosphorsäure hinsichtlich der Fruchtbarkeit der Böden sowie die Wirkung des Zusatzes stickstoffhaltiger Verbindungen bzw. humusbildender Substanzen und widerlegte dabei Justus von Liebig, indem er den Wert des Humus für die landwirtschaftliche Pflanzenproduktion nachwies. Schon früh entwickelte Heiden in Pommritz ein neues Arbeitskonzept. Zunächst erfolgte die strikte Trennung vom Rittergut, das gewinnorientiert arbeiten sollte. Die Versuchsstation erhielt 2,5 Hektar Land pachtfrei und konnte im Stall acht Schweine unterbringen. Die Räumlichkeiten und technische Ausstattung der Station wurden erweitert und Heiden bekam einen zweiten Assistenten. Sein Hauptaugenmerk galt der Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge. Er untersuchte langjährig Größe und Zusammensetzung der Wurzeln und des Oberteils verschiedener Kulturpflanzen (Getreide, Kartoffeln, Klee) in unterschiedlichen Entwicklungsstadien, um Rückschlüsse auf die Nährstoffbilanz zu ziehen. Heiden führte Düngungs- und Fruchtfolgeversuche durch, um „rohen Boden" fruchtbar zu machen. Er propagierte die Verwertung städtischer Fäkalien zur Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit und untersuchte auch die Eignung verschiedener Guano-Dünger. Anbauversuche für Getreide- und Gemüsesorten wurden im Hinblick auf deren Eignung für die Oberlausitz durchgeführt. Zudem wurde die Kontrolle von Dünge- und Futtermitteln ausgebaut. Heiden zählte zu den führenden Vertretern der deutschen Agrikulturchemie, die bis zur Umstrukturierung unter Georg Derlitzki Leitthema in Pommritz blieb.

Heiden setzte die grundlegenden Untersuchungen seines Vorgängers Julius Lehmann zur Ernährung von Schweinen fort und veröffentlichte 1879 die Ergebnisse langjähriger Versuche in „Untersuchungen über die zweckmäßigste Ernährung des Schweins". Er analysierte die Wirkung verschiedener Futtersorten (u. a. mehrerer Getreidearten, Kartoffeln und saurer Milch) für unterschiedliche Altersklassen und bewertete die Wirtschaftlichkeit des Futters. Daraus wurden Schlussfolgerungen für die Rasseauswahl und die Zusammensetzung von Futtermischungen gezogen. Ähnliche Untersuchungen führte er auch für andere Haustierarten durch. Heiden war der Erste, der im Rahmen von Fütterungsversuchen die Mineralstoffbilanz (Kalzium, Phosphor) wissenschaftlich untersuchte, und wird international auch heute noch zu jenen Wissenschaftlern gezählt, die sich besonders um die Grundlagenforschung zur Ernährung von Schweinen verdient gemacht haben.

1871 wurde Heiden zum Professor ernannt, 1873 konnte er sein Lehrbuch mit dem 3. Band, „Leitfaden der gesamten Düngerlehre und Statik des Landbaues“, vervollständigen. Sein besonderes Anliegen bestand darin, den Landwirten wissenschaftliche Erkenntnisse in verständlicher Form nahe zu bringen. 1875 erschien Heidens Volksbuch „Die Düngerlehre in populärwissenschaftlicher Darstellung“. Viele seiner Bücher, so zur Ernährung von Schweinen und zur Fruchtbarmachung von Boden, wurden von Cohen & Risch in Hannover verlegt. Zu Heidens Hospitanten bzw. Assistenten an der Landwirtschaftsschule Bautzen gehörte 1877 Bruno Steglich, dem er erste Grundlagen im agrikulturchemischen und pflanzenphysiologischen Versuchswesen vermittelte. Heidens Pommritzer Assistent Ernst Güntz aus Malschwitz leitete später die Versuchsstation Danzig. Seine Ergebnisse publizierte Heiden in den „Mittheilungen der Versuchsstation Pommritz“, in den Jahresschriften „Die landwirthschaftlichen Versuchs-Stationen“, im „Chemischen Zentralblatt“, in den „Jahresberichten über die Fortschritte der Chemie der Pflanze“, in „Fühling‘s landwirthschaftlicher Zeitung“ und im „Sächsischen Amtsblatt“. Zum 25-jährigen Jubiläum des landwirtschaftlichen Versuchswesens in der Oberlausitz im Jahre 1882 wurde Heiden mit dem Ritterkreuz des Sächsischen Albrechts-Ordens erster Klasse ausgezeichnet.

Quellen: Bruno Steglich: „Erinnerungen aus meinem Leben“. Dresden, unveröffentlicht, 1927; Jens Klemme: „Entwicklung der Ernährungsforschung bei Wiederkäuern im 19. Jahrhundert – Fütterungsversuche, Energiehaushalt und Eiweißstoffwechsel“. Dissertation Tierärztliche Hochschule Hannover, 2003; Tina König: „Entwicklung der Ernährungsforschung beim Schwein (bis 1930)“. Dissertation Tierärztliche Hochschule Hannover, 2004; Theophil Gerber: „Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin“. Bd. 1, NORA Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, 2004, S. 276; Wolfgang Böhm: „Biographisches Handbuch zur Geschichte des Pflanzenbaus“. K.G. Saur München, 1997, S. 105–106; Gisela Stressmann: „Zur Entwicklung der Auffassungen über die Bedeutung des Humus für die Steigerung der Bodenfruchtbarkeit in der deutschen landwirtschaftlichen Literatur des 19. Jahrhundert“. Tagungsbericht Akad. Landwirt.-Wiss. DDR, 173, Bd. 5, 1979, S. 41– 45; Register der Bestattungen und Taufen, Kirchgemeinde Hochkirch; Friedrich Nobbe: „Eduard Heiden“. Die landwirthschaftlichen Versuchs-Stationen, Bd. 36, 1889, S. 74–79; Jana Fietz: „Nordische Studenten an der Universität Greifswald in der Zeit von 1815 bis 1933“. Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, Bd. 5, Franz Steiner Verlag, 2004; Eduard Heiden: „Denkschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der agricultur-chemischen Versuchsstation Pommritz“; Friedrich Nobbe: „Statistische Revue über den Bestand des land- und forstwirthschaftlichen Versuchswesens nach 25-jähriger Entwicklung“. Die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, Schönfeld, 1877, S. 176–195; Brockhaus‘ Konversationslexikon, Leipzig, Berlin und Wien, 14. Aufl., 1894–1896; Bruno Schöne (Bearb.): „Die Sächsische Landwirtschaft: ihre Entwickelung bis zum Jahre 1925, sowie Einrichtungen und Tätigkeit des Landeskulturrats Sachsen zu Dresden“. Verlag des Landeskulturrates Sachsen, 1925, 517 S.; Adressbücher Greifswald



Robert Heller: Stahlstich von Lazarus Sichling (um 1850, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig). Die Universitätsbibliothek Hamburg bewahrt elf Briefe und ein Gedicht für die Mutter auf, die Nationalbibliothek Wien neben dem Stich von Sichling eine Lithografie von Otto Speckter und Karl Niedorf sowie zwei Theaterstücke.

Heller, Wilhelm Robert

Dr. phil., Schriftsteller und Journalist in Leipzig, Frankfurt und Hamburg
24.11.1812 Großdrebnitz – 07.05.1871 Hamburg

V: August Wilhelm (*1786 in Roßwein als Sohn des Lehrers an der Mädchenschule Johann Christoph Heller, †1.8.1838 Wilschdorf), Lehrer in Großdrebnitz und Wilschdorf bei Stolpen; M: Johanne Christiane Friederike geb. Schmidt (* in Dresden, Tochter des Händlers Carl Schmidt, † Februar 1856 Dresden); G: Woldemar (*24.11.1814 Großdrebnitz, †18.2.1856 Dresden, Schüler von Friedrich Wieck, Musiklehrer, Pianist und Komponist), Julius (*14.7.1816 Großdrebnitz), Minna (*17.11.1822 Großdrebnitz, verh. Fiala); E: (1) mit einer Pfarrerstochter in Leipzig, Scheidung; (2) Ida geb. von Destinon (*17.8.1848 Grönwohld, †1892, ihr Vater Carl von Destinon Besitzer von Gut Horst in Stolpe am See, 2. Ehe mit Paul Frey)

Heller wuchs in Großdrebnitz auf, wo sein Vater von 1811 bis 1823 Lehrer war und sich große Verdienste um das Schulwesen erwarb (Einführung einer zweiten Schulklasse, Teilnahmepflicht am Rechen- und Schreibunterricht). Die Familie stand in Verbindung mit den lokalen Erbrichterfamilien Klahre und Gottlöber, die zu den Taufpaten von Robert Hellers Geschwistern gehörten. Prägend für seine frühe Kindheit war der Befreiungskrieg gegen Napoleon, in dessen Verlauf es auch zu Gefechten zwischen französischen und russischen Truppen in Großdrebnitz kam. Viele Einwohner des Dorfes flohen, während der Einquartierung von Soldaten kam es zu Zerstörungen und Plünderungen. Der Franzose Francois Basile Azémar fiel am 13. September 1813 in Großdrebnitz. Das nahe Bischofswerda war abgebrannt und wurde von Gottlob Friedrich Thormeyer wieder aufgebaut. Seine Jugendzeit verlebte Heller in Wilschdorf bei Stolpen. In Dresden besuchte er die Kreuzschule und in Bautzen das Gymnasium. Über die Zeit am Gymnasium bei Karl Gottfried Siebelis berichtete er 1844 in „Rosen, eine Zeitschrift für die gebildete Welt“ unter dem Titel „Erinnerungen eines Bautzner Schülers“. Heller selbst galt nach den Erinnerungen von Ernst Theodor Stöckhardt als extravaganter, zu Späßen aufgelegter und durchaus beliebter Schüler.

Nach dem Abschluss eines Jurastudiums seit 1832 in Leipzig trat Heller 1835 eine Stelle als Accessist beim dortigen Kriminalgericht an. Der große Erfolg seiner ersten Novelle, „Die Eroberung von Jerusalem“, in der von Theodor Hell herausgegebenen Dresdner Abendzeitung im Jahre 1836 ermutigte ihn, den Staatsdienst zu quittieren. Es entstand das geflügelte Wort von „Hell und Heller“ für die Abendzeitung, die unter Hell, der führende Funktionen in Hoftheater, Hofkapelle und Kunstakademie inne hatte, eher höfisch-konservativ ausgerichtet war. Heller blieb zwar in

Leipzig als Notar gemeldet, er widmete sich aber bald ausschließlich der Schriftstellerei. Seit dem Studium war er mit Robert Schmieder befreundet, der die Abendzeitung ab 1843 herausgab. In Leipzig hatte er vermutlich mit seinem Bruder Woldemar Heller Kontakt zu dem musikalischen Kreis um Friedrich Wieck. In den 1830er Jahren promovierte Robert Heller zum Dr. phil.

Der eigentlich eher unpolitische Heller kam um 1840 in Leipzig mit Heinrich Laube zusammen, dem er zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb. So fand er Anschluss an die literarische Bewegung liberaler Dichter des Vormärz „Junges Deutschland". 1840 beteiligte sich Dr. Robert Heller an „Gutenbergs-Album" von Johann Heinrich Meyer aus Braunschweig zur 400-Jahr-Feier der Erfindung des Buchdrucks. Heller verglich den Buchdruck mit der seinerzeit aufstrebenden Eisenbahn und schrieb: „So hoch wir den Geist über den Leib stellen, so hoch müssen wir den deutschen Gutenberg über den Schotten Watt stellen: denn die Buchdruckerkunst ist die Eisenbahn des Gedankens." Ab 1840 bereitete er mit Robert Blum und Gustav Kühne die Gründung des Leipziger „Schiller-Vereins" vor, die 1842 erfolgte. Später hielt er hier mehrfach Vorträge. Mit Laube hatte Heller Kontakt zu deutschen Schriftstellern, die sich zwischen 1833 und 1845 im Schweizer Exil aufhielten. Mit Robert Blum gründete er 1842 in Leipzig den Literatenverein. Bei Innenminister Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf intervenierten sie vergeblich für Erleichterungen bei der Zensur. Gemeinsam mit Blum schloss sich Heller dem Freundeskreis um Johann Peter Lyser an, von dem er sich jedoch später entfremdete. Der 1848 bei Wien hingerichtete Blum sah Heller immer skeptisch – er war ihm zu konservativ. Noch 1843 beklagte sich jener bei Schmieder über die „Tyrannis der Gesinnungsmenschen" und ihren Liberalismus.

In Leipzig nahm Heller als Autor und Herausgeber mehrerer Zeitungen, Zeitschriften und Taschenbücher führend am literarischen Leben teil. Er schrieb für die von Karl Herloßsohn herausgegebene Zeitschrift „Der Komet", die zu den einflussreichsten Blättern des Vormärz zählte, 1835 einen kritischen Beitrag über Heinrich Heine. 1838 gründete er als Ergänzung zum gleichnamigen Taschenbuch die Zeitschrift „Rosen", die bei Friedrich August Leo sechs mal wöchentlich erschien und in der Neuigkeiten aus Literatur und Kunst besprochen wurden. Diese Zeitschrift spielte vermutlich eine wesentliche Rolle, dass sich Heller als Schriftsteller etablieren konnte, da er durch sie regelmäßige Einnahmen erzielte. Als Herausgeber der „Rosen" hatte er einen entscheidenden Anteil am Beginn der schriftstellerischen Laufbahn von Friedrich Gerstäcker, indem er

die von dessen Mutter eingereichten Tagebuchaufzeichnungen aus Amerika publizierte. 1845 übergab Heller seine Zeitschrift an George Hesekiel. In dem von ihm 1842 gegründeten Almanach „Perlen", der von Reclam in Leipzig und später der Friedrich Korn'schen Buchhandlung Nürnberg verlegt wurde, publizierte Heller vorrangig eigene Novellen. Hier erschienen auch Werke, die sich vermutlich auf seinen Erlebnissen in Kindheit und Jugend gründeten, so 1845 „Unter Bauern" und 1847 „Die Erbtochter von Lauterbach". Heller leitete die „Perlen" bis 1848, danach übernahm Ludwig Bechstein. Ab 1846 gab Heller die „Illustrierte Jugendzeitung" bei Brockhaus & Avenarius heraus. Nachdem er sich erfolgreich einen Namen als Belletrist erworben hatte, wagte Heller 1845 den Versuch, ein Stück auf die Theaterbühne zu bringen. „Der letzte Wille" erwies sich aber als großer Misserfolg, wobei das Pfeifkonzert von Gegnern schon vorher verabredet worden war. Allerdings gab Heller auch selbst zu, dass sein Werk technisch nicht den Anforderungen eines Bühnenstücks entsprochen hatte, sondern eher romanhaft aufgebaut war.

Hellers Patriotismus trug teilweise nationalistische Züge. Um 1848 gehörte er in Leipzig zu den Mitbegründern eines antislawischen Vereins, der das „deutsche Element" in Polen, Böhmen und Mähren stärken wollte, und er teilte auch antijüdische Vorurteile. Heller war Mitglied der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig". Schon in Leipzig rühmte man seine exzellenten Kontakte in der Kulturszene. Viele seiner Kollegen besuchten ihn und schlossen dabei wiederum neue Bekanntschaften. Er engagierte sich 1842 für die in Leipzig erschienenen „Leipziger Tage und Nächte" des in Not geratenen Gustav Theodor Drobisch und hatte mit seiner ersten Frau Kontakt zu dem in jenem Jahr nach Leipzig gekommenen Eduard Maria Oettinger. Heller galt als Lebemann, vor allem dem Essen und Trinken zugeneigt, der sehr gerne ganze Gesellschaften geistreich unterhielt, wie sich Otto von Corvin erinnerte. Er trennte sich von seiner Frau, weil sie ihm untreu war. Statt ihr die juristische Schuld am Zerbrechen der Ehe zuzuweisen, was für sie erhebliche Folgen gehabt hätte, verließ er sie und nahm dafür vier Wochen Gefängnis in Kauf, als sie ihn verklagte.

Im Zusammenhang mit der Deutschen Revolution 1848/49 folgte Heller als Berichterstatter aus der Paulskirche dem Abgeordneten Laube nach Frankfurt. Er arbeitete dort in der Nachfolge von Georg Gottfried Gervinus bis 1850 als Redakteur bei der „Deutschen Zeitung". Robert Heller war der Autor der zunächst anonym erschienenen „Brustbilder aus der Paulskirche". Dieses Werk wurde vom Publikum mit großem Interesse

aufgenommen und stellt heute ein bedeutendes Zeitdokument dar. Es enthält biografische Umrisse der Mitglieder der deutschen konstituierenden Nationalversammlung. Das Buch schließt mit den Worten: „Der große einige Gott verleihe uns seinen Segen zu einem einigen Vaterlande." Aus der Sicht Hellers und seiner liberalen Gesinnungsgenossen war damit die Einführung einer konstitutionellen Monarchie gemeint. Mit der fehlgeschlagenen Revolution verschwanden auch viele der politisch-literarischen Magazine, für die Heller so lange erfolgreich gearbeitet hatte.

Nach einer Reise in die Schweiz und das Rhein- und Moseltal sowie einer kurzen Zwischenstation in Berlin als Kammerreferent bei der „Constitutionellen Club-Zeitung" wechselte Heller 1851 nach Hamburg. Er arbeitete für die „Hamburger Nachrichten" und galt als der führende Literatur-, Theater- und Musikkritiker der Stadt, sein Urteil als „letztes Wort". Zu Hellers weniger bekannten Projekten jener Zeit zählt ein Almanach mit Georg Gottfried Gervinus, Carl Welcker u. a. über „alle weisen Herrscher der Welt" (1854). Heller gehörte 1855 zu den Gründern des Hamburger Zweigvereins der „Deutschen Schiller-Stiftung". 1859 bearbeitete er ein melodramatisches Festspiel nach Ludwig van Beethoven, op. 114, „Die Ruinen von Athen", für den „Philharmonischen Verein Hamburg" (abgedruckt im „Ersten poetischen Beethoven-Album" von Hermann Josef Landau, Prag 1872). 1860 beurteilte Heller als erster Kritiker wohlwollend Johannes Brahms in dessen Heimatstadt Hamburg. Bekannt geworden ist er in dieser Zeit aber auch wegen sehr harscher Kritiken, beispielsweise an den Schauspielern Emil Devrient und Bogumil Dawison. 1861 wurde Heller nach einer solchen Kritik von Dawison beleidigt, den er daraufhin zum Duell forderte, worauf sich Dawison aber nicht einließ. Diese Vorkommnisse belasteten das Verhältnis zu Karl Gutzkow zusätzlich, der ehemals ebenfalls zum Umfeld von Heinrich Laube gehört hatte und mit beiden Schauspielern befreundet war. Heller fand in Hamburg guten Kontakt zur Bürgerschaft, war wegen seines Esprits ein gern gesehener Gesellschafter und mit den niederdeutschen Dichtern und Schriftstellern Fritz Reuter und Klaus Groth freundschaftlich verbunden. Sein Anliegen, Reuter ins Hochdeutsche zu übersetzen, lehnte der Autor 1862 jedoch ab. 1865 wurde Heller für seine Verdienste um die „Deutsche Schiller-Stiftung" mit dem Ritterkreuz 1. Klasse des weimarischen Falkenordens ausgezeichnet.

Heller gehörte zu den beliebtesten Romanschriftstellern des 19. Jahrhunderts. Seine Werke, die mehrheitlich während der Leipziger Jahre entstanden sind, als die Schriftstellerei entscheidend zu seinem Lebensunterhalt beitragen musste, zeugen von einem umfangreichen historischen

Wissen. Sie waren angesehen wegen ihres Spannungs- und Erfindungsreichtums sowie ihrer erzählerischen Ästhetik und erreichten Leser, die sich von Literatur gleichermaßen Unterhaltung und Bildung erwarteten. Vielfach erschienen sie in mehreren Bänden bzw. als Buchserie. In seinem ersten bekannten Roman, „Der Wende“ von 1837, erzählte Heller aus der Zeit der deutschen Ostsiedlung die fiktive Liebesgeschichte vom Sohn eines sächsischen Markgrafen, der in der Gefangenschaft des Wendenherzogs Boguslav in der Nähe von Bautzen dessen Tochter kennenlernte. Im selben Jahr erschien der erste Teil einer dreibändigen Novellensammlung. Wiederum stand eine Liebesgeschichte vor einem historischen Hintergrund im Mittelpunkt; sie handelte von einem Römer und einer Jüdin während der „Eroberung von Jerusalem“ durch Kaiser Titus. „Der Schleichhändler“ von 1838 behandelte auch Elektoralschafe. In Rennersdorf bei Stolpen, zwischen Großdrebnitz und Wilschdorf gelegen, befand sich zu jener Zeit die von Johann Gottfried Nake geleitete sächsische Stammzuchtstelle. In „Das schwarze Bret“ erinnerte sich Heller an sein Studium in Leipzig und die Funktion der schwarzen Bretter als Informations- und Kommunikationsmittelpunkt. In den „Novellen aus dem Süden“ von 1841 verarbeitete er seine Italienreise. Es folgte „Eine neue Welt“, worin der Autor das seinerzeit immer populärer werdende Amerika thematisierte. International bekannt wurde „Der Prinz von Oranien“ von 1843 über Wilhelm I. von Oranien, den die zeitgenössische Kritik als „lebensvolles Gemälde aus dem niederländischen Freiheitskrieg“ gegen Spanien bezeichnete. Es betraf jene Zeit im 16. Jahrhundert, als die Familie Stöckhardt Flandern verließ und nach Sachsen kam. Der Roman „Die Kaiserlichen in Sachsen“ von 1845 befasste sich mit dem Siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763. Hervorhebenswert ist, dass erst mit Hellers gleichnamigen Roman von 1848 das öffentliche Interesse am Bauernführer Florian Geyer erwachte. 1859 schrieb Heller während seiner Hamburger Zeit „Das Geheimnis der Mutter“, entstanden anlässlich eines Besuchs bei Heinrich Laube, inzwischen künstlerischer Leiter des Burgtheaters in Wien, und der österreichischen Aristokratie gewidmet. In „Hohe Freunde“ (1862), einer Novelle aus dem klassischen Weimar, schilderte der Autor den positiven Einfluss Goethes auf Herzog Carl August. Auch dieses Werk beurteilte die Kritik seinerzeit sehr wohlwollend. In „Primadonna“ (1871) wurde die Zeit von Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen lebendig. Hellers Novellen und Erzählungen fanden wiederholt Aufnahme in Sammelwerke beliebter Autoren.

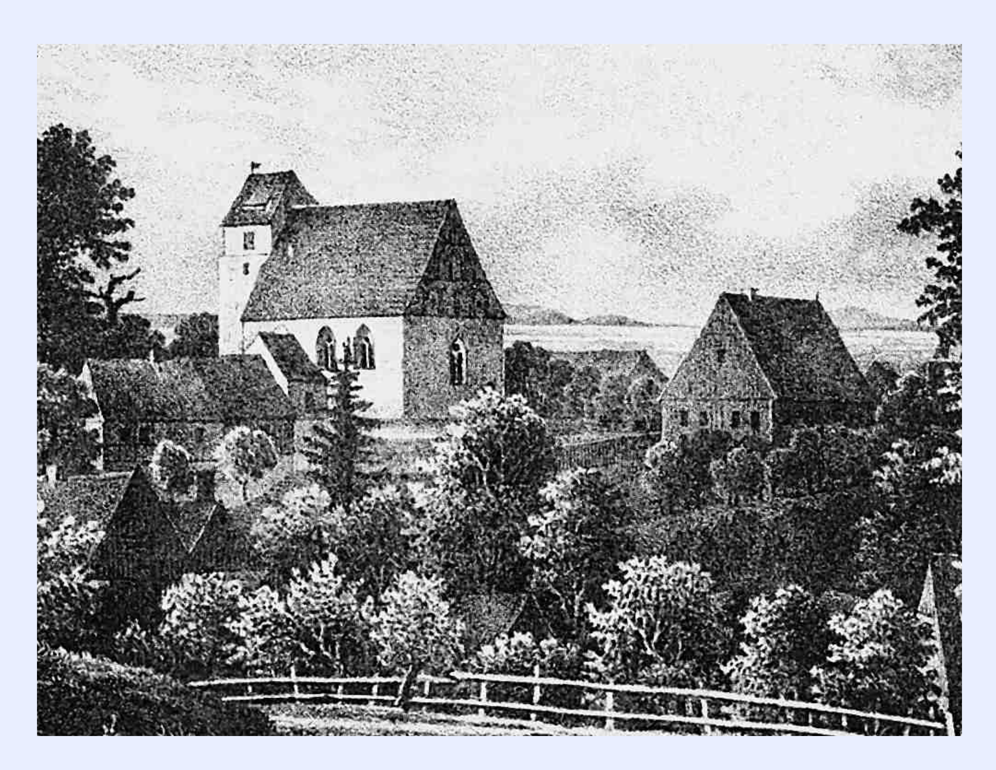
In Erinnerung geblieben ist auch manche Eigenwilligkeit Hellers. Er hatte in Hamburg in zweiter Ehe die

Patriziertochter Ida von Destinon geheiratet. Später lebte er von ihr getrennt in einem Hotel zusammen mit seinem Kanarienvogel, den er wie einen Freund behandelte und dessen Tod durch einen Unfall er kaum verwinden konnte. Heinrich Laube gab im Gedenken an Robert Heller dessen „Nachgelassene Erzählungen" heraus. Hellers Aufzeichnungen fanden auch Eingang in Vorarbeiten für eine Großdrebnitzer Dorfchronik, über die Richard Garbe berichtete. Seine sterblichen Überreste wurden nach 1900 auf den neuen Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf überführt. Heller fand auf dem Althamburgischen Gedächtnisfriedhof, Sammelgrab 44 (Dichter und Schriftsteller), Stelle 6 die letzte Ruhe. Auf dem nachträglich angebrachten Gedenkstein ist wie in vielen Biografien das falsche Geburtsjahr 1814 vermerkt, in manchen Quellen wird sogar 1813 angegeben. Nach den Eintragungen im Großdrebnitzer Taufbuch trifft aber 1812 zu, 1814 wurde sein Bruder Woldemar Heller geboren. Damit korrespondieren auch ein Eintrag im Immatrikulationsverzeichnis der Universität Leipzig und ein Eintrag zu Woldemar Heller in einem Schulbuch des Lehrerseminars zu Dresden-Friedrichstadt, welcher für jenen das Geburtsjahr 1814 ausweist. Die Ursache der Verwechslung von 1812 und 1814 ist nicht geklärt. Die Angabe 1814 findet sich auch bei Autoren, die in Kontakt mit Robert Heller standen, wie die Herausgeber eines Schriftstellerlexikons für Hamburg im Jahre 1857.

Quellen: Tauf- und Traubücher der Martinskirche Großdrebnitz; Kneschke: „Robert Heller". Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 11, S. 695–697; Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, „Projekt Historischer Roman", 1991–1997; Bruno Barthel: „Altes und Neues aus Groß- und Kleindrebnitz". Friedrich May Bischofswerda, 1907; Richard Garbe: „Vorarbeiten für eine Dorfchronik von Großdrebnitz". Unsere Heimat, Beilage zum Sächsischen Erzähler, 11.4./18.4.1938; Universitätsbibliothek Hamburg, Schriftensammlung; J.P. Jordan, J.E. Schmaler: „Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst, Wissenschaft". Leipzig und Bautzen, 1848; Antje Gerlach: „Deutsche Literatur im Schweizer Exil". Arnold Hückstädt: „Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit". Hinstorff, 1983; Margrit Arnscheidt: „Wandlungen in der Auffassung des deutschen Bauernkriegs". 1976; Friedrich Hirth: „Johann Peter Lyser: Der Dichter, Maler, Musiker". G. Müller, 1911; Julius Elias, u. a.: „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte". G.J. Göschen'sche Verlagshandlung, B. Behr's Verlag, 1893; Percy Ernst Schramm: „Hamburg, Deutschland und die Welt: Leistung und Grenzen". Callwey, 1943; Ernst Gotthelf Gersdorf: „Repertorium der gesammten Deutschen Literatur". F.A. Brockhaus, 1837; Julius Stettenheim: „Heitere Erinnerungen". S. Fischer, Berlin, 1896; Max Kalbeck: „Johannes Brahms". Bd. 2, 3. Aufl., Deutsche Brahms-Gesellschaft Berlin, 1912; Berliner Revue, Bd. 16, Verlag R. Heinicke, 1859; Feodor Wehl: „Zeit und Menschen". Tagebuch 1863–1884; Alfred Meissner: „Geschichte meines Lebens". Prochaska, 1884; „Die Inspektionen Großenhain, Bischofswerda und Radeberg". Sachsens Kirchen-Galerie, Bd. 7; www.geni.com; Neue Berliner Musikzeitung, 19.3.1856; Dresdner Adressbücher; Helmut Schoenfeld, Mitteilungen 2013; Leipziger Adressbücher; Hamburger Adressbücher; stolpe-am-see.de; Otto von Corvin: „Ein Leben voller Abenteuer". Frankfurter Societaets-Druckerei, 1924; Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig, 1844; Franz Brümmer: „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart". Bd. 3. 6. Aufl. Leipzig, 1913; Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Perthes, 1857; Matrikelbücher Universität Leipzig

Bibliografie (Auswahl)

„Gedanken über H. Heines romantische Schule“, in: „Der Komet“, Beilage, Nr. 48, 1835
„Bruchstücke aus den Papieren eines wandernden Schneidergesellen“, 1836, Drobisch Leipzig
„Der Wende“, Erzählung, 1837, 226 S., Drobisch Leipzig
„Novellen“, 1837–1840, 3 Bände, u. a. „Die Eroberung von Jerusalem“, „Der Treulose“, „Der Bettler“, „Der Finkensteller“, Arnold Leipzig und Dresden
„Alhambra“, spanische Novellen, 1838, Altenburg, Verl. H.A. Pierer
„Der Schleichhändler“, Roman, 1838, 2 Bände, Altenburg, Verl. H.A. Pierer
„Das Schwarze Bret“, 1838, 2 Bände, S. 268+242, Altenburg, Verl. H.A. Pierer
„Eine Sommerreise“, 1840, Reclam Leipzig
„Novellen aus dem Süden“, 1841–1843, 3 Bände, Altenburg, Verl. H.A. Pierer
„Eine neue Welt“, 1843, 2 Bände, Altenburg, Verl. H.A. Pierer
„Der Prinz von Oranien“, historischer Roman, 1843, 3 Bände, S. 298+321+340, Reichenbach Leipzig, Meyer Amsterdam 1846
„Das Erdbeben von Caracas“, Novelle, 1844
„Der Schwarze Peter“, Roman, 1844, 2 Bände
„Der letzte Wille“, Lustspiel in 5 Aufzügen, Leipzig, Tauchnitz, 1845, 56 S.
„Die Kaiserlichen in Sachsen“, historischer Roman, 1845, 2 Bände, S. 297+348, Reichenbach Leipzig
„Der Albanese“, um 1845, 2 Bände, Reclam Leipzig, in: Wohlfeile Unterhaltungsbibliothek für die gebildete Lesewelt
„Eine Steppenreise“, romantische Erzählung, 1846, Reclam Leipzig, in: Wohlfeile Unterhaltungsbibliothek für die gebildete Lesewelt
„Sieben Winterabende“, Novellen und Erzählungen, 1846, 2 Bände, Wigand Leipzig
„Schillers Mutter“, Vortrag im Schillerhaus Leipzig, 1846
„Kyselak. Eine Unsterblichkeit des 19. Jahrhunderts“, in: Sächsischer Volkskalender auf das Jahr 1847
„Florian Geyer“, Roman, 1848, 3 Bände, S. 398+340+376, Wigand Leipzig
„Brustbilder aus der Paulskirche“, 1849, 2 Bände, Mayer Leipzig
„Der Reichspostreiter in Ludwigsburg“, historische Novelle, 1857, Meidinger Frankfurt/M., Band 1 von Ausgewählte Erzählungen
„Das Geheimnis der Mutter“, 1859, Meidinger Frankfurt/M., Band 2 von Ausgewählte Erzählungen
„Hohe Freunde“, Novelle, 1862, 304 S., Thomas Leipzig, Band 3 von Ausgewählte Erzählungen
„Posenschrapers Thilde“, historischer Roman, 1863, Thomas Leipzig
„Primadonna“, historischer Roman, 1871, 2 Bände, S. 304+284, Janke Berlin



**Schule und Kirche Großdrebnitz nach einer Zeichnung von Johann Friedrich Wilhelm Wegener aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Woldemar Hellers Vater lehrte an der Großdrebnitzer Schule von 1811 bis 1823. Die Taufpaten des Sohnes waren Friedrich Leberecht Fritsche (Pfarrer), Clara Maria Jacobi (Witwe des Waldheimer (?) Stadtrichters Johann Gotthelf Jacobi) und Traugott Chrysostomus Stäber (Kantor in Neustadt). **

Quellen: Marie Wieck: „Aus dem Kreise Wieck-Schumann“. Zahn & Jaensch Dresden, 1914; Cathleen Köckritz: „Friedrich Wieck: Studien zur Biographie und zur Klavierpädagogik“. Studien und Materialien zur Musikwissenschaft, Bd. 44, Olms 2007; Robert Schumann, Erich Valentin: Zeitschrift für Musik, G. Bosse, 1840, 1853; Louis Kindscher: Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler, 1855, 1856; Rheinische Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler, 1855; Allgemeine Schulzeitung, Diehl 1836; Neue Berliner Musikzeitung, 19. März 1856; Kirchenarchiv Großdrebnitz; Didaskalia: Blätter für Geist, Gemüth und Publizität, Bd. 16, 1856; Allgemeine musikalische Zeitung, Bd. 42, 1840; Neue Zeitschrift für Musik, Bd. 10–11, 1839; Adressbücher der Stadt Dresden; Karl Otto Meyer: „Entwickelung einiger elliptischen Funktionen“. Blochmann 1847; Friedrich Wieck: „Klavier und Gesang: Didaktisches und Polemisches“. Alamire 1853; Ute Bär: „Eine Pianistin im Schatten Clara Schumanns?“ Die Tonkunst, 2007, Nr. 1, S. 52–54; Christian Traugott Otto: „Die Schule und das Schullehrer-Seminar zu Dresden-Friedrichstadt 1785–1835“. Adolf Kohut: „Friedrich Wieck: ein Lebens- und Künstlerbild“. C. Piersson, 1888

Heller, Woldemar

Musiklehrer, Pianist und Komponist
24.11.1814 Großdrebnitz – 18.02.1856 Dresden

V: August Wilhelm (*1786 in Roßwein als Sohn des Lehrers an der Mädchenschule Johann Christoph Heller, †1838 Wilschdorf), 1808 Absolvent des Lehrerseminars in Dresden-Friedrichstadt, Lehrer in Großdrebnitz und Wilschdorf; M: Johanne Christiane Friederike geb. Schmidt (* in Dresden, Tochter des Händlers Carl Schmidt, † Februar 1856 Dresden); G: Robert (*24.11.1812 Großdrebnitz, †7.5.1871 Hamburg, Dr., Schriftsteller und Journalist in Leipzig, Frankfurt/M. und Hamburg), Julius (*14.7.1816 Großdrebnitz), Minna (*17.11.1822 Großdrebnitz, verh. Fiala)

Die Familie Heller war bis 1823 in Großdrebnitz ansässig und zog danach in das nahe Wilschdorf. Woldemar Heller absolvierte von 1832 bis 1836 das Lehrerseminar in Dresden-Friedrichstadt unter Christian Traugott Otto. Der spätere Hoforganist und Johannes Pache-Lehrer Theodor Berthold gehörte zu seinen Mitschülern. Ein von Heller komponierter Wechselgesang wurde von den Schülern anlässlich der Abgangsfeier vorgetragen. In Leipzig nahm Heller danach Unterricht bei Friedrich Wieck. Der führte ein Leihinstitut für Musikalien und Pianofortes und lehrte Klavierspiel. Seine Tochter Clara war Wiecks berühmteste Schülerin. Woldemars Bruder Robert Heller begann seinerzeit in Leipzig eine Karriere als Schriftsteller. Woldemar Hellers frühe Kompositionen wurden im Winterhalbjahr 1839/1840 in Leipzig im Musikverein Euterpe aufgeführt. Die Allgemeine musikalische Zeitung schrieb darüber: „der Komponist der Ouverture ist uns gänzlich unbekannt, seine Komposizion soll jedoch nicht ohne Talent sein und schon ziemlich viel Geschick in Behandlung und Ausführung des Stoffs zeigen“, und die Zeitschrift für Musik unter dem Chefredakteur Robert Schumann lobte in Hellers Kompositionen „gesunde Natürlichkeit und freundlichen Sinn“. Zwischenzeitlich war Heller vermutlich Lehrer am Großherzoglichen Fräulein-Institut der Amalie Jung in Mannheim.

Seit seinem Zuzug um 1840 gehörte Heller zu den führenden Klavierlehrern Dresdens. Er unterrichtete von 1841 bis 1848 als freier Mitarbeiter an der Schule von Karl Justus Blochmann, wo der Maler Ernst Ferdinand Oehme zu seinen Kollegen gehörte, sowie als Privatlehrer unter anderem von Marie Wieck, einer Halbschwester der berühmten Clara Wieck-Schumann, die ebenfalls Pianistin wurde. 1843 debütierte Marie bei einem Konzert von Clara in Dresden, 1844 gab sie ihr Solodebüt in Bischofswerda. Auch Bernhard Rollfuß, später Besitzer einer Dresdner Musikschule, und



Das Friedrich-Wieck-Haus in Loschwitz war nach dem Zuzug der Familie Wieck ab 1840 ein Zentrum des gesellschaftlichen Lebens in Dresden. Auch Woldemar Heller gehörte zu den regelmäßigen Gästen.

die Gesangspädagogin Emma Seiler-Diruf gehörten zu Hellers Schülern. Woldemar Heller stand seinem Lehrer Friedrich Wieck sehr nahe und zählte in Dresden zu dessen Freundeskreis. Aktuelle und ehemalige Schüler kamen im Hause Wieck zusammen, um Musik zu hören und darüber zu diskutieren. Marie Wieck erinnerte sich: „Da wir jedoch zu Hause ein echtes Kunstleben führten, war ein fortwährendes Reisen nicht nach meinem Sinn. Schüler gingen ein und aus. Abends saß gewöhnlich in jeder Ecke irgendein spitzbübischer junger Mann, der die Urteile und Belehrungen von Wiecks Munde ablas. Wieck ließ vorspielen, machte dabei Bemerkungen über Anschlag und Ausdruck... Natürlich hatten diejenigen, die sich später hervortaten, besonderen Unterricht bei Wieck gehabt. Zu nennen wären: Woldemar Heller, einer der ersten Klavierlehrer Dresdens...“ Ebenfalls zu diesem Kreis gehörten der Oderwitzer Gustav Merkel (Organist der Dresdner Hofkirche), Isidor Seiss (Professor am Konservatorium Köln), Hans von Bülow (Hofkapellmeister in München), der Musikdirektor Friedrich Reichel, der Friedrich Schneider-Schüler Fritz Spindler und Karl Riccius (Chordirektor vom Hoftheater).

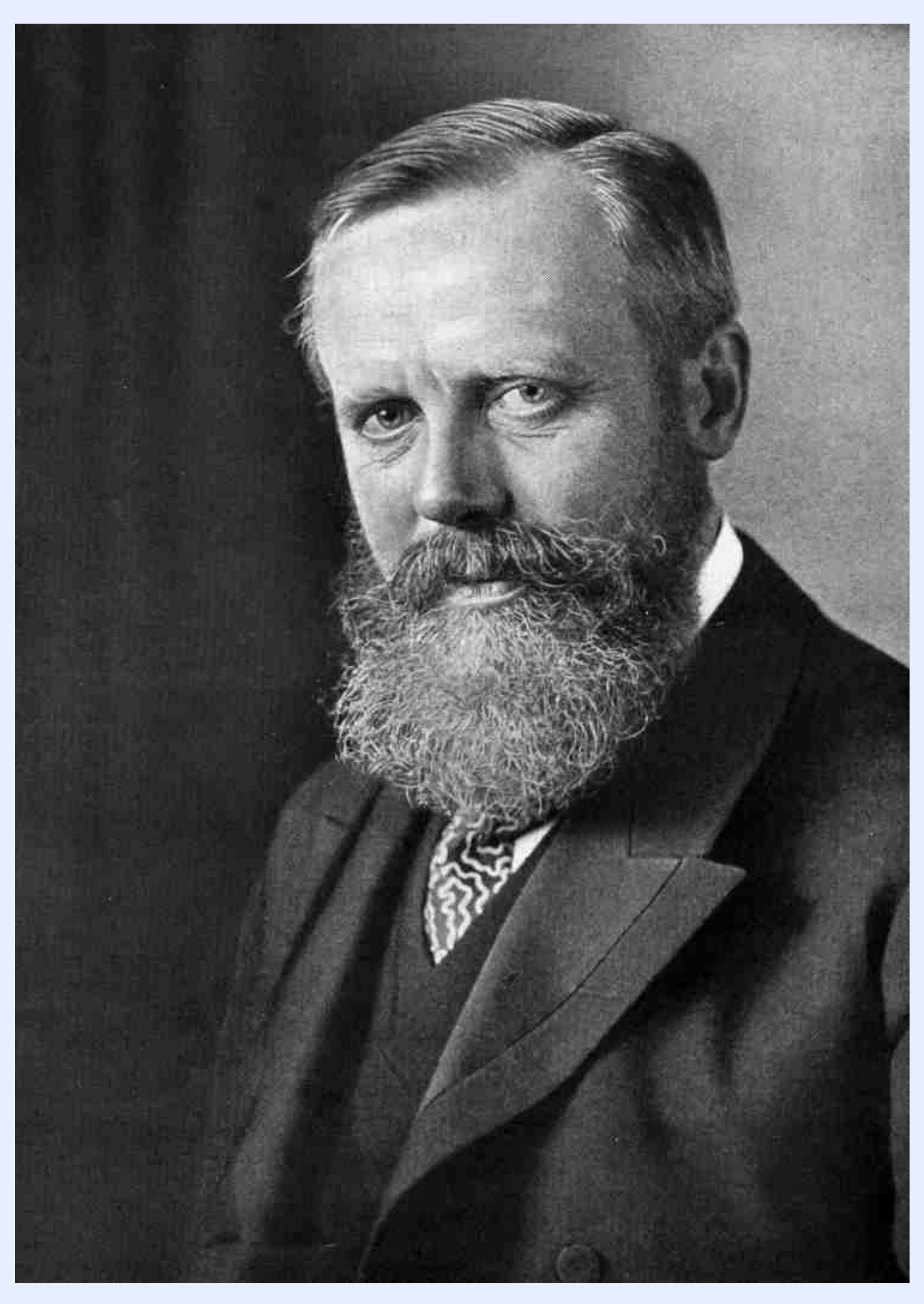
Ab 1853 veröffentlichte Heller einige Kompositionen bei renommierten Musikverlagen. Die Zeitschrift für Musik schrieb 1853 über „Deux Nocturnes pour Piano“: „Die beiden Nocturno‘s sind ansprechende Salonstücke, die für die tüchtige Technik des Componisten sprechen, der mit diesem ersten Werke in anständiger Weise vor die Öffentlichkeit tritt und für weitere derartige Arbeiten zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt.“ 1855 erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig „Walzer, quasi Mazurka, für Pianoforte“ (op. 4), „Tarantelle in A-Moll“ (op. 5), „Jagdszene, ein Clavierstück“ (op. 6) und „Tarantelle in D-Moll“ (op. 7). In der Rheinischen Musik-Zeitung hieß es dazu: „Diese Compositionen sind sämmtlich hübsch, klar, mitunter sogar ganz originell und zeichnen sich vor so vielen neuen Erscheinungen auch durch ihre leicht in die Finger fallende Schreibart sehr vorteilhaft aus. Wir dürfen dieselben allen Pianisten

als recht dankbar empfehlen." Hellers Lehrer Friedrich Wieck hatte zunächst nach dem System von Johann Bernhard Logier unterrichtet, das er jedoch schließlich mit einer eigenen Methode ersetzte. Sie bestand in einer natürlichen Haltung der Hand, in der Ausbildung des Handgelenks und in von Wieck erfundenen, sehr einfachen Fingerübungen sowie einer nach und nach sich an Kraft steigernden Fingergelenkigkeit. Wieck schrieb dazu: „Auch der erfahrenste Künstler bleibt immer ein Schüler und das Lehren der Kunst insbesondere ist ein tägliches Lernen." Seine Grundsätze gab er an seine Schüler weiter. Neben seinen beiden Töchtern Clara und Marie hob er Woldemar Heller und Ernst Ferdinand Wenzel hervor, die seine Lehren mit Leben erfüllten. Mit Heller plante er das Buch „Kleine, rhythmisch abgeschlossene Übungen". Es sollte den Lesern „einen guten, technischen Anschlag, ohne Notengebrauch" lehren. Vermutlich ist es zu diesem Buch wegen des frühen Todes Hellers nicht mehr gekommen.

Heller wohnte bis 1856 mit seiner Mutter, die kurz vor ihm starb, in der Dresdner Amalienstraße 2. Die Berliner Musikzeitung erinnerte an ihn: „Ein talentvoller Tonkünstler und Komponist hübscher Salonstücke." Die Didaskalia: Blätter für Geist, Gemüth und Publizität in Frankfurt/Main lobten an Hellers Kompositionen die „Frische ihrer Melodie und Vornehmheit des Styles".



Louis Kindscher, Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler, 29.3.1856, S. 103–104, zu op. 7, „Tarantelle in D-Moll": „dass es noth thut, mit der Einfachheit und gesunden Natur der Outrirt- und Blasirtheit, der allgemeinen Unnatur und dem grossen Nichts der modernen Salon-Romantik entweder den Rücken zuzukehren oder – wie der oben erwähnte D-Moll-Accord – kühn und trotzig die Spitze zu bieten." (s. Abb.) Zu op. 4 hieß es: „Die Melodien sind im Ganzen ansprechend und zugleich in ihrer Verbindung wohl geordnet, so dass dadurch das Interesse immer rege erhalten wird.", und zu op. 5: „Die Melodie hat eigenthümlichen Reiz durch unerwartete pikante Wendungen, die aber doch zugleich so im Fluss, so natürlich erscheinen, dass man fast vermuthen möchte, der Componist habe sie wirklich auf italischem Boden abgelauscht."



Walther Hempel: Ein weiteres Porträt, von Carl Bantzer gemalt, befindet sich in der Gemäldegalerie Neue Meister Dresden.

Hempel, Walther Matthias

Professor, Chemiker, Rektor der Technischen Hochschule Dresden
05.05.1851 Pulsnitz – 01.12.1916 Dresden

V: Eduard (1810, †4.12.1872 Dresden), Kaufmann; M: Marie Wilhelmine geb. Jauch (1826–1888), Dresdner Kaufmannstochter aus einer Pulsnitzer Bandhändlerfamilie; G: Georg Eduard (*17.4.1847 Pulsnitz, †11.10.1904 Ohorn, Stadtverordnetenvorsteher in Pulsnitz, Landtags- und Reichstagsabgeordneter der Deutschkonservativen Partei, bedeutender Kakteensammler, Vizepräsident der Handelskammer Zittau), Johannes Wilhelm (1849–1865), Carl Constantin (1853–1911); E: 1883 Louisa Delia geb. Monks (*5.11.1848 Boston, †9.12.1939), Tochter eines irischstämmigen Geschäftsmanns und der Malerin Delia Smith Hatton (zuletzt in Dresden), Schwester von George Howard Monks (1883 Erfinder von Halma, Medizinprofessor in Harvard) und des Malers Robert Hatton Monks (beide in den 1880er Jahren in Europa, darunter in Dresden bzw. Paris); K: Robert (1883–1959), Eberhard (*30.7.1886 Dresden, †16.9.1967 Dresden, Kunsthistoriker, Professor in Graz und Dresden), Elisabeth Susanne (1888–1969, Übersetzerin), Georg Arthur (1893–1914)

Hempel lebte mit seinen Eltern ab 1853 in Dresden, wo die Familie die Grundstücke Ammonstraße 3/4 besaß. Im Haus Nr. 4 wohnte bis zu seinem Tod 1861 Ernst Rietschel. Hempel besuchte in Dresden die Annenschule und legte 1867 das Abitur ab. Danach studierte er bis 1870 Chemie am Dresdner Polytechnikum bei Hugo Fleck. Am Deutsch-Französischen Krieg nahm Hempel als Freiwilliger in einem Artillerieregiment teil, mit dem er sich an der Belagerung von Paris beteiligte. Nach dem Krieg setzte er sein Studium in Berlin fort. Hempel zog abweichend vom damaligen Trend die anorganische Chemie der organischen vor. Von 1872 bis 1873 studierte er in Heidelberg bei Robert Bunsen, bei dem er auch promovierte.

1873 kehrte Hempel nach Dresden zurück, wo er an der chemischen Zentralstelle für öffentliche Gesundheitspflege bei Hugo Fleck als Assis-



Die erste Bandweberei in Pulsnitz wurde 1767 von Walthers Urgroßvater Christoph Hempel gegründet. Dessen Witwe und ihr Sohn Friedrich August Hempel sen. führten die Fabrik unter dem Namen „Christoph Hempels Witwe und Sohn“ weiter. Walthers Vater Eduard zog sich früh aus dem Familiengeschäft zurück und baute in der Dresdner Ammonstraße drei Häuser. Die Pulsnitzer Fabrik wurde von Walthers Onkel Friedrich August Hempel jun., später von Walthers Bruder Georg geführt. Sie war im 19. Jahrhundert das erfolgreichste Unternehmen der Stadt. Die Fabrikgebäude wurden 1997 abgerissen.

tent arbeitete und 1874 der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS und 1875 der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde beitrat. Ab 1876 arbeitete er als Assistent von Rudolf Schmitt am Polytechnikum. Zwei Jahre später habilitierte Hempel sich mit einer Arbeit „Über technische Gasanalyse". Schon hier wurde deutlich, dass er die wissenschaftlichen Untersuchungen eng am praktischen Bedarf ausrichtete. In der rasch wachsenden chemischen Industrie seiner Zeit wurden große Mengen Gase erzeugt bzw. verbraucht, ohne dass geeignete Analysemöglichkeiten zur Verfügung standen. Mit konstruktivem Geschick und ausgezeichneten Fertigkeiten im Glasblasen ausgestattet, entwickelte Hempel eine Gasbürette und eine Gaspipette, mit deren Hilfe Gasgemische schnell, einfach und sehr präzise analysiert werden konnten. Diese Technologie begründete Hempels weltweiten Ruf und wurde von ihm in den Folgejahren kontinuierlich weiterentwickelt. 1879 erhielt er in der Nachfolge von Wilhelm Stein die Berufung zum außerordentlichen und 1880 zum ordentlichen Professor für „Technische Chemie" am Polytechnikum. Der damalige Rektor, Gustav Anton Zeuner, erfüllte zudem seine Forderung nach einer Trennung von organischer und anorganischer Chemie und berief ihn zum Leiter des „Laboratoriums für Anorganische und Analytische Chemie". Hempel unternahm erste Reisen nach England und die USA, wo er in Boston seine spätere Ehefrau kennen lernte. Auch dank Hempel genoss die Chemie an der 1890 zur Hochschule erhobenen TH Dresden einen ausgezeichneten Ruf. Als Schmitt 1891 die Wahl zum Rektor nicht annahm, übernahm Hempel dieses Amt. 1892 und 1902 wurde er für zwei weitere Amtsperioden gewählt. Unter seiner Leitung erfuhr die chemische Ausbildung eine große Aufwertung, indem einzelne Teilbereiche eigene Professuren erhielten. Fritz Foerster war sein bekanntester Schüler. Hempel gilt heute als ein Pionier der technischen Gasanalyse. Er hat die Grundlagen technisch-chemischer Prozesse aufgeklärt. Die von Hempel gelebte Einheit von Wissenschaft und Praxis vermittelte er auch an seine Studenten, mit denen er regelmäßig Exkursionen in Industriebetriebe unternahm. Bei der Chemischen Fabrik v. Heyden gehörte er dem Aufsichtsrat an. Hempel bereitete das chemische Wissen für Probleme des Alltags auf. So arbeitete er schon damals an der Erhöhung der Energieeffizienz von Heizungen und an der Verminderung der dabei entstehenden Rauchbelastung. Zudem untersuchte er Nahrungsmittel. In seinem Laboratorium erforschten Julius Lehmann und Walther Hesse die Haltbarmachung von Milch. Hempel nutzte die Ergebnisse, um auf dem Familienbesitz in Ohorn keimfreie „Ohornmilch" zu produzieren. Auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1912 hielt er noch Vorlesungen über „Metallurgie" und über „che-



Die Besitzer des Rittergutes Ohorn waren einstmals die „Herren von Pulsnitz“. 1828 kaufte Walthers Großvater Friedrich August Hempel sen. das Anwesen. Anschließend befand es sich im Besitz von Walthers Onkel Guido und von 1895 bis 1904 im Besitz seines Bruders Georg. Von 1939 bis 1945 war Walther Hempels Sohn Eberhard der Besitzer. Jener erlebte hier den Bombenangriff auf Dresden. Sein Institut an der TH Dresden und das vom Vater geerbte Haus Altenzeller Straße 44 wurden in dieser Nacht zerstört.

mische Großindustrie“. 1913 unternahm er mit seinem Sohn Eberhard Hempel eine Reise zum Stromboli, um die Geologie und vulkanische Gase zu untersuchen. Während des Ersten Weltkriegs vertrat Hempel zum Militärdienst einberufene Kollegen. Zuletzt widmete er sich der Luftschifffahrt. Für seine Verdienste wurde Hempel vielfach geehrt. Die Leopoldina berief ihn 1888 zum Mitglied und er war Mitglied der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und ab 1912 Vizepräsident der Deutschen Chemischen Gesellschaft. Die Universitäten Karlsruhe und Leipzig ernannten ihn zum Ehrendoktor und er trug den Titel „Geheimer Hofrat“. In Dresden, Leverkusen und Pulsnitz sind Straßen nach Hempel benannt.

Quellen: F. Foerster: „Walther Hempel †“. Zt. für Angewandte Chemie, Nr. 1, 1917, S. 1–12; Johannes Deichmüller: Sitzungsberichte und Abhandlungen Isis, 1917; Walther Fischer: „Hempel, Walther Matthias“. Neue Deutsche Biographie, 1969, S. 513–514; „Walther Hempel, Geheimer Rat und Professor in Dresden, zum Gedächtnis“. Zahn & Jaensch, Dresden, 1916; Heiner Hegewald: „Zur Entwicklung der Technischen Chemie im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Chemikerausbildung an der Technischen Hochschule Dresden und ihren Vorgängereinrichtungen“. Dissertation, Halle, 2005; ohorn.info; ma.findacase.com; americanancestors.org; wiki.olgdw.de; pulsnitz.de; Portal biorab



Paul Hermann als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung (1848, Foto von Hermann Biow).

Hermann, Paul

Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung
17.04.1809 Dresden – 17.08.1862 Weidlitz

V: Friedrich Wilhelm (*1774, †11.4.1822 Dresden), Ratssyndikus und Bürgermeister (1816–1822, während der Stadtentfestigung durch Gottlob Friedrich Thormeyer) in Dresden, Sohn des Dresdner Kammerassistenzrats Johann Zacharias Hermann, Nachfahre von Hans Hermann, Handelsherr und Mitglied des großen Rats in Nürnberg, sowie der Bürgermeister von Torgau Paul Hermann (†27.4.1704) und Johann Zacharias Hermann (†1735); M: Charlotte Wilhelmine geb. Kuhn aus Freiberg; E: 14.10.1839, Julie geb. von Weidenbach (*20.9.1811 Augsburg, †23.5.1888 Weidlitz); K: Paul Friedrich (19.7.1847–1917, Dr., Erbe von Weidlitz und Pannewitz, verh. mit Therese geb. Roscher)

Hermann absolvierte trotz des frühen Todes des Vaters die Kreuzschule in Dresden und legte 1827 das Abitur ab. Danach studierte er Rechtswissenschaften an der Universität Leipzig und Kameral- und Staatswissenschaften in Berlin. 1830, im Jahr seiner Volljährigkeit, erhielt er die Rittergüter Weidlitz und Pannewitz, die Hermann zunächst verpachtete. 1832 kehrte er als Rechtspraktikant nach Dresden zurück und arbeitete im Zentralkomitee des Vereins für Statistik des Königreichs Sachsen. Die Aufgabe des Vereins bestand darin, mit statistischen Erhebungen zur Bevölkerung und Wirtschaft die Regierung zu unterstützen. Unter Leitung von Finanzminister Heinrich Anton von Zeschau arbeitete Hermann hier beispielsweise mit Johann Gottfried Nake zusammen. Nach seiner Promotion 1835 in Leipzig über das sächsische „Gesetz über Zusammenlegung der Grundstücke“ (vom 14. Juni 1834) ließ er sich in Dresden als Anwalt nieder.

Nach großen Gebietsverlusten infolge der napoleonischen Kriege musste Sachsen im 19. Jahrhundert dringend seine landwirtschaftliche Produktion steigern. Ab 1836 beteiligte sich Hermann unter Leitung von Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf an der Umgestaltung der sächsischen Landwirtschaft. Er war bis 1837 Assessor bei der Generalkommission für Ablösungen und Gemeinheitsteilungen, der auch Heinrich August Blochmann als ökonomischer Rat angehörte, danach juristischer Spezialablösungskommissar.

1841 übernahm Hermann die Bewirtschaftung seiner Rittergüter. Er ließ in Weidlitz das neue Herrenhaus errichten und den umgebenden Park erweitern. In Pannewitz wurde der Wirtschaftshof ausgebaut.

Auch in der Oberlausitz setzte sich Hermann für Fortschritte in der Landwirtschaft ein. Er leitete ab 1843 den landwirtschaftlichen Bezirks-



Das Rittergut Weidlitz befand sich von 1816 bis 1945 im Besitz der Familie Hermann. Der bekannteste Vorbesitzer war ab 1746 Kabinettsminister Heinrich von Brühl. 1749 verkaufte er Weidlitz an den Kurfürstlich Sächsischen Hof- und Justizienkanzlei-Sekretär Friedrich Philipp Lingke (*1713 Dresden), einen Urgroßvater von Paul Hermann. Nach Lingkes Tod 1783 blieben Weidlitz und Pannewitz im Besitz seiner Kinder. Als letztes starb am 20.5.1816 seine Tochter Christiane Friederike (*16.8.1741 Dresden), verheiratet mit dem Kurfürstlich Sächsischen Kammerassistenzrat und Obersalzinspektor Johann Zacharias Hermann (†1802), die ihre Besitzungen ihrem Sohn vererbte, dem Vater von Paul Hermann. Im Zusammenhang mit der Schlacht von Bautzen 1813 kam es in Weidlitz zu erheblichen Verwüstungen.

verein Bautzen und den Zweigverein „Am Schwarzwasser". Ab 1849 stand Hermann dem Oberlausitzer Kreisverein vor, sein Stellvertreter war Ernst Theodor Stöckhardt.

Vom 18. Mai bis 22. September 1848 vertrat Hermann den Wahlkreis Bautzen in der Frankfurter Nationalversammlung. Er gehörte der einflussreichen, nationalliberalen Fraktion „Casino" vom rechten Zentrum an, die sich für eine konstitutionelle Monarchie einsetzte, eine Einheit Deutschlands mit föderalen Befugnissen befürwortete und gegen „Anarchie" auftrat.

Um die verfügbaren Fördermittel effektiv einzusetzen, wurden in Sachsen neue Organisationsstrukturen in der Landwirtschaft benötigt. Ansprechpartner der Regierung war ab 1850 der neu gegründete Landeskulturrat. Das Gründungsmitglied Hermann hatte hier bis 1856 den stellvertretenden Vorsitz unter Wilhelm Crusius von der Leipziger Oekonomischen Societät inne. Zuständiger Regierungskommissar war Theodor Reuning, vortragender Rat im Innenministerium. Als ordentliches Mitglied und zuständig für Wissenschaft gehörte auch Julius Adolph Stöckhardt dem Landeskulturrat an.

Um Wissenschaft und Praxis enger zu verzahnen, wurden landwirtschaftliche Versuchsstationen gegründet. Sachsen spielte dabei eine führende Rolle. Die 1852 in Leipzig-Möckern unter Mitwirkung des Landeskulturrates gegründete Versuchsstation war deutschlandweit die erste Einrichtung ihrer Art. Nach den Erkenntnissen von Justus von Liebig stand die

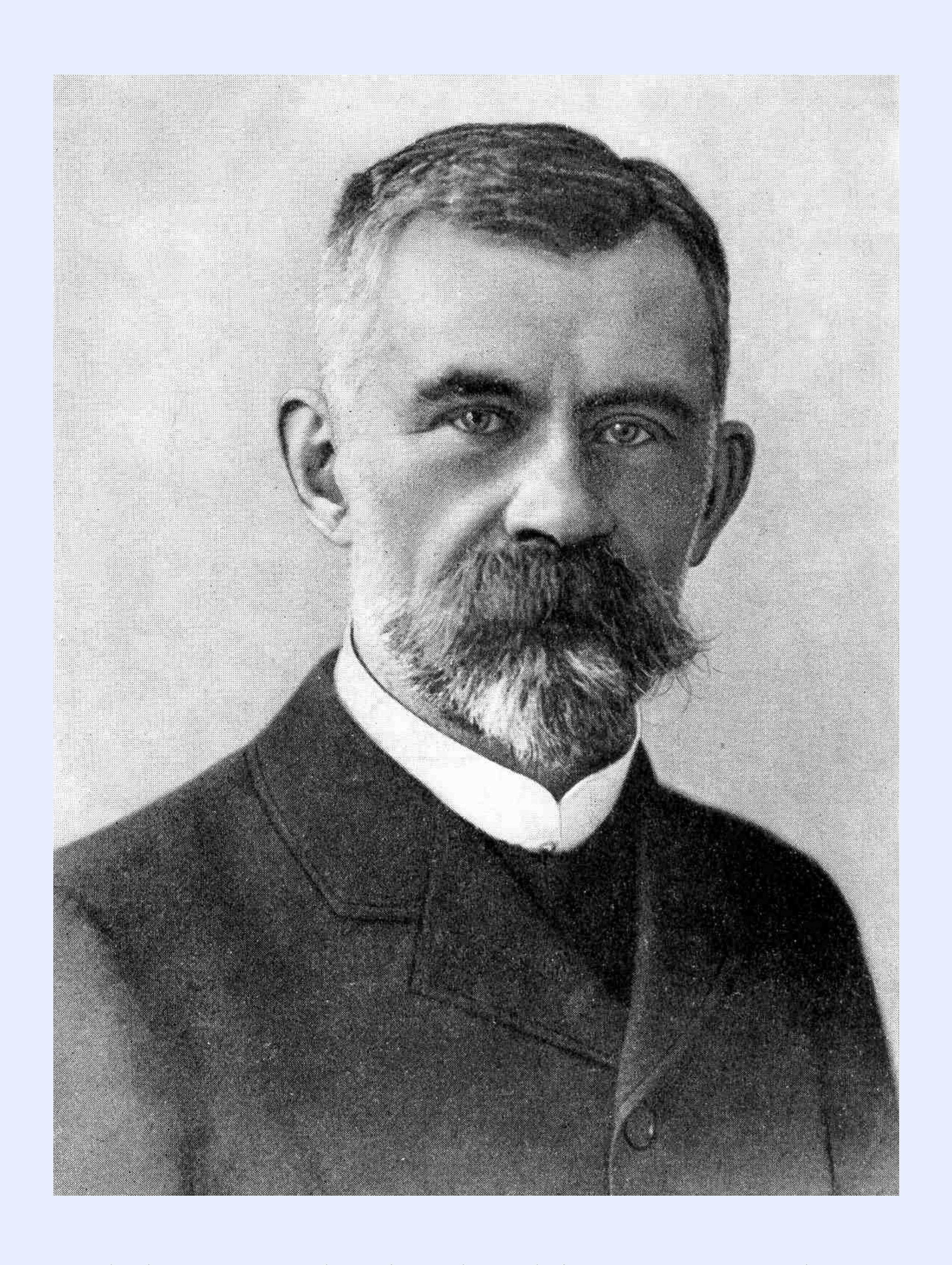
Agrikulturchemie im Mittelpunkt. Hermann beteiligte sich im Landeskulturrat an der Koordinierung der regionalen Landwirtschaftsvereine und organisierte über die Kreisvereine den Wissenstransfer in die landwirtschaftliche Produktion. König Friedrich August II. verlieh ihm am 7. Juni 1852 für Verdienste um die Landwirtschaft das Ritterkreuz des Albrechtsordens.

Dem sächsischen Landtag gehörte Hermann, seit 1842 Stellvertreter, ab 1853 an. Einer seiner Abgeordnetenkollegen war Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf.

1854 schlug Theodor Reuning dem hiesigen Kreisverein vor, auch in der Oberlausitz eine landwirtschaftliche Versuchsstation einzurichten. Nachdem das Innenministerium Bautzen als Standort abgelehnt hatte, stellte Hermann 1857 sein Rittergut Weidlitz zur Verfügung. Als wissenschaftlicher Leiter wurde Julius Lehmann gewonnen. Hermann stand dem Kuratorium vor. Mit dem Ziel, Landwirtschaft und Naturwissenschaften zu verbinden, gründeten die Weidlitzer Hermann und Lehmann zusammen mit Wissenschaftlern aus Möckern, Tharandt und Chemnitz, darunter Ernst Theodor Stöckhardt, 1858 die renommierte Zeitschrift „Die Landwirtschaftlichen Versuchs-Stationen“. Bis 1860 gehörte Hermann mit Theodor Reuning und Julius Adolph Stöckhardt dem Direktorium des „Aktienvereins zur Veredlung der Viehzucht“ an. Der auf sechs Jahre befristete Vertrag mit der Versuchsstation Weidlitz sollte um weitere sechs Jahre verlängert werden, als Hermann 1862 starb. Er wurde in der Familiengrabstätte auf dem Friedensberg nahe der Verbindungsstraße von Weidlitz nach Pannewitz beigesetzt.

Im Herrenhaus Weidlitz befand sich eine größere Zahl wertvoller Gemälde, darunter Porträts von Hermanns Urgroßvater Friedrich Philipp Lingke, seiner Großmutter Christiane Friederike Hermann und seinem Vater Friedrich Wilhelm Hermann. Die Bilder kamen nach 1945 in den Besitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und des Museums Bautzen und wurden 2010 restituiert.

Quellen: Gustav Adolf Poenicke: „Album der Rittergüter und Schlösser im Königreiche Sachsen“. 1859; Robert Heller: „Brustbilder aus der Paulskirche“. Mayer Leipzig, 1849; www.zhsf.uni-koeln.de; Heinrich Gerd Dade: „Die deutsche Landwirtschaft unter Kaiser Wilhelm II.“ Bd. 2, C. Marhold, 1913; Die Landwirtschaftlichen Versuchs-Stationen, Schönfeld, 1859; Annalen der Landwirtschaft in den Königlich Preußischen Staaten, Bd. 33–34, Wiegandt u. Hempel, 1859; Dresdner Adreß-Kalender, 1837; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft“. 1925; Mittheilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 1833; Cornelius Gurlitt: „Weidlitz“. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Bd. 32, 1908; Heinz Kurz: „Roscher, Wilhelm Georg Friedrich“. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, Duncker & Humblot, Berlin 2005, S. 39–41; Georg Müller: „Paul Hermann“. In: Sächsische Lebensbilder, Bd. 1, 1930



Friedrich Hesse: Erstes deutsches Zahnärztliches Institut vor 125 Jahren in Leipzig begründet. Pressemitteilung der Universität Leipzig, 22.04.2009, erschienen beim Informationsdienst Wissenschaft, http://idw-online.de

Hesse, Friedrich Ludwig (Louis)

Professor, Zahnmediziner in Leipzig
07.12.1849 Bischofswerda – 22.10.1906 Leipzig

V: Friedrich Wilhelm (*15.6.1817 Großröhrsdorf, †1.12.1897 Oberlößnitz), Dr. med., praktizierte in Bischofswerda, Bezirksarzt in Zittau; M: Auguste Louise geb. Großmann (*1824, †23.1.1885), Tochter des Tuchfabrikbesitzers Christian Gottlob Großmann; G: 5 Brüder und 6 Schwestern, darunter Hermann (*1844 Bischofswerda, nach Amerika ausgewandert), Richard (*13.9.1845 Bischofswerda, †23.1.1913 Radebeul, Dr. med., Arzt in Brooklyn, Kurarzt in Schweizermühle, Badearzt in Rosenthal, um 1900 leitender Arzt am Genesungsheim Fiedler- und Augustushaus Oberlößnitz), Walther (*27.12.1846 Bischofswerda, †19.7.1911 Dresden, Dr. med., Hygieniker und Bakteriologe), Marie (2.12.1852–15.10.1934, verh. mit Wilhelm August Schrader), Georg (*1865 Bischofswerda, †1931 Dresden, Direktor einer privaten chirurgischen Klinik in Dresden), zwei Geschwister verstarben früh; E: Mai 1883, Agnes geb. Thiersch (1863–1954, Tochter des Leipziger Universitätsrektors Carl Thiersch und Enkelin des Justus von Liebig); K: Johanna verh. Long (*28.2.1885 Leipzig, †11.3.1976 Leipzig, Mutter des Silbermedaillengewinners im Weitsprung Berlin 1936, Luz Long), Richard (*12.3.1886 Leipzig, †21.5.1958 Friedrichshafen, Dr. med. dent.), Agnes verh. Leclercq (*18.10.1888 Leipzig, †30.1.1973 Dresden), Karl (*16.1.1890 Leipzig, †10.9.1967 Löbau, Dr. med.), Kurt (*13.9.1894 Leipzig, †4.9.1914 Straßburg), Fritz (*19.7.1897 Leipzig, †26.12.1980 Mainz, Professor der Chirurgie Saarbrücken)

Hesses Vater praktizierte fast drei Jahrzehnte als Arzt in Bischofswerda. Ab 1859 betrieb er am Stadtrand ein Heim, in dem schwächliche Kinder Gesundheitsbetreuung und Schulunterricht erhielten. Das Ehepaar Hesse hatte auch viele eigene Kinder. Zusammen mit seiner Frau, einer Tochter aus der bekannten Tuchmacherdynastie Großmann, legte der Vater großen Wert auf eine gründliche Schulausbildung – mit bemerkenswertem Erfolg. Vier Söhne wurden Mediziner, drei Töchter erhielten eine Lehrerinnenausbildung am Freimaurerinstitut für Töchter in Dresden. Es war von der Loge zum „Goldenen Apfel“ gegründet worden. Vater Hesse war ab 1857 Mitglied der Dresdner Loge „Zu den drei Schwertern und Asträa zu grünenden Raute“.

Friedrich Hesse besuchte zunächst die Stadtschule Bischofswerda, wurde zuhause unterrichtet und wechselte mit 13 Jahren auf die Kreuzschule Dresden. 1868 begann er – wie schon seine Brüder Richard und Walther zuvor – ein Medizinstudium an der Universität Leipzig. Er unterbrach es, um 1870 als Einjährig-Freiwilliger während des Deutsch-Französischen Krieges in die Armee einzutreten. Nach dem Krieg setzte Hesse bei Christian Wilhelm Braune das Studium fort und erhielt nach seiner Approbation 1873 bei Wilhelm His eine Anstellung als Assistent am Anatomischen Institut. 1874 promovierte Hesse bei Professor His mit Untersuchungen „Ueber die Muskeln der menschlichen Zunge“. 1875 wurde er zum Prosektor ernannt. Hesse erhoffte sich von

der anatomischen Ausbildung, breit anwendbares Grundlagenwissen zu erwerben, v. a. im Hinblick auf eine angestrebte Chirurgenlaufbahn. Neben Braune und His gehörte auch der berühmte Physiologe Carl Ludwig zu seinen Förderern. Mit ihm führte er u. a. Experimente zur Mechanik der Herzbewegung durch. In einem Brief an den Bruder Walther Hesse schrieb Ludwig später, dass Friedrich Hesse unzweifelhaft die Befähigung zu einem Professor der Anatomie habe, er ihn aber trotzdem unterstützt, diese Laufbahn zugunsten der eines Zahnarztes aufzugeben. Das Jahr 1877 markierte den Höhepunkt der anatomischen Laufbahn Hesses. Er habilitierte sich zum Privatdozenten und unternahm eine Studienreise nach Paris zu Louis-Antoin Ranvier, bei dem er ein Vierteljahr am College de France arbeitete, und nach Straßburg zu Heinrich Wilhelm Waldeyer. 1879 erhielt Hesse eine Studienreise in die USA. Mit Hilfe seines Bruders Richard, Arzt in Brooklyn, knüpfte er Kontakte zu amerikanischen Zahnmedizinern. Besonders beeindruckte ihn das seinerzeit unvergleichlich reichhaltig ausgestattete Medical Department der Pennsylvanischen Universität. Er beschloss, sich der Zahnheilkunde zuzuwenden. In Abstimmung mit His und Ludwig entwickelte er Pläne für einen wissenschaftlichen Zahnheilkundeunterricht in Deutschland. 1880/1881 nahm Hesse mit Förderung durch die Albrechtstiftung unter Carl Thiersch einen zweijährigen Studienurlaub am New Yorker Dental College, wo er 1881 das Examen ablegte. Um den Aufenthalt zu finanzieren und Mittel für seine berufliche Zukunft zu erwerben, betrieb er im Hause seines Bruders eine Zahnarztpraxis. Die Kombination von in Leipzig erworbenen naturwissenschaftlichen Grundlagen und Ausbildung an neuesten technischen Einrichtungen und Materialien in den USA sollte sich später als entscheidende Voraussetzung für seine Karriere als Zahnmediziner erweisen. Hesse eröffnete im Februar 1882 eine erfolgreiche Zahnarztpraxis in Leipzig. Bei Dr. Klare bestand er im selben Jahr die deutsche zahnärztliche Prüfung.

Im Mai des Jahres 1883 heiratete Hesse Agnes Thiersch. Sein Schwiegervater war der bekannte Leipziger Chirurg Carl Thiersch (seit 1876 Universitätsrektor), dessen Vater wiederum, Friedrich Thiersch, ein bekannter Philologe. Die Schwiegermutter, Johanna Thiersch, war die zweitälteste Tochter des Justus von Liebig, eines der bedeutendsten deutschen Chemiker überhaupt.
Zu Hesses Schwägern gehörten der protestantische Theologe und Kirchenhistoriker Adolf von Harnack und der Historiker und Politiker Hans Delbrück. Carl Thiersch zählte neben Braune, His und Ludwig zu den wichtigsten Befürwortern der Einrichtung einer Lehrstätte für Zahnärzte in Leipzig. Im Jahre 1883 erhielt

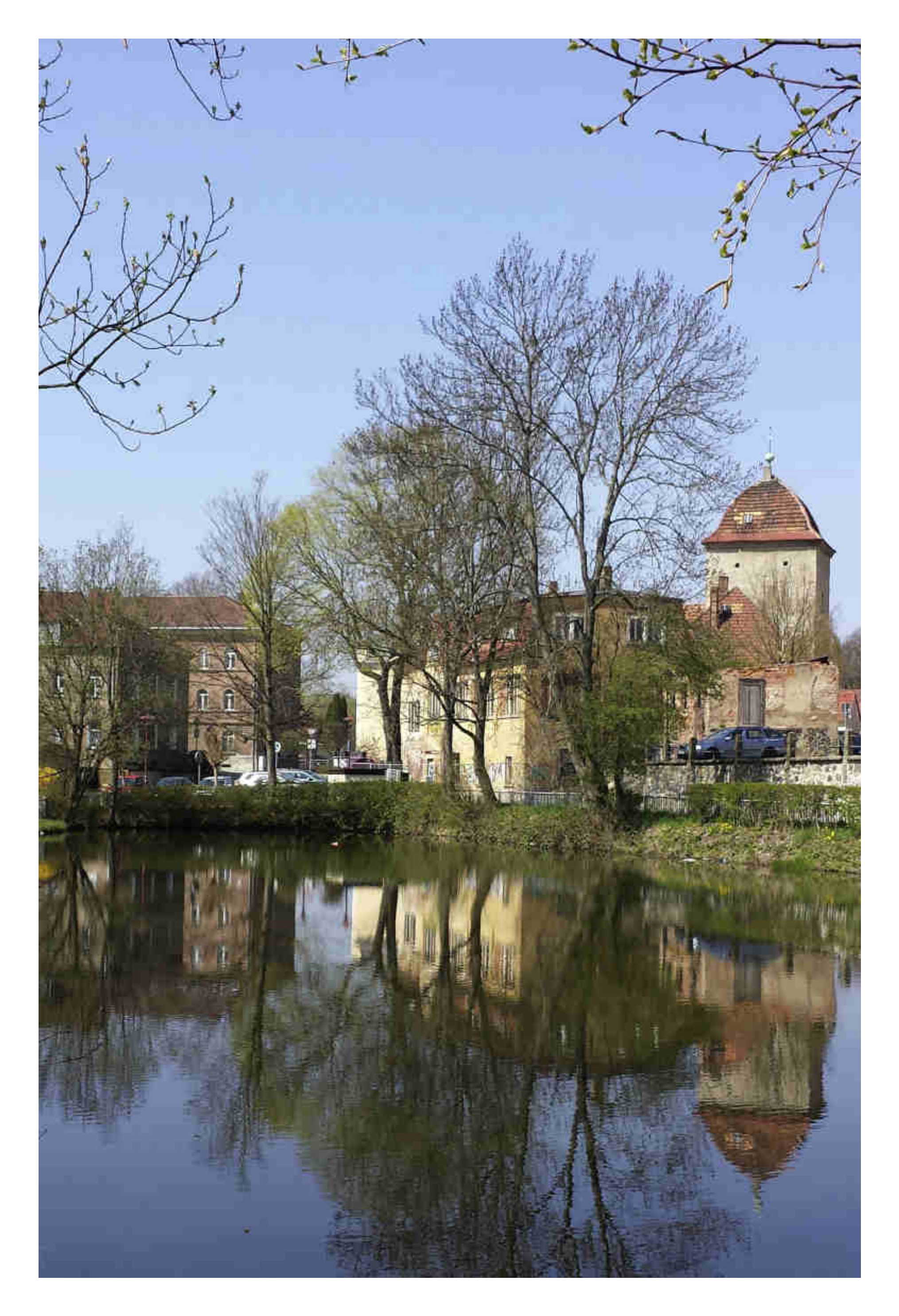
Hesse den Auftrag des Königlichen Ministeriums zur Konzeption von Status und Etat eines Zahnärztlichen Instituts an der Universität Leipzig. Es sollte sich – nach amerikanischem Vorbild – finanziell teilweise selbst tragen. Am 16. Oktober 1884 wurde es in Leipzig, Goethestraße 5, als erstes derartiges Institut in Deutschland eröffnet. Die Gründung war auch dank Pfarrer Friedrich Adolph Huth möglich geworden, der dafür in seinem Testament 15000 Mark gestiftet hatte. Hesse, seit dem 28. April 1884 außerordentlicher Professor, wurde zum Leiter des Instituts berufen. Das Institut hatte anfänglich nur 7 Studenten. Es erhielt zwar Fördermittel, befand sich aber nicht in direkter staatlicher Trägerschaft. Zu seinen Patienten zählten vorwiegend Arbeiter und Gewerbetreibende, die durch Studierende für geringes Entgelt bzw. kostenfrei behandelt wurden. Trotz vieler Probleme im Vorfeld war Hesse Leipzig treu geblieben, obwohl ihm inzwischen ein ehrenvolles Angebot als Gründungsdirektor eines Berliner Zahnärztlichen Instituts vorgelegen hatte. Hesse orientierte auf Zahnerhaltung und Kariesprophylaxe anstelle einer reinen Extraktionstherapie. Erstmals in Deutschland erhielten ab 1886 Mitglieder einer Ortskrankenkasse konservierende Behandlungen. Hesse bemühte sich sachsenweit um die Kariesprophylaxe an Schulen und den Schutz der Patienten vor überhöhten Honorarforderungen. Schon 1891 wurden in Chemnitz kostenlose Zahnuntersuchungen für Volksschüler eingeführt. Dieses soziale Engagement führte zu Auseinandersetzungen mit den Krankenkassen um die Übernahme der Kosten und belastete die Wirtschaftlichkeit seiner Zahnklinik. Hesse legte den Schwerpunkt auf Ausbildung (universitäre Anbindung) sowie auf praktische Tätigkeit. Für eigene wissenschaftliche Arbeit blieb wenig Raum. Er vertrat das (damals bereits unübliche) Prinzip eines einheitlichen Unterrichts, wonach der gesamte Unterricht der Person des Direktors unterstand. 1898 erfolgte die vollständige Übernahme durch die Universität. Hesse wurde als erster Lehrstuhlinhaber berufen. Steigende Studentenzahlen und die Notwendigkeit wissenschaftlicher Fundierung, aber auch zu geringe Eigenfinanzierung hatten diesen Schritt erforderlich gemacht. Hesse war von 1890 bis 1906 Vorsitzender des „Zahnärztlichen Vereins für das Königreich Sachsen", von 1891 bis 1900 erster Vorsitzender des „Zentralvereins Deutscher Zahnärzte" und Mitglied des Exekutivkomitees der „Féderation Dentaire Internationale". Die Konkurrenzsituation zwischen verschiedenen die Zähne behandelnden Berufsgruppen führte zu heftigen Standesauseinandersetzungen, in denen sich Hesse besonders aktiv engagierte. Jahrelang vergebliche, leidenschaftliche Bemühungen um die Gleichstellung der Zahnheilkunde mit der übrigen Medizin sowie ein Gerichtsstreit mit „Spezialärzten für

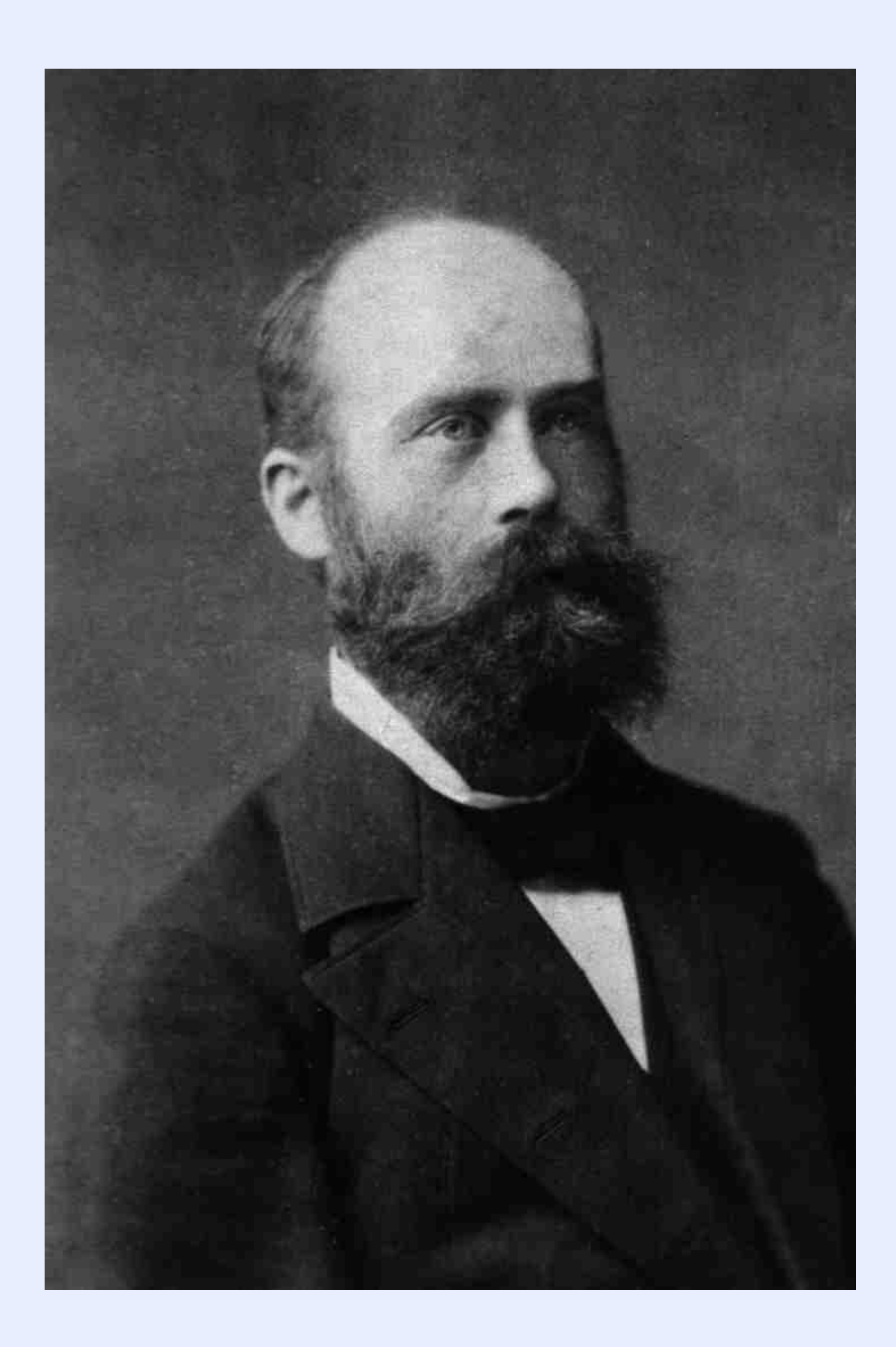
Zahn- und Mundkrankheiten" ohne zahnärztliche Approbation zehrten an seiner Gesundheit. Die universitären und staatlichen Stellen gewährten ihm dabei nur wenig Unterstützung. Hesse wurde depressiv und gab seine Privatpraxis auf. Am 22. Oktober 1906 wählte er den Freitod.

Hesse erwarb sich große Verdienste um eine optimale theoretische und praktische Ausbildung und um die zahnärztliche Versorgung der Bevölkerung. 1906 hatte das Leipziger Institut bereits 44 Studierende. Zu Lebzeiten wurde er mit Ehrenmitgliedschaften des Zentralvereins Deutscher Zahnärzte, der Leipziger Zahnärztlichen Gesellschaft, des Vereins für Mitteldeutschland und des Vereins Österreichischer Zahnärzte gewürdigt. Nach seinem Tod setzte die Verwirklichung seiner Ziele ein: 1909 erfolgte die Einführung einer neuen Prüfungsordnung mit dem Abitur als Vorbedingung für die Aufnahme des Zahnheilkundestudiums, 1910 die Einrichtung eines großzügigen Zahnärztlichen Instituts in der Nürnberger Straße und 1919 erhielten die Zahnmediziner ein eigenes Promotionsrecht. Das Vermächtnis Hesses wurde in Leipzig von Theodor Dependorf und Wilhelm Pfaff fortgeschrieben. Drei seiner Söhne schlugen eine medizinische Laufbahn ein, einer davon als Zahnarzt. In Jena wirkte Gustav Hesse, ein Sohn von Walther Hesse, von 1907 bis 1945 als Direktor des Zahnärztlichen Instituts in der Tradition seines Onkels und konnte 1921 die Anerkennung als Universitätsinstitut erreichen. Seit 1994 erinnert ein zweijährliches wissenschaftliches Friedrich-Hesse-Symposium für Studenten und junge Wissenschaftler an der Poliklinik für Konservierende Zahnheilkunde der Universität Leipzig an seine bedeutenden Leistungen. Aus Anlass des 125. Jahrestages der Gründung der Universitäts-Zahnklinik wurde im Jahre 2009 beschlossen, das „Zentrum für Orale Medizin" nach Friedrich Louis Hesse zu benennen. Die Arbeiten der Autoren zu den Brüdern Hesse im Biographischen Lexikon der Oberlausitz seit 2007, zu Walther Hesse auch in der Wikipedia und im Stadtwiki Dresden, wurden seither viele 1000 Mal gelesen und haben so die Erinnerung an die vergessenen Söhne Bischofswerdas geweckt. Im Jahre 2012 widmete ihnen der lokale Geschichtsverein an ihrem ehemaligen Wohnhaus eine Erinnerungstafel.

Hesses Geburtshaus in Bischofswerda (2. v. l. , Abb. rechts) mit Gondelteich und Fronfeste.

Quellen: Hannelore Schwann: „Friedrich Louis Hesse (1849–1906)". J. A. Barth, Leipzig, 1984; Klaus Kroszewsky: „Friedrich Louis Hesse: zum 100. Todestag am 22. Oktober 2006". In: Jubiläen, Leipzig, 2006, S. 143–148; Paul Schwarze: „Ein Gedenkblatt für Friedrich Louis Hesse". Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde, H. 12, 1906, S. 695–700; Marie Agnes Möbius (Kleinröhrsdorf, Enkelin von Hesse) und Dr. Dieter Möbius, Mitteilungen; Universität Leipzig, Pressemitteilungen; Gerold Rüdiger Heckert: „Odontologie im numismatischen Spiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der Zahnheilkunde". Inaug.-Diss., Justus-Liebig-Universität Gießen, 2006





Hesse, Walther

Dr. med., Bakteriologe und Hygieniker
27.12.1846 Bischofswerda – 19.07.1911 Dresden

V: Friedrich Wilhelm (*15.6.1817 Großröhrsdorf, †1.12.1897 Oberlößnitz), Dr. med., praktischer Arzt in Bischofswerda und Bezirksarzt in Zittau; M: Auguste Louise geb. Großmann (*1824, †23.1.1885), Tochter des Bischofswerdaer Tuchfabrikbesitzers Christian Gottlob Großmann; G: 5 Brüder und 6 Schwestern, Hermann (*1844 Bischofswerda, Kaufmann, nach Amerika ausgewandert), Richard (*13.9.1845 Bischofswerda, †23.1.1913 Radebeul, Dr. med. 1869 in Leipzig, Arzt in Brooklyn, Long Island College Hospital, St. Mary‘s Hospital für Frauen, Kurarzt in Schweizermühle, ab 1885 Badearzt in Rosenthal, um 1900 leitender Arzt am Genesungsheim Fiedler- und Augustushaus Oberlößnitz, verh. mit Ida geb. Cassebeer aus Hastings-On-The-Hudson, New York), Elise, Friedrich Louis (*7.12.1849 Bischofswerda, †22.10.1906 Leipzig, Professor und Gründer der Universitätszahnklinik Leipzig), Anna, Marie (2.12.1852–15.10.1934, verh. mit Wilhelm August Schrader), Hulda, Ida, Emma († mit sechs Monaten), Georg († mit zwei Wochen), Georg (*1865 Bischofswerda, †1931 Dresden, Direktor einer privaten chirurgischen Klinik in Dresden); E: 16.5.1874 Genf, Fanny Angelina geb. Eilshemius (*22.6.1850 New York, †1.12.1934 Dresden); K: Friedrich Henry (9.2.1875–3.8.1960, Dr. med., Orthopäde und Chirurg, Chefarzt des Waldsanatoriums Blasewitz), Gustav (*24.12.1876 Schwarzenberg, †1.4.1945, Professor, Direktor der Universitätszahnklinik Jena), Walter (*25.3.1879 Schwarzenberg)

Die medizinische Berufslaufbahn hatte bei den Hesses Tradition. Der Vater, Friedrich Wilhelm Hesse, ließ sich 1842 als praktischer Arzt in Bischofswerda nieder, wo er von 1845 bis 1846 die Arbeiter am Bau der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahntrasse betreute. Von 1871 bis 1892 amtierte er als Bezirksarzt in Zittau. Hesse sen. stammte ursprünglich aus Großröhrsdorf, wo wiederum sein Vater „kleine Chirurgie“ praktiziert und ein Großvater als Wundarzt gearbeitet hatten. Friedrich Wilhelm Hesse war der erste akademisch ausgebildete Mediziner seiner Familie. Er stand am Anfang einer bedeutenden Ärztedynastie, so gründete Friedrich Louis Hesse, ein Bruder Walthers, die Universitätszahnklinik Leipzig.

Walther Hesses Eltern hatten 1843 geheiratet. Die Praxis des Vaters war aber zunächst wirtschaftlich nicht sehr erfolgreich und auch die Eltern der Mutter konnten aus den Erträgen ihrer Tuchfabrik kaum Hilfe leisten. Erst mit der Betreuung des Eisenbahnbaus besserte sich die Lage. Die Familie wohnte Ende der 1840er Jahre mit drei Söhnen und einer Tochter mietfrei in einem Haus der Schwiegereltern. 1849 kaufte der Vater ein Haus mit Garten am damaligen Stadtrand, weil er hoffte, dass seine Kinder hier gesünder aufwachsen würden. Ein Angebot des Schwiegervaters, den jüngsten Sohn, Walther, in Pflege zu nehmen, wurde abgelehnt. Zusammen mit den Söhnen des Superintendenten Heinrich August Lehmann erhielten die Jungen Privatunterricht.



Blick entlang der historischen Stadtgrenze von Bischofswerda zum heutigen Stadtbad: Links zu sehen ist die Silhouette der Fronfeste am ehemaligen Dresdner Tor. Rechts im Bild befindet sich das Wohnhaus der Familie Hesse. Es wurde von Hesses Vater 1849 einschließlich Garten erworben und 1859 als Heim für schwächliche Kinder eingerichtet.

Später besuchte Walther die Kreuzschule in Dresden. Die drei Schwestern Elise, Marie und Ida wurden am Freimaurer-Institut für Töchter in Dresden zu Lehrerinnen ausgebildet. Es war von der Loge „Zum goldenen Apfel“ gegründet worden. Der Vater Hesse gehörte seit 1857 der Freimaurer-Loge „Zu den drei Schwertern und Asträa zu grünenden Raute“ in Dresden als Mitglied an, später in Zittau der Loge „Friedrich August zu den 3 Zirkeln“.

Walther Hesse ging 1866 wie sein älterer Bruder Richard und zwei Jahre später der jüngere Bruder Friedrich Louis zum Medizinstudium an die Universität Leipzig. Er meldete sich 1867 freiwillig zum einjährigen Militärdienst und promovierte 1870 am Pathologischen Institut bei Professor Ernst L. Wagner. Hesse nahm 1870/71 als Feldassistenzarzt am Deutsch-Französischen Krieg teil, darunter an den Schlachten um Gravelotte und St. Privat. Hier begann sein soziales Engagement. Hesse kritisierte die medizinische Versorgung der Truppen, die hygienischen Bedingungen und machte Verbesserungsvorschläge. Das aktive Eintreten für soziale Fragen blieb charakteristisch für sein weiteres Berufsleben. Die erste international bekannte Arbeit war ein Ergebnis seiner Tätigkeit als Schiffsarzt auf der New York - Linie. Professor Gavingel aus Le Havre bezeichnete Hesses Erkenntnisse zur Seekrankheit als erste wissenschaftliche Arbeit zu dieser Thematik überhaupt, die „Zittauer Medizinische Gesellschaft“ zeichnete ihn dafür aus. Nach einer Assistenz an der Heil- und Pflegeanstalt Pirna

arbeitete Hesse von 1874 bis 1877 als praktischer Arzt in Zittau. Zusammen mit seinem Vater, dem dortigen Bezirksarzt, bemühte er sich um die Schaffung gesunder Lernbedingungen für Schüler, z. B. durch systematisches Lüften von Schulräumen. 1874 trat Hesse der Dresdner Freimaurer-Loge „Zum goldenen Apfel“ bei.

Hesse hatte seine spätere Ehefrau, Angelina Eilshemius, 1872 in New York kennen gelernt, als er seinen Bruder Richard besuchte und dieser ihn in die Eilshemius-Familie einführte. Sein späterer Schwiegervater, Henry Gottfried Eilshemius, war ein wohlhabender Kaufmann holländischer Abstammung und 1842 von Emden in die USA eingewandert. Dessen Ehefrau, Cecile Elise (*1824) aus Lugano, war schweizerisch-französischer Abstammung aus der Familie des Malers Leopold Robert (vermutlich dessen Cousine, andere Quellen sprechen von Tochter und Vater). Im Alter von 15 Jahren wurde Angelina auf eine Schule in die Schweiz geschickt. Als sie mit ihren Eltern erneut Europa besuchte, kam sie nicht nur in die Schweiz, sondern auch nach Dresden, wo sie Walther wiedertraf. Die Hochzeit fand 1874 in der Schweiz statt. Gleichzeitig heiratete ihre Schwester Cecilie Eugenie einen Neffen des schweizerisch-amerikanischen Zoologen und Paläontologen Louis Agassiz. Die künstlerisch talentierte Angelina war in den Folgejahren nicht nur Hausfrau und Mutter, sondern stand Walther z. B. auch mit äußerst präzisen Zeichnungen zur Seite. Neben Angelina wurde v. a. ihr Bruder Louis Eilshemius als Maler bekannt. Mehrere Familienmit-



Hesse arbeitete eng mit seiner Frau Fanny Angelina zusammen. Das Augenmerk galt vorrangig den Infektionskrankheiten. Rasch wachsende Bevölkerungszahlen in den Städten und eine unzureichende Wasserver- und Abwasserentsorgung waren im 19. Jahrhundert mitverantwortlich für die bedrohliche Zunahme von Infektionen. Die Hesses haben wesentliche Beiträge zum Verständnis ihrer mikrobiologischen Grundlagen und mit Arbeiten zur Hygiene zu ihrer Bekämpfung geleistet.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tabellen zur Reduction eines Gasvolumens
auf 0° Temperatur und 760mm Luftdruck
nach
Dr. med. Walter Hesse,
Königlicher Bezirksarzt in Schwarzenberg i. S.
gr. 4. geh. Preis 3 Mark.

Anzeige des Verlags Friedrich Vieweg und Sohn in der Jenaer Literaturzeitung Nr. 34, 1879.

glieder waren zeitweise in Dresden ansässig. Louis besuchte die Realschule, sein Bruder Fritz Emil studierte bis 1879 an der TH und ihr Vater war wie Edmund Friedrich Mitglied im Dresdner Verein für Erdkunde unter dem Vorsitz von Sophus Ruge.

Als Bezirksarzt in Schwarzenberg von 1877 bis 1890 war Hesse für 83 Gemeinden verantwortlich. Um seine Kenntnisse in der Arbeits- und Umwelthygiene zu vertiefen, nahm er sich 1878/79 einen Studienurlaub bei Max von Pettenkofer in München. Hesses Weiterentwicklung von Pettenkofers Methode zur quantitativen Bestimmung des Kohlendioxidgehalts der Luft fand später Aufnahme im Übersichtswerk „Gasanalytische Methoden" von Walther Hempel. In Schwarzenberg lernte Hesse die Schattenseiten des Bergbaus kennen. Er untersuchte mit dem Bergarzt Friedrich Hugo Härting die „Schneeberger Bergkrankheit". Bei durchschnittlich 650 beschäftigten Bergleuten waren 150 an dieser Krankheit im Zeitraum von 1869 bis 1877 gestorben. Chronische Lungenerkrankungen bei Bergleuten kannte man schon seit dem späten 15. Jahrhundert, 1567 wurden sie erstmals von Paracelsus beschrieben, der zunächst unter dem Begriff „Bergsucht" unterschiedliche Krankheiten zusammenfasste. Im Schneeberger Revier erkrankten sehr häufig junge Bergleute, die nach wenigen Monaten oder Jahren starben. Für dieses Krankheitsbild wurde der Begriff „Schneeberger Bergkrankheit" geprägt. Mithilfe von Sektionen erkannten Hesse, selbst ausgebildeter Pathologe, und Härting die Bergkrankheit als Lungenkrebs. Es war das erste Mal, dass eine innere Krebserkrankung auf berufsbedingte äußere Einflüsse zurückgeführt wurde. Aufgrund fehlender Kenntnisse zur Radioaktivität nahm man damals an, dass Arsen die wesentliche Krankheitsursache sei. Hesse war im

Rahmen der Zusammenarbeit mit Härting für die Untersuchung der Arbeitsbedingungen in den Bergwerken zuständig. Während seiner Tätigkeit im Erzgebirge wandte er sich aktiv gegen die miserablen Arbeits- und Lebensbedingungen der einfachen Leute. Sein besonderes Augenmerk galt der Luftqualität, insbesondere der Belastung mit Kohlendioxid und Staub. In den Steinkohlebergwerken des Zwickauer Reviers analysierte Hesse die klimatischen Verhältnisse. Er unterbreitete Verbesserungsvorschläge, um die damals noch zur Arbeit herangezogenen Kinder besser zu schützen.

In seiner ärztlichen Berufspraxis war bei Hesse die Überzeugung gewachsen, dass Bakterien die Ursache vieler Erkrankungen sein könnten. Bald wurde die Bakteriologie zu seinem Arbeitsschwerpunkt. International zählen Hesse und seine Ehefrau heute zu den Wegbereitern der modernen Mikrobiologie. 1881/82 nahm er sich während der Schwarzenberger Zeit einen Forschungsurlaub am „Kaiserlichen Gesundheitsamt“ bei Robert Koch. Die Einführung fester Nährböden für Bakterienkulturen in Kochs Labor gilt als Geburtsstunde der modernen Mikrobiologie. In Flüssigkulturen lassen sich Bakterienarten nicht zuverlässig genug trennen. Die von Koch zunächst als Nährbodenverfestiger verwendete Gelatine wies jedoch prinzipielle Nachteile auf: Nährböden auf Gelatinebasis verflüssigen sich üblicherweise schon bei Temperaturen über 28° – viele Bakterienstämme benötigen aber ca. 37° für ein optimales Wachstum. Außerdem können viele Bakterien Gelatine verwerten. Hesse informierte Koch über eine bahnbrechende Idee seiner Ehefrau. Angelina kannte für ihre Puddings und Gelees Rezepte, bei denen die für Gelatine bekannten Probleme nicht auftraten – sie hatte sie noch in New York von einem holländischen Immigranten aus Java erhalten. Das aus Meeralgen gewonnene Agar-Agar geliert nach einmaligem Aufkochen beim Abkühlen unter 44° und wird auch bei erneuter Erwärmung nicht wieder flüssig. Zudem sind die meisten Bakterien nicht in der Lage, die Polysaccharide des Agar zu verwerten. Die



Rote Blutkörperchen auf Agar-Agar, links mit Staphylokokken infiziert, rechts mit Streptokokken. Blutagar ist als Nährboden von Bedeutung für die Diagnostik von Bakterien, die rote Blutkörperchen durch Hämolyse zersetzen, wie z. B. Malariaerreger. Quelle: National Cancer Institute der USA, Bill Branson, Wikimedia Commons, Public Domain.

Substrate konnten damit sterilisiert und Bakterienkulturen auch über lange Zeit reproduzierbar untersucht werden. Robert Koch zitierte in seiner berühmten und später seinen Nobelpreis mitbegründenden Rede „Die Ätiologie der Tuberkulose“ von 1882 zur erstmaligen Identifikation des Tuberkulosebakteriums gelierte und speziell präparierte Blutseren als Nährböden und erwähnte Agar nur am Rande, die Hesses gar nicht. Agar-Agar erwies sich aber seitdem als so erfolgreich, dass es aus der Bakteriologie nicht mehr wegzudenken ist. Die Ideengeberin blieb lange unbekannt.

Es ist das Hauptverdienst der Hesses, Agar in die bakteriologische Praxis eingeführt zu haben. Von seiner Frau unterstützt, setzte Walther Hesse die Forschungen auf diesem Gebiet auch in den Folgejahren in Schwarzenberg fort. Dabei gelten v. a. seine Beiträge



Hesses Villa in Dresden-Strehlen, Julius-Otto-Straße 11.

zur quantitativen Bestimmung der bakteriellen Belastung von Luft und Wasser, aber auch zu Infektionskrankheiten wie Typhus und Cholera als bedeutsam. 1885 verfasste er gemeinsam mit seinem Bruder Richard, inzwischen Kur- und Badearzt in Schweizermühle bzw. Rosenthal, die Schrift „Über Züchtung der Bacillen des malignen Oedems“.

1890 wurde Hesse als Bezirksarzt nach Dresden-Strehlen berufen. Zu seinem Verantwortungsgebiet gehörten in den Folgejahren mehrere Amtsgerichtsbezirke bis Tharandt und Radeberg. Ihre Söhne schickten die Hesses auf das Vitzthum-Gymnasium (vgl. Artikel zu Julius Lehmann). Hesse erwarb sich auch in Dresden große Verdienste um die moderne Hygiene und hat weiter zu den Grundlagen der Bakteriologie beigetragen. Er führte Desinfektionsverfahren ein und förderte das Impfwesen. Seine Erfahrungen aus der Praxis publizierte er vielfach in angesehenen wissenschaftlichen Zeitschriften und er hielt Vorträge vor der „Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden“. Hesse blieb gegenüber Neuerungen stets aufgeschlossen und übernahm rasch die Petrischale, um die Bakterien nicht in, sondern auf Agar zu ziehen. Besonders den Kindern und ihren Krankheiten galt seine Aufmerksamkeit. Er schrieb: „Unter den Krankheiten, die Leben und Gesundheit der Säuglinge bedrohen, nehmen die Erkrankungen des Verdauungsap-

Bibliografie

„Ueber das Verhalten des Epithels beim acuten Katarrh des Darmcanals: auf Grund im pathologisch-anatomischen Laboratorium des Herrn Prof. Dr. Wagner angestellter Experimente", Dissertation, Universität Leipzig, 1870
„Ein Beitrag zur Seekrankheit", Archiv für Heilkunde 15, 1873, S. 130
& FH Härting, „Der Lungenkrebs, die Bergkrankheit in den Schneeberger Gruben", Vierteljahresschr. f. gerichtl. Med. und öff. Gesundheitswes., 1879
„Tabellen zur Reduction eines Gasvolumens auf 0° Temperatur und 760mm Luftdruck", Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig, 1879
„Bestimmungen des Gewichtes und Messungen der Körperlänge bei einem Kinde im ersten und zweiten Lebensjahre", Archiv für Gynäkologie, 1881, H. 1
„Quantitative Staubbestimmungen", Analytical and Bioanalytical Chemistry, 1882, Springer
„Anleitung zur Bestimmung der Kohlensäure in der Luft, nebst einer Beschreibung des hierzu nöthigen Apparates", Eulenberg's Vierteljahresschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen
& Menzel, „Untersuchungen über die klimatischen Verhältnisse in den Steinkohlewerken des Zwickauer Reviers", Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen Sachsen, 1882
„Über Abscheidungen von Mikroorganismen aus der Luft", Deutsche med. Wochenschrift, Nr. 2, 1884
& R. Koch, „Zur Bestimmung der in der Luft enthaltenen Mikroorganismen", Analytical and Bioanalytical Chemistry, 1885, Springer
& R. Hesse, „Über Züchtung der Bacillen des malignen Oedems", Deutsche med. Wochenschrift, Nr. 14, 1885
„Ueber Wasserfiltration", MM&I, 1886, Springer
„Zur quantitativen Bestimmung der Keime in Flüssigkeiten", MM&I, 1888, Springer
„Unsere Nahrungsmittel als Nährböden für Typhus und Cholera", MM&I, 1889, Springer
„Ueber Sterilisirung von Kindermilch", MM&I, 1890, Springer
„Ueber die gasförmigen Stoffwechselproducte beim Wachsthum der Bakterien", MM&I, 1890, Springer
„Ein neues Verfahren zur Züchtung anaërober Bacterien", MM&I, 1892, Springer
„Ueber Aetiologie der Cholera", MM&I, 1893, Springer
„Ueber den Einfluss der Alkalescenz des Nährbodens auf das Wachsthum der Bakterien", MM&I, 1893, Springer
„Zur Diagnose der Diphtherie", MM&I, 1894, Springer
„Die Petri'sche Doppelschale als feuchte Kammer", MM&I, 1894, Springer
„Ueber die Beziehungen zwischen Kuhmilch und Cholerabacillen", MM&I, 1894, Springer
„Ueber Gasaufnahme und -abgabe von Culturen des Pestbacillus", MM&I, 1897, Springer
„Ueber den Bakteriengehalt im Schwimmbassin des Albertbades zu Dresden", MM&I, 1897, Springer
„Die Typhusepidemie in Löbtau im Jahre 1899", MM&I, 1899, Springer
„Ein neues Verfahren zur Züchtung des Tuberkel-Bacillus", MM&I, 1899, Springer
„Ueber einen neuen Muttermilchersatz: Pfund's Säuglingsnahrung", MM&I, 1900, Springer
„Ist der Nährstoff heyden bakterienhaltig?", European Food Research and Technology, 1901, Springer
„Zur quantitativen Bestimmung der Wasserkeime", Centralblatt für Bakteriologie, 1902
& Niedner, „Zur Methodik der bakteriologischen Wasseruntersuchung", MM&I, 1902, Springer
„Ueber die Abtödtung der Tuberkelbacillen in 60° C. warmer Milch", MM&I, 1903, Springer

MM&I: Medical Microbiology and Immunology, zu Hesses Zeit: „Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten, medizinische Mikrobiologie, Immunologie und Virologie", gegründet von Robert Koch

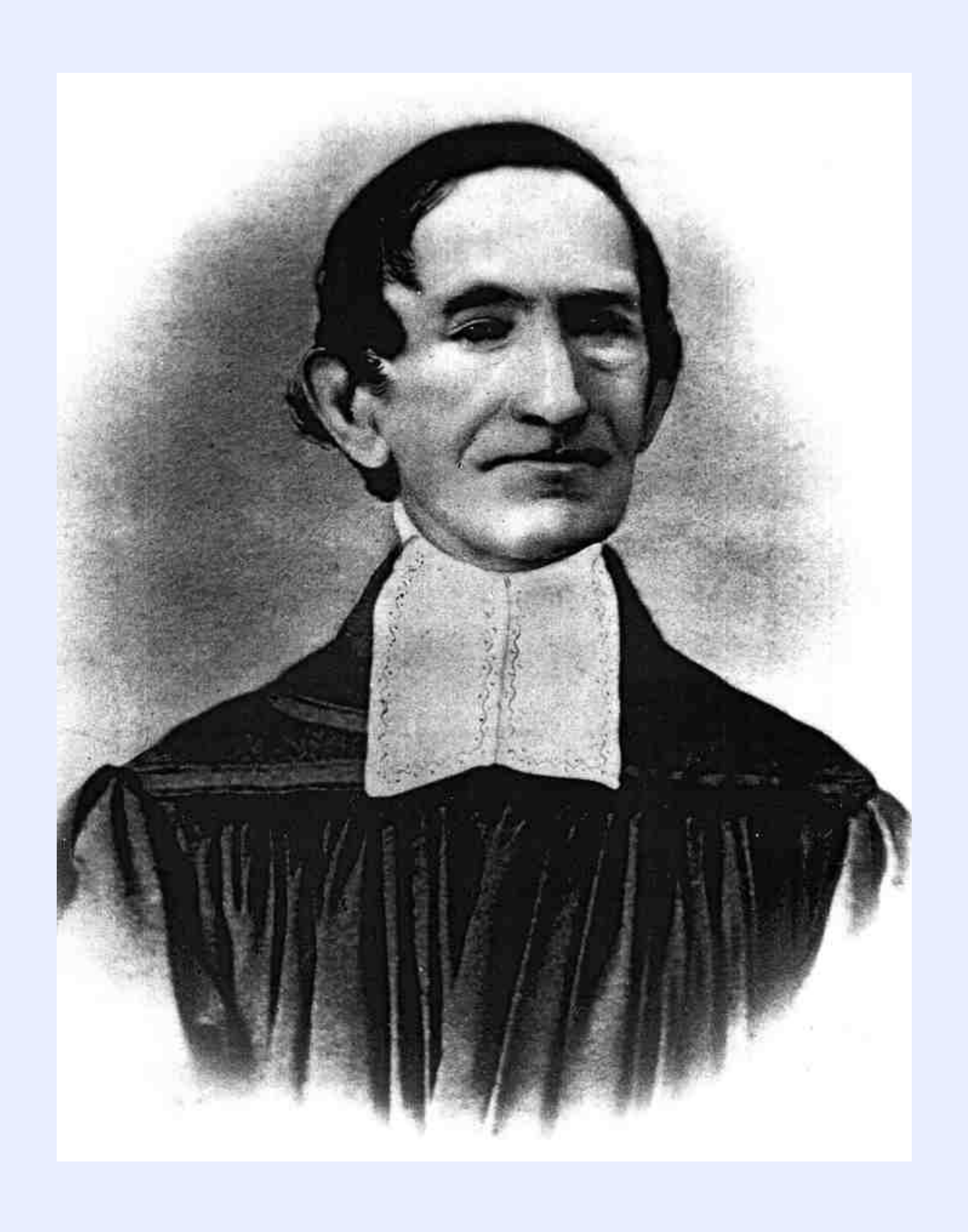
paratates die hervorragendste Stellung ein. Die Bedrohung ist um so grösser, je jünger die Säuglinge sind.“ Seine Arbeit „Ueber Sterilisirung von Kindermilch“ (1890) schuf die Grundlage zur Einführung der Pasteurisierung von Kindermilch in Pfunds Molkerei. 1893 berichtete er in der Festschrift anlässlich des 50-jährigen Doktorjubiläums seines Vaters in Zittau „Ueber Milchsterilisirung im Grossbetriebe“. Der Ausbruch von Typhus-, Diphtherie- und Cholera-Epidemien in der Region Dresden ließ Hesse die mikrobiologischen Grundlagen dieser Krankheiten im Labor untersuchen, er analysierte den Bakteriengehalt im Dresdner Albertbad und verfasste Hygienevorschriften. Zur Thematik öffentliche Gesundheit unternahm Hesse 1899 eine Studienreise nach Norddeutschland, England und den USA. Dabei galt sein Hauptinteresse den dortigen Wasser- und Abwasseranlagen. Hesse führte seine wissenschaftlichen Untersuchungen in seinem Zuhause in der Strehlener Julius-Otto-Straße sowie in einem ihm zur Verfügung gestellten Laboratorium an der Technischen Hochschule Dresden durch. Hier und im „Laboratorium für Anorganische und Analytische Chemie“ der TH arbeitete Hesse eng mit Professor Walther Hempel zusammen. Er bemühte sich außerdem gemeinsam mit der Chemischen Fabrik Heyden Radebeul um eine industrielle Herstellung von Agar-Agar, und er entwickelte verschiedene Variationen für spezielle Anwendungen, z. B. zur Bestimmung der Keimzahl in Trinkwasser und Milch. 1901 wurde Hesse Mitglied der „Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS“ unter Hempels ehemaligem Schüler Fritz Foerster. Gustav Hesse untersuchte auf Anregung seines Vaters in Dresden vor der Berufung nach Jena die Herstellung von Nährböden zur Bakterienzüchtung. Hesses Laboratorium an der TH wurde nach seinem Tod aus Angst vor einer bakteriellen Verunreinigung abgebrannt. Die Erben verkauften das Haus in Strehlen um 1918 und Angelina zog in die Winckelmannstraße. In der nahe gelegenen Lüttichaustraße und später im privaten „Südsanatorium“ in der Schnorrstraße 82 praktizierte ihr Sohn Friedrich Henry.

Hesses Leistungen sind mit der Ernennung zum „Geheimen Medizinalrat“ gewürdigt worden. Sein Vermächtnis wurde durch seine Kinder und Enkelkinder fortgeführt, von denen viele die ärztliche Berufslaufbahn eingeschlagen haben.

Das Wandgrabmal der Familie Hesse (rechts) von Arnold Kramer auf dem Friedhof Radebeul-Ost zeigt die Eltern mit Walther und seinen 9 erwachsenen Geschwistern. Drei Grabtafeln, davon eine seitlich angebrachte, erinnern an 14 Familienangehörige, darunter Walther, sein Bruder Richard und seine Schwester Marie, seine Frau Angelina und die beiden Söhne Friedrich und Gustav.



Quellen: S. 412 ff.



Karl Traugott Kanig (Quelle: Gabriele Hollborn, Ururenkelin von Kanig).

Kanig, Karl Traugott

Pfarrer und sorbischer Liederdichter in Klix
auch: Konik, Korla Bohuwjer
29.07.1804 Hochkirch – 24.10.1878 Klix

V: George Gotthelf (*8.11.1782 Hochkirch, †11.4.1848 Hochkirch); M: Margarethe geb. Schuster (aus Kubschütz, †1859 Hochkirch); G: Johanna Carolina (*31.12.1805 Hochkirch), George Gotthelf (*12.8.1807 Hochkirch, †1807 Hochkirch), Anna Maria (*28.11.1809 Hochkirch, †1811 Hochkirch), Johann August (*29.11.1811 Hochkirch, †18.12.1834 Leipzig, Gymnasium Bautzen, Theologiestudium in Leipzig), Maria Christiana (*30.11.1813 Hochkirch, †1813 Hochkirch), Maria Christiana (*30.9.1815 Hochkirch), Johann Ernst (*13.5.1818 Hochkirch, Gymnasium Bautzen, Sprachübungen bei Jan Arnost Smoler, Theologie- und Medizinstudium in Leipzig, Dr. med., Gerichtsarzt in Weißenberg), George Gotthelf (*5.12.1824 Hochkirch); E: (1) 21.9.1830 Kleinwelka, Juliane Charlotte geb. Wannack (*8.6.1809 Kleinwelka, †10.4.1851 Klix, Tochter des Gutsverwalters Georg Wannack aus der Brüdergemeine Kleinwelka), (2) 20.7.1855 Klix, Mathilde Caroline verw. Hallensleben geb. Kanig (*24.7.1812 Löbau, †6.1.1889 Radebeul, Tochter von Carl Benjamin Kanig, Apotheker in Löbau, erste Ehe mit Ernst Wilhelm Gottfried Hallensleben, Kaufmann in Sondershausen); K: Alwin Theodor (*28.9.1834 Klix, †18.4.1876 Gablenz, Pfarrer), Karl Otto Georg (*23.1.1845 Klix, †1910 Kleinzschachwitz, Oberpfarrer in Pulsnitz)

Kanig wurde als erstes Kind einer alteingesessenen Krämerfamilie in Hochkirch geboren. Er wuchs im vom Vater gebauten Haus „GGK 1807“ in der Blutgasse auf. Als kleines Kind wäre er fast im brennenden Zuhause ums Leben gekommen, später nochmals bei einem Unfall in der Scheune. Die streng altlutherischen Eltern sahen in der knappen Rettung ein Zeichen Gottes, dass er mit dem Kind noch Großes plant, was später den Lebensweg des Sohnes entscheidend beeinflussen sollte. Zu den einschneidenden Ereignissen in jungen Jahren zählte auch der Befreiungskrieg gegen Napoleon. Wiederholt zogen unterschiedliche Truppenverbände durch den Ort. So weilte der Kaiser selbst in der Nacht vom 4. zum 5. September 1813 in Hochkirch und schlief im Pfarrhaus, während die Bauerngüter in der Umgebung brannten. Um später Theologie studieren zu können, ging Kanig nach Bautzen auf das Gymnasium. Wegen finanzieller Probleme der Eltern musste er die Schule zwischenzeitlich unterbrechen und eine kaufmännische Lehre aufnehmen. Auf dem Gymnasium begeisterte ihn Rektor Karl Gottfried Siebelis derart für alles Lateinische, dass sich Kanig auch später noch dieser Sprache wiederholt bediente. Von 1824 bis 1827 studierte er Theologie in Leipzig, wo er der Lausitzer Predigergesellschaft angehörte.

Nach dem Studium begann Kanig als Hilfsprediger in seiner Heimatgemeinde Hochkirch. Hier erwarb sich zu jener Zeit Pfarrer Michael Möhn



Vom Fuß des Turms der Kirche in Hochkirch führt die Blutgasse ins Tal in Richtung Pommritz. Sie erinnert an die Schlacht zwischen Preußen und Österreich, die im Jahre 1758 17000 Tote forderte.

große Verdienste um die Gleichberechtigung der sorbischen Sprache an Schulen und die Verbreitung sorbischen Liedguts. 1829 wurde Kanig als Pfarrer nach Uhyst/Spree berufen. Das Pfarramt Uhyst stand seinerzeit unter dem Patronat der Herrnhuter Brüdergemeine und Kanig fand in dem Grafen Dohna auf Mönau einen väterlichen Freund und Berater. Kanig wird den „erweckten sorbischen Pastoren“ zugerechnet. Die Erweckungsbewegung, auch Neupietismus genannt, der sorbischen Lutheraner stellte eine spezielle Variante des Spätpietismus dar. Kanigs Heimat, die Gegend um Hochkirch, war seinerzeit ein Zentrum dieser sorbischen pietistischen Bewegung, die sich auch um die Verbreitung religiöser Schriften im Volke bemühte. Als Pfarrer von Uhyst hielt Kanig sonntagsabends Missionsstunden im Sinne der Herrnhuter Brüdergemeine und Gläubige kamen von weit her, um daran teilzunehmen.

Nachdem Heinrich LXIII. Prinz Reuß zu Köstritz, Herr auf Spreewiese,



Kirche in Uhyst.

Klipphausen und Klix, eine Predigt von Kanig in Uhyst gehört hatte, bot er diesem 1834 die vakante Stelle in Klix an. Diakon war hier der liberale Handrij Zejler, der Wunschkandidat der Gemeinde. Kanig ging sein pietistischer Ruf voraus und die Klixer Gemeinde stellte sich zunächst vehement gegen ihn. Nach Kanigs Berufung wechselte Zejler als Pfarrer nach Lohsa. Das Diakonat wurde von Kanig bis 1840 mit übernommen, weil nach dem Großbrand von 1830 Geld gespart werden musste. Dank der Unterstützung der Familie Reuß konnte Kanig, der mehr als vier Jahrzehnte in Klix wirken sollte, mit der Zeit das Vertrauen seiner Gemeinde gewinnen. Im August 1834 gehörte er zu jenen 18 evangelischen Geistlichen, die im Namen von 50000 Sorben bei der sächsischen Regierung gegen die Benachteiligung ihrer Muttersprache protestierten, im Jahr darauf genehmigte der Landtag per Gesetz den Gebrauch der sorbischen Sprache in einigen Schulfächern. Die tiefgläubige Prinzessin Reuß zu Köstritz, spätere Großherzogin Auguste von Mecklenburg, erhielt bei Kanig am 6. Oktober 1838 ihre Konfirmation.

Kanig zählte zu den bedeutendsten sorbischen Liederdichtern und zu den aktivsten Vertretern der Inneren Mission unter den Sorben. 1842 wurde sein „Jesu, Dobry Ljekarjo“ in das „evangelisch-wendische Gesangbuch“ aufgenommen. 1848 organisierte Kanig das erste sorbische



Innenaufnahme der Kirche in Klix im 19. Jahrhundert.

Missionsfest in Baruth, 1853 vereinigte er die sorbischen Missionsvereine und 1854 gründete er zusammen mit dem Klixer Diakon Johann Rudolf Richter, später Pfarrer in Kotitz, die Zeitschrift „Missionski Posoł“. Der in einer monatlichen Auflage von 900 Stück herausgegebene Missionsbote widmete sich Missionsberichten, Predigten und Liedern. Kanig übersetzte dafür deutsche Choräle in das Sorbische. 1855 verfasste er eine Schrift zu Martin Luther: „Nebo Dr. Merten Lutherowe Žiwenje“. Seine Bemühungen um die sorbische Sprache gingen so weit, dass er die Verordnung zum stärkeren Gebrauch der deutschen Sprache im Schulunterricht von 1860 nicht an die Lehrer seines Aufsichtsbezirks weitergab, wofür er von der Kreisdirektion gerügt wurde. Für den 1862 von Jaroměr Hendrich Imiš gegründeten „Wendischen evangelisch-lutherischen Buchverein“ mit seinen etwa 1000 Mitgliedern verfasste er für die Jahre 1862–1868 sowie 1870 einen biblischen Wegweiser: „Bibliski pucz-



Ein Grabmal an der Außenwand der Kirche zu Klix erinnert noch heute an Kanig: „Er war vor vielen wie ein Wunder, aber der Herr war seine starke Zuversicht.“

nik wudoty wot serbskejo lutzerdkose knihowarso towarstewa“. 1862 betrug die Auflage 3000 Stück. Kanig war Mitglied im „Erweiterten Ausschuss“ des Buchvereins. Seine 38 Lieder in „Zionsky Hlosy“ (Zionsstimmen, 1868) wurden von Michal Domaska als „vom Heiligen Geist getragen“ geschätzt. Im neuen evangelischen Gesangbuch ist er mit mehreren Übersetzungen und einem Originalwerk vertreten.

Neben seiner Arbeit als Pfarrer und seinen Bemühungen um die Emanzipation der Sorben nahm Kanig auch am gesellschaftlichen Leben teil. 1852 spendete er für das von Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf in Oppach gegründete Rettungshaus. Mit Ernst Theodor Stöckhardt von der Landwirtschaftsschule im benachbarten Brösa stand er in regelmäßigem Kontakt.

Karl Traugott Kanig begründete eine Familientradition, nach der innerhalb der folgenden 100 Jahre fünf Nachfahren gleichen Familiennamens wiederum Pfarrer in Sachsen wurden. Die bekanntesten darunter waren Otto Kanig (Lehrer an der Thomasschule Leipzig, 1874 Diakonus und 1875 Gymnasialprofessor in Bautzen, 1891 Oberpfarrer in Pulsnitz) und dessen Sohn Karl Moritz Gerhard Kanig (*25.11.1875 Bautzen, †6.7.1958 Klittlitz, 1899–1906 Missionar in Ukamba/Kenia, später Pfarrer in Glauchau, Großolbersdorf und Kittlitz). Ein Urenkel, Ernst Kanig, erwarb sich große Verdienste als Vikar in Ober- und Niedercunnersdorf sowie Löbau und Vorsitzender der Sächsischen Missionskonferenz.

Quellen: Siegfried Störzner: „Welche Heimatgedenktage bringt das Jahr 1938 der Bischofswerdaer Pflege und ihrer Umgebung?“ Unsere Heimat, Beilage zum Sächs. Erzähler, Nr. 1, 3.1.1938; Wilhelm Haan: „Sächsisches Schriftsteller-Lexicon“. Robert Schaefer‘s Verlag Leipzig, 1875, S. 153–154; Reinhold Grünberg: „Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsens (1539–1939)“. Ernst Mauckisch Freiberg, 1940, S. 410; Gabriele Hollborn (Weimar, Ururenkelin); Franz Lau: „Herbergen der Christenheit“. Evangelische Verlagsanstalt, 1980; Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft, 1862, S. 233; Jakub Wjacslawk: „Wendische (sorbische) Bibliographie“. 1929; Walter J. Rauch: „Presse und Volkstum der Lausitzer Sorben“. Holzner, 1959; K. Jahn: „Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin: ein Lebensbild“. Ausg. 4, A. Hildebrand, 1865; Erhard Hartstock: „Die sorbische nationale Bewegung in der sächsischen Oberlausitz 1830–1848/49“. Domowina-Verlag, 1977; Neues lausitzisches Magazin, Bd. 8, 1844, S. 127, Bd. 39, 1862, S. 391; Peter Kunze: „Sorbisches Schulwesen: Dokumentation zum sorbischen Elementarschulwesen in der sächsischen Oberlausitz des 18./19. Jahrhunderts“. Domowina-Verlag, 2002; Theodor Birnich: „Die Parochie Klix“. Neue Sächsische Kirchengalerie, 1904; Siegmund Musiat: „Sorbische/wendische Vereine 1716–1937“. Domowina-Verlag, 2001; Jan Malink (Maćica Serbska), Mitteilungen 2013; Ernst Theodor Stöckhardt: „Stammtafel der Familie Stoeckhardt, Putzkauer und Lauterbacher Zweig“. Wagner Weimar, 1883; Leipziger Zeitung, 4.7.1852; Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 143, C.A. Starke, 1967; Amts-Blatt der Regierung in Breslau, Bd. 54, 1863; Peter Kunze: „Jan Arnošt Smoler“. Bd. 10 von Schriften des Sorbischen Instituts, Domowina-Verlag, 1995; gedbas.genealogy.net; Kirchenarchiv Hochkirch; Matrikelverzeichnisse Universität Leipzig



Christian Adolph Klotz, Kupferstich von Johannes Michael Stock, Deutsche Fotothek, Lizenz: CC BY-SA.

Klotz, Christian Adolph

Professor in Göttingen und Halle
13.11.1738 Bischofswerda – 31.12.1771 Halle

V: Johann Christian (*5.3.1701 Höngeda bei Mühlhausen, †2.9.1776 Bischofswerda), 1725 Magister der Philologie, 1727 Habilitation und Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg, 1729 Archidiakonus, 1730 Heirat, 1738 Superintendent in Bischofswerda; M: Christiane Friederike geb. Auenmüller (*17.7.1709 Bischofswerda, †3.4.1774 Bischofswerda), Tochter von Gottlob Auenmüller (Rechtskonsulent, †31.5.1735 als Bürgermeister von Bischofswerda) und Schwester von Friedrich Gottlob Auenmüller (*1.11.1711 Bischofswerda, †13.7.1776 Braunsdorf, Inspektor der Porzellanmanufaktur Meißen von 1740 bis 1764 zur Zeit von Heinrich von Brühl und Johann Joachim Kändler, von Prinz Xaver entlassen); G: Christian August (besuchte das Gymnasium Görlitz, studierte Jura), Christiana Carolina (heiratete am 11.10.1763 den Mittagsprediger von St. Petri und Paul und Katecheten der Johanniskirche Christian Gottlob Bürger/†13.7.1767 in Zittau), 1 Bruder und 2 Schwestern früh verstorben; E: 1763 Göttingen, Johanna Maria geb. Sachse (* um 1740, Tochter eines Ratsapothekers); K: 1 Tochter († früh in Göttingen)

Klotz kam schon als Kind von drei Jahren mit dem seinerzeit jugendlichen Gotthold Ephraim Lessing zusammen, als sich dieser bei einem Verwandten, dem Putzkauer Pfarrer Johann Gotthelf Lindner, aufhielt und mit jenem den befreundeten Vater Klotz in der Superintendentur in Bischofswerda besuchte. Der Sohn erhielt zuhause Privatunterricht und besuchte kurzzeitig die Fürstenschule St. Afra in Meißen.

1756 wechselte Klotz auf das Görlitzer Gymnasium, wo ihn der langjährige Rektor Friedrich Christian Baumeister für die alten Sprachen begeisterte. Bei diesem Wechsel hatte wohl eine Rolle gespielt, dass sich Klotz‘ Vater und der Görlitzer Rektor aus ihrer Wittenberger Zeit vermutlich gut kannten. Friedrich Christian Baumeister wechselte 1729 zum Philosophie-Studium nach Wittenberg, wo Johann Christian Klotz von 1727 bis 1729 als Adjunkt der philosophischen Fakultät wirkte. In der Religion sympathisierte Christian Adolph Klotz mit dem Pietismus der Herrnhuter Brüdergemeine. 1757 verfasste er ein Gedicht auf die Belagerung von Zittau („Threnodia cineri Zittav“).

1758 bezog Klotz die Universität Leipzig. Zu seinen Förderern zählten der Strafrechtsreformer Karl Ferdinand Hommel und der Rektor und Professor für Dichtkunst Carl Andreas Bel. Auch bei dem Philologen und Theologen Johann August Ernesti nahm er Unterricht. Klotz verfasste 1758 seine philologische Dissertationen „Pro M. Tullio Cicerone adversus Dionem Cassium et Plutarchum dissertatio“ (in Görlitz mit Baumeister bei Fickelscherer) und „Ad virum doct. I. C. Reichelium epistola, qua



Bischofswerda im 18. Jahrhundert: Vor der Kirche (A) befand sich die Superintendentur (N). Möglicherweise war dieses Gebäude sogar das Geburtshaus von Klotz. Später wirkte hier Gottlob Ernst Ottomar Baumeister, ein Sohn des Görlitzer Rektors, den Klotz‘ Vater 1767/1768 nach Bischofswerda zu seiner Unterstützung geholt hatte.

de quibusdam ad Homerum pertinentibus disputatur“. Er publizierte Spottschriften auf die gelehrten Kreise Leipzigs („Mores eruditorum“, „Genius seculi“), um dagegen selbst anonym zu polemisieren („Somnium in quo, praeter cetera, genius seculi cum moribus eruditorum vapulat“). Klotz erlangte die gewünschte Aufmerksamkeit. Mit streitbaren Rezensionen sollte er sich in der Folgezeit viele Gegner machen. Bekannt wurden vor allem seine Streitschriften gegen den niederländischen Philologen Pieter Burmann den Jüngeren („Antiburmannus“, „Funus Petri Burmanni Secundi“). Das Kriegsjahr 1760 verbrachte Klotz in Bischofswerda. 1761 hielt Klotz Vorlesungen an der Universität Jena über den römischen Dichter Horaz, dem 1762 auch seine Habilitation „De felici Horatii audacia“ (gedruckt bei Fickelscherer in Görlitz) galt. In Jena wirkte er zudem als Sekretär der lateinischen Gesellschaft. 1762 wurde er unter Georg III., König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover, zum außerordentlichen und 1763 zum ordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät in Göttingen berufen. Hier geriet er zunehmend in Konkurrenz zu Christian Gottlob Heyne, der statt Klotz die Professur der Beredsamkeit und die Direktion des philologischen Seminars erhielt.

1765 wechselte Klotz als Hofrat und Professor für Philosophie und Beredsamkeit nach Halle. Sein Schüler Johann Georg Meusel folgte ihm. Im selben Jahr kam der Historiker Carl Renatus Hausen nach Halle, den Klotz schon seit seiner Leipziger Zeit kannte. In Halle förderte er Friedrich Justus Riedel und freundete sich mit dem Laubaner Gottlob Benedikt von Schirach an. Zu seinen eifrigsten Anhängern zählten auch Johann Georg Jacobi, später erster protestantischer Professor in Freiburg, und der Dichter Gottfried August Bürger. Friedrich der Große ernannte ihn zum jüngsten preußischen Geheimrat, als Klotz einen Ruf von Stanislaus II. August Poniatowski nach Warschau ablehnte. Die von ihm geforderte Mit-Berufung von Carl Renatus Hausen war zunächst bestätigt worden, doch schließlich verzichtete Klotz selbst. Später entzweiten sie sich, weil Klotz Hausen zunehmend misstraute. Ab 1768 leitete Klotz auch die Universitätsbibliothek.

Klotz war seit 1763 Mitglied der „Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften“ in Erfurt. Als der zuständige (katholische) Mainzer Erzbischof Emmerich Joseph von Breidbach zu Bürresheim Ende der 1760er Jahre die in die Krise geratene Erfurter Universität reformieren wollte, beauftragte er damit den Protestanten Klotz. Der holte neben Christoph Martin Wieland und Friedrich Justus Riedel auch den skandalumwitterten, ebenfalls in Bischofswerda geborenen Karl Friedrich Bahrdt (1769).

Klotz war Mitglied der Kaiserlichen Königlichen Kupferstecher-Gesellschaft zu Wien, der Kaiserlichen Akademie zu Roveredo, der Kurfürstlichen Mainzischen Akademie der Wissenschaften, des historischen Instituts zu Göttingen, der lateinischen Gesellschaften zu Jena und Baden, der Physikalisch-Ökonomischen Bienengesellschaft in der Oberlausitz und der deutschen Gesellschaft in Altdorf sowie Kanonikus des Stifts Wurzen. Er war vielseitig belesen und schrieb zu den unterschiedlichsten Themen in Literatur, Geschichte, Religion, Kunst und Philologie. Klotz zählte zu den bekanntesten Autoren der Epoche von „Aufklärung“ und „Sturm und Drang“. Er war rhetorisch begabt und scharte mit seiner Eloquenz eine breite Anhängerschaft um sich. Klotz gab die seinerzeit bedeutenden literarischen Zeitschriften „Acta litteraria“, „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und „Neue hallische gelehrte Zeitungen“ heraus. Er gilt zudem als der bedeutendste Dichter in lateinischer Sprache seines Jahrhunderts. In der posthum gedruckten Sammlung „Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz“ wird deutlich, welch große Anerkennung Klotz zeitweise genoss.

Mit seinem Ruhm wuchsen jedoch auch der Anspruch von Klotz, sich zu allen Themen seiner Zeit zu äußern,

Auszug aus dem Streit mit Gotthold Ephraim Lessing

Lessing schrieb in „Briefe antiquarischen Inhalts“ Bezug nehmend darauf, dass Klotz Lessing in seinen Rezensionen etwas ironisch immer mit seinem Magistertitel nannte, den Lessing nie verwandte: „Was kann Herr Klotz damit, daß er mich, der ich mich nie so nenne, stets Herr Magister Lessing nennt, anders wollen, als mir den Abstand, der zwischen ihm als geheimen Rath und mir als Magister Statt findet, recht fühlbar machen? Allein ziemt es wohl dem Schmetterling, so verächtlich auf die Raupe herabzublicken, aus der er sich bildete? Denn ich wüßte in der That nicht, aus welcher andern Ursache ihn sein König zum geheimen Rath gemacht habe, als weil er ihn für einen guten Magister gehalten. Auch ist es bloß der Magister, mit dem ich es hier zu thun habe: denn wenn Herr Klotz nicht auch Magister wäre, so wüßte ich nicht, was ich mit dem geheimen Rath anfangen sollte; und wehe dem Herrn geheimen Rath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!“

und seine Neigung, auch berühmte Zeitgenossen kritisch zu hinterfragen. Vor allem Friedrich Nicolai und dessen „Allgemeine deutsche Bibliothek“ wurden zur Zielscheibe von Klotz‘ Kritik. Dessen Schrift „Über das Studium des Alterthums“ erschien 1766, zwei Jahre nach dem Grundlagenwerk der Altertumswissenschaft „Geschichte der Kunst des Altertums“ von Johann Joachim Winckelmann. Es folgten kontroverse Dispute zwischen Winckelmann, Klotz, Lessing und Herder, was auch bei Karl August Böttiger („Kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts“) sichtbar wird. Auf die Erarbeitung eines Buchs zur Weltgeschichte verzichtete Klotz auf Rat von Gotthold Ephraim Lessing und schrieb dafür 1767/68 „Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen“ und „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“. Klotz widmete sich verstärkt der bildenden Kunst und hielt Kontakt zur 1764 gegründeten Dresdner Kunstakademie, insbesondere zu Christian Ludwig von Hagedorn und Giovanni Battista Casanova. Der Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim war ihm wohlgesonnen.

Von Berühmtheiten wie Lessing und Johann Gottfried Herder wurde Klotz in den letzten Jahren wegen mancher Oberflächlichkeiten in seinen Schriften vernichtend diskreditiert. Sie reagierten damit auch auf dessen kritische Rezensionen. In „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie“ (1766) hatte Lessing versucht, bildende Kunst und Litera-

tur als grundsätzlich verschieden, als die Behandlung von Gegenständen versus Handlungen darzustellen. Dies stand im Gegensatz zu Johann Joachim Winckelmann und Horaz („ut pictura poesis", „ein Gedicht ist wie ein Gemälde"). Als Klotz ihn in „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" (1768) kritisierte, erzürnte dies Lessing derart, dass er Klotz in der Folgezeit wiederholt angriff. Neben inhaltlichen Aspekten spielten allerdings auch subjektive Faktoren eine Rolle. Lessings Freund Friedrich Nicolai stand mit der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" in direkter Konkurrenz zu Klotz, und Lessing selbst war nach dem Scheitern seines Projekts „Hamburger Dramaturgie" unter Druck. Klotz sah in Lessings Argumenten sophistisches Diskutieren über Kleinigkeiten – und nannte ihn betont „Magister Lessing". Der Streit zwischen Lessing und Klotz nahm teils skurrile Züge an. Wenn sich jemand Lessing als Verbündeten sichern wollte, so der ehemalige Günstling von Heinrich von Brühl und Leiter des Kupferstichkabinetts Carl Heinrich von Heinecken in seinem Streit mit Christian Ludwig von Hagedorn, musste er nur seinen eigenen Gegner als Freund von Klotz darstellen. Johann Eleazar Zeissig stellte den Streit zwischen Lessing und Klotz bildlich dar (S. 396).

Missgunst und verletzte Eitelkeiten seiner Konkurrenten sowie eigene Streitlust ebneten den Weg zu einer weitgehenden Isolierung von Klotz am Ende seines kurzen Lebens. Dies verstellte lange den Blick auf seine Leistungen. Klotz hatte das Denken seiner Zeit mitbestimmt und Interesse an Literatur und Geschichte geweckt.

Quellen: Conrad Bursian: „Klotz, Christian Adolph". Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 16, Duncker & Humblot, Leipzig 1882, S. 228–231; Carl Renatus Hausen: „Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens". Hemmerde Halle, 1772; „Gotth. Ephr. Lessings sämmtliche Werke". Karlsruhe, 1825; Karl Wilhelm Mittag: „Chronik der königlich sächsischen Stadt Bischofswerda". Friedrich May, Bischofswerda, 1861; Herbert Jaumann: „Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit". Bd. 1, Walter de Gruyter, 2004, S. 370–371; Johann Gottfried Herder: „Kritische Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften". Herders Sämmtliche Werke, Bd. 3, Berlin 1878; Manfred Beetz, Hans-Joachim Kertscher: „Anakreontische Aufklärung". Bd. 28 von Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Walter de Gruyter, 2005; „Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Joechers allgemeinem Gelehrten-Lexicon". 1810; Christian Adolph Pescheck: „Handbuch der Geschichte von Zittau". Bd. 2, 1837; Friedrich Christian Baumeister: „Verzeichniß aller derjenigen Studirenden, so unter meiner Rectorats-Verwaltung von Ao. 1736 bis 1785 in Prima Classe des Görlitzischen Gymnasii sich als Zuhörer befunden haben". Fickelscherer Görlitz; Lausitzisches Magazin, 1774; Jan Philipp Reemtsma: „Lessing in Hamburg: 1766–1770". C.H.Beck, 2007; Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des XV. – XVIII. Jahrhunderts, sammt metrischer Uebersetzung ihrer besten Gedichte, beigefügtem Originaltexte, und den nöthigen Erläuterungen". J. B. Wallishausser, 1828; Rainer Rückert: „Biographische Daten der Meissener Manufakturisten des 18. Jahrhunderts". Bayerisches Nationalmuseum, 1990; „Historisches Taschenbuch". Brockhaus 1850



Norbert Langner erklärt den Teilnehmern eines Frühlingsspaziergangs am 2. Mai 2004 die Funktionsweise des Wurfnetzes.

Langner, Norbert

Diplomfischwirt
08.05.1940 Attendorf / Schlesien – 30.09.2010 Königswartha

Norbert Langner besuchte von 1954 bis 1958 die Erweiterte Oberschule in Schulpforte und studierte von 1960 bis 1964 an der Humboldt-Universität Berlin Fischwirtschaft. Bei Wilhelm Schäperclaus hörte er Vorlesungen zu Fischkrankheiten und Karpfenteichwirtschaft. Nach dem Abschluss des Studiums war er bis 1967 im VEB Binnenfischerei Dresden tätig. Danach kam Langner in die Oberlausitz und wirkte bis 1990 als Produktionsleiter im VEB Binnenfischerei Königswartha und bis 1991 als Mitarbeiter der Geschäftsführung im Treuhandbetrieb. Ab 1992 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahre 2005 war er als Fischereireferent bei der Sächsischen Landesanstalt für Landwirtschaft maßgeblich an der Weiterentwicklung der Oberlausitzer Teichwirtschaft beteiligt. In dieser Funktion lehrte Langner auch an der Fischereischule Königswartha. Er hat wesentlich dazu beigetragen, dass in Königswartha, einmalig in Deutschland, Lehre, Forschung und Praxis der Teichwirtschaft eine Einheit bilden.

Norbert Langner hat sich große Verdienste um die naturverträgliche Entwicklung der Karpfenteichwirtschaft im Umfeld des Oberlausitzer Biosphärenreservats erworben. Zur Optimierung des Fütterungsregimes von Karpfen konnte er beitragen, indem er eine große Menge von Rohdaten statistisch auswertete und dadurch Tendenzen der Futteraufnahme in der Wachstumsphase sichtbar machte. Seine langjährigen praktischen Kenntnisse publizierte er in vielen Arbeiten und verbreitete sie zudem im Rahmen von Fortbildungstagen für Haupterwerbsbetriebe der Karpfen- und Forellenproduktion. Für die Sächsische Landesanstalt für Landwirtschaft entstand eine über 100-seitige Dokumentation zu den biologischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Grundlagen der Teichwirtschaft. Diese Arbeit stellt Aufzuchtverfahren, Bewirtschaftungsmaßnahmen und Fischbesatz im Zusammenhang mit einer ganzheitlichen Betrachtung des Lebensraums „Teich" vor. Auch zu anderen Themengebieten konnte er wesentliche Beiträge liefern, so zum „Atlas der Farn- und Samenpflanzen Sachsens" (2000) und für „Die Libellenfauna Sachsens" (2005). Eine von Langner erstellte Übersicht über die sächsischen Teiche in Haupterwerbsbetrieben und ihre Größen diente 2008/2009 als Kartierungsgrundlage des Monitoringprogramms für den Fischotter in Sachsen. Zudem hat er sich mit eigenen Beobachtungen zu Fischottervorkommen an diesem Programm beteiligt.

Norbert Langner hat die Schönheit und Schutzwürdigkeit der Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Er leitete eine Vielzahl von Exkursionen, z. B. im Rahmen jährlicher Frühlingsspaziergänge unter Schirmherrschaft des sächsischen Ministeriums für Umwelt und Landwirtschaft und für den Landesverein Sächsischer Heimatschutz. Auch nach dem Eintritt in den Ruhestand unterstützte er mit seinen Erfahrungen seinen Sohn Frank, der seit 1992 die Teichwirtschaft Langner, bestehend aus den Teichgruppen Entenschenke und Commerau, führt. Über viele Jahre engagierte sich Norbert Langner als Kirchenvorstand. Die Kirchgemeinde Königswartha war in die Christliche Friedenskonferenz korporiert und Langner gehörte zu den Mitarbeitern des Ökumenischen Basisseminars um Jan Laser. Er war zudem im Königswarthaer Geschichtsverein aktiv und er hielt die Schönheit der umliegenden Oberlausitzer Kulturlandschaft in Bildern fest. Zwei Tage vor der Eröffnung seiner Foto-Ausstellung „Königswarthaer Teichgesichter“ ist Norbert Langner verstorben. Er hinterließ seine Ehefrau Annemarie, eine Tochter und zwei Söhne.

Bibliografie

& P. Dyhrenfurth: „Analyse der Satzkarpfenproduktion im VEB Binnenfischerei Dresden“. Deutsche Fischerei-Zeitung, Neumann Radebeul, H. 12, 1965

„Intensivierung in den Lausitzer Teichen und die Vogelwelt“. Abhandlungen Ber. des Naturkundemuseums Görlitz, 1977, S. 21–22

„Triops und Limnadia – zwei seltene Arten niederer Krebse in den Teichen der Oberlausitz“. Natura lusatica, 1985

„Die Fische des Kreises Bautzen“. Natura lusatica, H. 10, 1988, S. 29–41 (mit Zitaten von Gerhard Creutz, Bruno Steglich und Frank Fiedler)

„Betrachtungen zum Oberlausitzer Teichgebiet vom Standpunkt des Teichwirts“. Ber. der Naturforschenden Ges. der Oberlausitz, Bd. 2, 1993, S. 29–33

& G. Füllner: „War 1992 der „Jahrhundertsommer“ für die Teichwirtschaft?“ Fischer & Teichwirt, Bd. 44, H. 1, 1993, S. 11–13

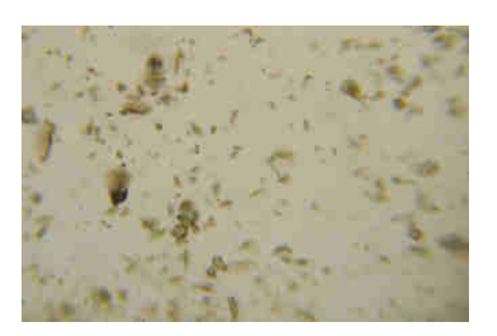
& G. Füllner: „Zahlen zur Binnenfischerei im Freistaat Sachsen“. Infodienst für Beratung und Schule der Sächsischen Agrarverwaltung, 1995, 1997, 1998, 2004

& G. Füllner, M. Pfeifer: „Karpfenteichwirtschaft. Bewirtschaftung von Karpfenteichen. Gute fachliche Praxis“. Sächsische Landesanstalt für Landwirtschaft, 2007

Quellen: http://www.sz-trauer.de/; Nachruf Königswarthaer Geschichtsverein RAK e.V.; M. Pfeifer & G. Füllner: „Möglichkeiten der Futtereinsparung bei der Karpfenproduktion“. Fischer & Angler in Sachsen, 2010, S. 69 ff.; http://www.smul.sachsen.de/; http://www.teichwirtschaft-langner.de/; Mitteilungen von Frank Langner, 25.10.2012, und Annemarie Langner, 24.11.2012; Kareen Seiche: „Monitoringprogramm für den Fischotter im Freistaat Sachsen im Winter 2008/2009“. Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie, Referat Fischerei Königswartha; Gert Füllner: „Norbert Langner verstorben“. Fischer & Teichwirt 11/2010

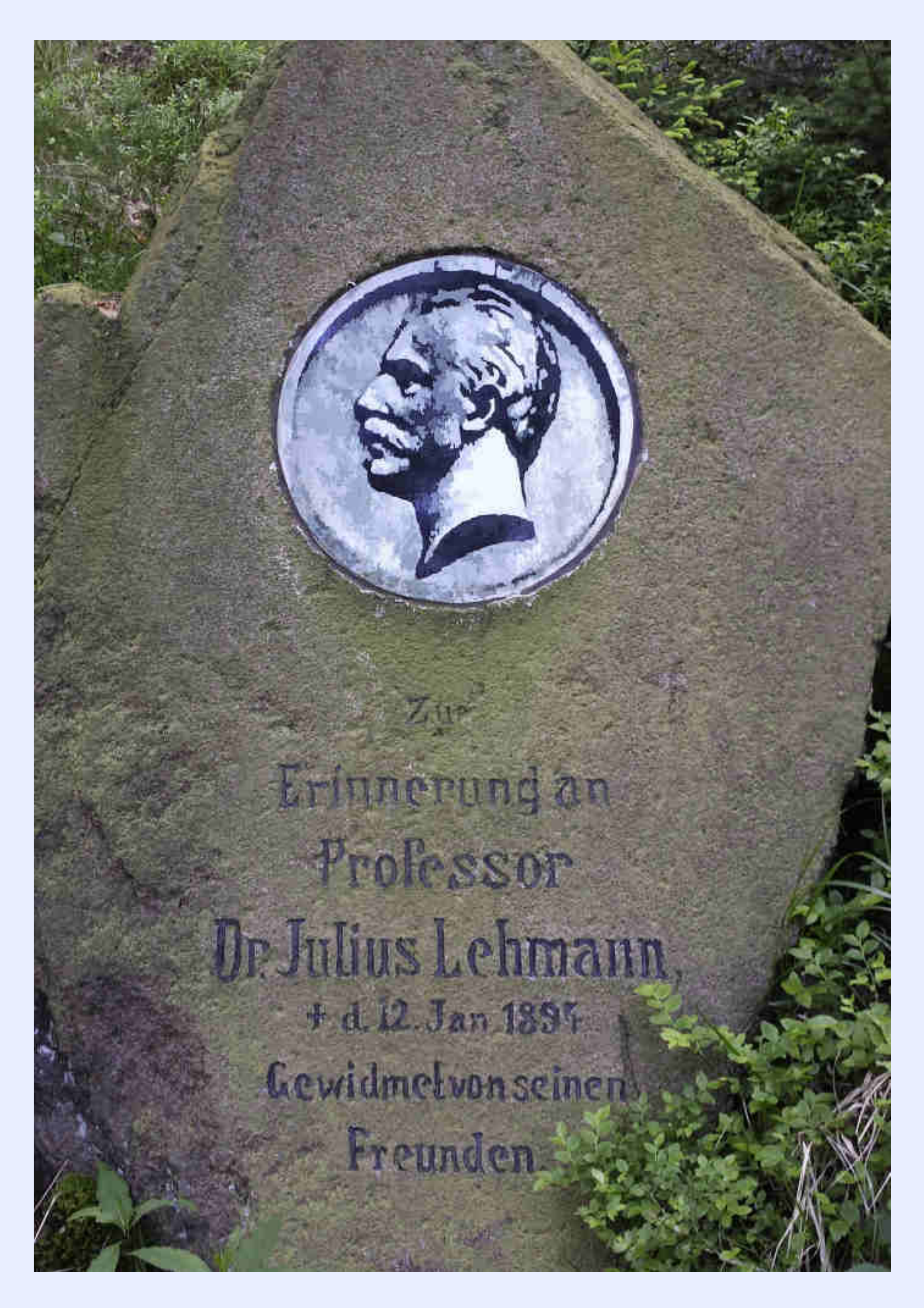
Impressionen vom Frühlingsspaziergang in Königswartha mit Norbert Langner am 2. Mai 2004

Die Fischteiche bei Regenwetter. Der Dichter Gottfried Unterdörfer beschrieb in seinem Tagebuch gefühlvoll die Teichlandschaft, die auch bei Regen schön ist, wenn man es sehen will, den Glanz auf den Kiefernstämmen und die leisen, tröstlichen Töne (9.1.1992).





Links: Schon mit geringer Vergrößerung wird deutlich, wie viel Leben und damit welch großes Nahrungsangebot für die Fische im Teichwasser zu finden ist. Rechts: Das Raseneisenerz war als Grundstoff für die Eisenverhüttung einstmals ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in der Oberlausitz. Sein Abbau hat wesentlich zur heutigen Gestalt des Teichgebiets beigetragen.



Gedenkstein mit Porträtrelief unweit der Riedelmühle in Waldbärenburg.

Lehmann, Julius Alexander

Professor, Nestor des landwirtschaftlichen Versuchswesens in der Oberlausitz
04.07.1825 Dresden – 12.01.1894 Dresden

V: Johann Gottlob (*28.10.1786 Kötzschenbroda, † um 1866), 1839–1852 Freimaurer-Loge „Zum goldenen Apfel", Feuerlöschdirektor in Dresden; M: Christiane Frederike geb. Einenkel (*29.6.1790 Dresden, †1868); G: Heinrich Edmund (Landbauinspektor und Baumeister, bis 1864 in Dresden, danach Leitung der Restaurierung der Albrechtsburg Meißen); E: 1866 Hochkirch, Marie Emilie geb. Richter (*28.11.1843 Elstra); K: Amalie Johanna verh. Herrmann

Lehmann studierte ab 1848 in Jena und ab 1849 in Gießen bei Justus von Liebig. In seiner Dissertation von 1851 zum Dr. phil. behandelte er Kaffee aus chemisch-physiologischer Sicht. In „Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin" von 1857 wurden die Umsicht und Ausdauer seiner Untersuchungen gelobt. Anschließend arbeitete Lehmann in Freiberger und Pariser Laboratorien.

1854 wechselte Lehmann als Oberlehrer nach Dresden an das Vitzthum-Blochmann'sche-Gymnasium. Es ging auf eine 1824 von Karl Justus Blochmann gegründete Privatschule zurück, die 1828 mit der Stiftung von Rudolph Vitzthum von Apolda verbunden wurde. Karl Justus Blochmann, der wie sein Bruder Heinrich August Blochmann am Bautzener Gymnasium bei Ludwig Gedike gelernt hatte, führte hier einen fundierten naturwissenschaftlichen Unterricht ein. Zum Lehrkörper gehörte vormals auch Julius Adolph Stöckhardt. Lehmann lehrte Chemie, Mineralogie, Zoologie und Naturgeschichte in Gymnasial-, Progymnasial- und Realklassen. Im Schulprogramm von 1855 publizierte er „Allgemeine Betrachtungen über die Pilze, und chemische Beiträge zur näheren Kenntniss derselben". Die Schulschriften wurden bei einem weiteren Bruder von Blochmann, Ernst Ehrenfried, und später bei dessen Sohn Heinrich Wilhelm Clemens Blochmann gedruckt. Direktor war inzwischen Georg Bezzenberger, ein Schwiegersohn von Karl Justus Blochmann, der selbst noch Religion unterrichtete. Zur Durchführung von chemischen Elementaranalysen entwickelte Lehmann einen gasbetriebenen, kostengünstigen Heizapparat auf der Grundlage von 12 Bunsen-Lampen. Er führte die Arbeiten an der Polytechnischen Schule durch und publizierte sie 1857 in den „Annalen der Chemie und Pharmacie" von Justus von Liebig. Zu Lehmanns Schülern gehörte Hans Hübner, der als Professor für Chemie in Göttingen Gustav Loges examinierte, der später einer von Lehmanns Nachfolgern in Pommritz werden sollte.

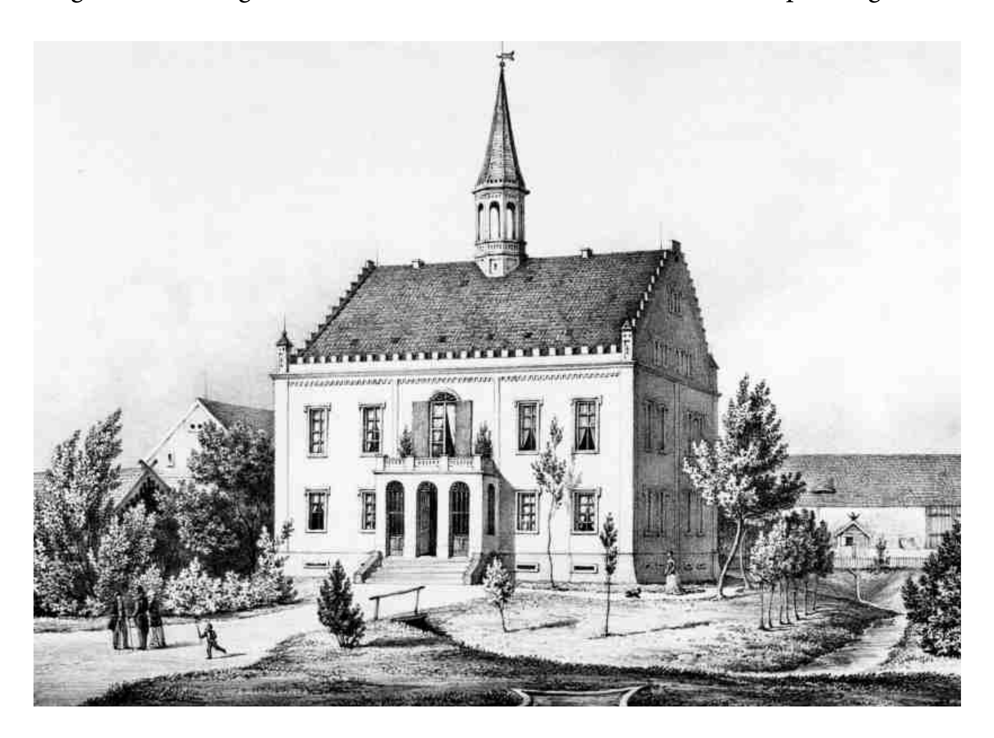


Das v. Vitzthum-Blochmann'sche Gymnasial-Erziehungshaus, gezeichnet von Ernst Ferdinand Oehme, in Stahl gestochen von J. Fleischmann, um 1830, Lizenz: Deutsche Fotothek CC BY-SA.

1857 erhielt Lehmann die Berufung als Vorstand der landwirtschaftlichen Versuchsstation im Rittergut Weidlitz von Paul Hermann. Wesentlichen Einfluss besaß vermutlich Liebigs Empfehlung an Theodor Reuning. Alternativ hatte sich Lehmann von Liebig Unterstützung für seine Bewerbung zum sächsischen Apothekenvisitator erbeten. Lehmanns Aufgabe in Weidlitz bestand darin, naturwissenschaftliche Erkenntnisse, vor allem der Agrikulturchemie, für die Landwirtschaft der Oberlausitz nutzbar zu machen. Zur Wissensvermittlung hielt er Vorträge vor dem landwirtschaftlichen Verein. Lehmann verfügte in Weidlitz über ein Laboratorium und ein Gewächshaus sowie in Pannewitz über einen Versuchsstall. Für das Laboratorium richtete er mit der Hilfe von Rudolf Sigismund Blochmann eine kleine Gasanstalt ein. Lehmanns erster Assistent war Conrad Wicke, dem Dr. Stößner folgte. Für das sächsische Innenministerium entwickelte er hier eine Methode, Mehl aus ausgewachsenem Roggen mittels Kochsalz zu einem lange haltbaren Brot zu backen. Lehmann wies für Brot mit Salzzusatz eine geringere Schimmelbildung nach. Die Versuche wurden zunächst in der Bäckerei Techritz und dann in der Militärbäckerei Dresden durchgeführt. Zudem untersuchte Lehmann in Weidlitz Pflanzendünger und Futtermittel auf ihren Nährstoffgehalt. 1858 gründeten Lehmann und Hermann in Verbindung mit Ernst Theodor Stöckhardt und Julius Adolph Stöckhardt die Zeitschrift „Die Landwirtschaftlichen Versuchs-Stationen“, die sich der Verbindung von landwirtschaftlicher Praxis und naturwissenschaftlichen Grundlagen widmete.

Die Arbeit der Versuchsstation Weidlitz hatte sich trotz ungünstiger Verkehrslage grundsätzlich bewährt, sodass der bis 1862 laufende Kontrakt um 6 Jahre verlängert werden sollte, als Hermann starb. Zwei Jahre

nach dessen Tod erfolgte 1864 die Verlegung nach Pommritz, wofür das dortige Rittergut durch die Landständische Bank der Oberlausitz von den Erben des Carl Friedrich Wilhelm von Zenker für 93000 Taler erworben wurde. Die Arbeit der Versuchsstation Pommritz war anfangs in das Rittergut integriert. 1864 wurde Lehmann zum Professor ernannt. Seine Assistenten waren Johann Seyffert, dann Gerdemann und Kästner und schließlich Arthur Petermann und Hugo Weiske. Angebote aus München (1864) und den USA (1865) lehnte er ab. Insgesamt publizierte Lehmann in den 10 Jahren als Vorstand von Weidlitz und Pommritz 57 Schriften, darunter zum Nährstoffgehalt von Futterstoffen, zur Düngung und Analysen zu den Inhaltsstoffen von Milch. Auf ihn gehen die ersten wissenschaftlichen Versuche mit Fleischfuttermehl bei Schweinen zurück. Als Futtermittelzusatz entwickelte er eine Salzmischung aus phosphorsaurem Natron und Chlorkalium. Lehmann führte zudem Qualitätsprüfungen von



Auf Initiative des Geheimen Regierungsrates Theodor Reuning und des Rittergutsbesitzers Paul Hermann wurde 1857 durch den landwirtschaftlichen Kreisverein Bautzen auf dem Rittergut Weidlitz eine der ersten landwirtschaftlichen Versuchsstationen Deutschlands eingerichtet. Lehmann war deren wissenschaftlicher Leiter, Hermann stand dem Kuratorium vor.



Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Pommritz.

Düngern und Futtermitteln durch. Seine letzte Schrift, ein Gutachten im Auftrag des sächsischen Finanzministeriums, galt umweltbedingten Verunreinigungen (durch Hüttenrauch) von Futtermitteln und deren Wirkungen auf den tierischen Organismus. In den folgenden fünf Jahrzehnten führten in Pommritz Eduard Heiden und Gustav Loges die von Lehmann begründete agrikulturchemische Tradition fort.

1867 erhielt Lehmann den Ruf als Professor an die landwirtschaftliche Akademie in Proskau/Oberschlesien. 1869 wurde er auf Empfehlung von Justus von Liebig, seit 1852 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, zum Vorstand der zentralen Versuchsstation des landwirtschaftlichen Vereins Bayerns berufen. Auch in München untersuchte Lehmann Pflanzen- und Tierernährung. Er führte Soja als Futterpflanze ein. 1872 wurde die Versuchsstation als landwirtschaftliche Abteilung in die 1868 gegründete Polytechnische Schule, die heutige TU München, integriert. 1873 starb Justus von Liebig. Lehmann lehrte bis zu seiner krankheitsbedingten Emeritierung als Professor für Agrikulturchemie.

1879 kehrte Lehmann nach Dresden zurück. Er trat hier der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS bei. Mitglieder zur Zeit Lehmanns waren Walther Hempel, Edmund Friedrich und Heinrich Wilhelm Clemens Blochmann, den er schon seit seiner Zeit als Lehrer am Gymnasium kannte, sowie viele bekannte Wissenschaftler wie Oscar Drude, Hanns Bruno Geinitz und Gustav Anton Zeuner. Nach 1890 führten Lehmann und Walther Hesse milchwirtschaftliche Untersuchungen im Labor von Walther Hempel durch. Lehmann verglich die chemische Natur von Muttermilch und Kuhmilch, um diese durch geeignete Zusätze besser für die Säuglingsernährung nutzbar zu machen. Seine Ideen wurden später von Hempel und Hesse verwertet.

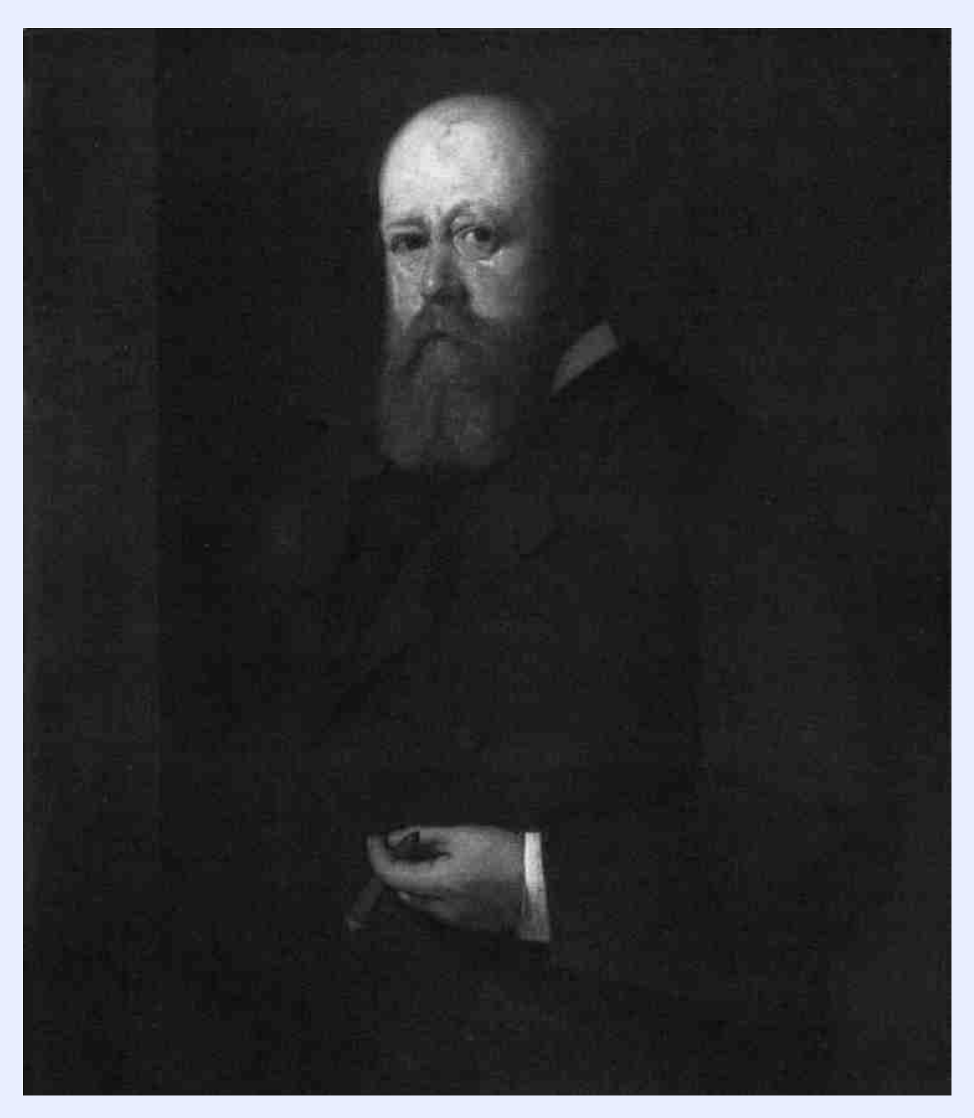
Lehmann war eng mit Kipsdorf und dem oberen Weißeritztal verbunden, für dessen Erschließung er sich engagierte. Er verbrachte viel Zeit im Julius-Alexander-Haus in Waldbärenburg. Nach seinem Tod widmete ihm der „Verschönerungsverein zu Kipsdorf, Bärenfels und Bärenburg“ unweit der Riedelmühle einen Gedenkstein mit einem Porträtrelief. Das originale Relief fiel im Zweiten Weltkrieg der Rüstungsindustrie zum Opfer, wurde aber inzwischen auf Ini-



Das Julius-Alexander-Haus Waldbärenburg (nach 1900).

tiative einer Urenkelin Lehmanns aus München und des Vereins „Freundeskreis Kurort Oberbärenburg“ originalgetreu wiederhergestellt.

Quellen: Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 12, 1908, S. 331–333; „Ueber das Verbacken des Mehls aus ausgewachsenem Getreide“. Polytechnisches Journal, 1859, Nr. LXXVI., S. 309–311; Walther Hempel: „Die Milchuntersuchungen Professor Dr. Julius Lehmann‘s“. Pflügers Archiv, Nr. 10–12, 1894, S. 558–578; Tina König: „Entwicklung der Ernährungsforschung beim Schwein (bis 1930)“. Dissertation Tierärztliche Hochschule Hannover, 2004; Joseph Stewart Fruton: „Contrasts in Scientific Style: Research Groups in the Chemical and Biochemical Sciences“. Memoirs of the American Philosophical Soc., Bd. 191, 1990; Friedrich Nobbe: „Statistische Revue über den Bestand des land- und forstwirthschaftlichen Versuchswesens nach 25-jähriger Entwicklung“, „Die gegenwärtig in Deutschland thätigen landwirthschaftlichen Versuchsstationen“. Die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, Schönfeld, 1877, S. 176–195, 1863, S. 223 ff.; Walter von Boetticher: „Die Geschichte des Oberlausitzschen Adels und seiner Güter“. Bd. 3, Oberlößnitz 1919; Neill Busse: „Der Meister und seine Schüler: Das Netzwerk Justus Liebigs und seiner Studenten“. Georg Olms Verlag, 2015; William Shurtleff; Akiko Aoyagi: „History of Soybeans and Soyfoods in Eastern Europe (Including All of Russia) (1783-2015): Extensively Annotated Bibliography and Sourcebook“. Soyinfo Center, 28.10.2015; Website TU München; Register der Eheschließungen, Kirchgemeinde Hochkirch; Polytechnisches Centralblatt, 15. Mai 1857; Friedrich Christian Paldamus: „Blochmann, Karl Justus“. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 2, 1875, S. 709–711; Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, 1886; Peter Salzmann: „Neues Relief über verwitterter Inschrift“. SZ Dippoldiswalde, 15.2.2011; Eduard Heiden: „Denkschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der agricultur-chemischen Versuchsstation Pommritz“, Adressbücher Dresden; myheritage.de; Angelika Lasius: „Wandmalereien der Albrechtsburg Meissen: Historienbilder des 19. Jahrhunderts“. Edition Leipzig, 2000



Adolf Lier war ein führender Landschaftsmaler seiner Zeit und ein Wegbereiter der Freilichtmalerei in München. Erst Jahre später konnte sich die Freilichtmalerei mit der Unterstützung des Dresdner Anzeigers (vgl. Leonhard Lier) auch in Dresden durchsetzen. Viele seiner Bilder befanden sich in Privatbesitz, so in der Familie (Rosalie Lier, München; Adolf Leonhard Lier; Oscar Lier, Apotheker Kinne, Herrnhut; Hermann Lier, Martha Lier, Berlin) und in der Oberlausitz (Graf von Einsiedel auf Reibersdorf; Walter von Boetticher). In Dachau ist heute eine Straße nach Adolf Lier benannt, und in Herrnhut erinnert das Heimatmuseum an ihn.

Lier, Heinrich Adolf

Professor, Landschaftsmaler
21.05.1826 Herrnhut – 30.09.1882 Vahrn bei Brixen

V: August Ludwig (1779–1847), Goldschmied, Inhaber einer Kolonialwarenhandlung; M: Christiane Sophie (*1789 Herrnhut, †1863); G: Louise (heiratete 1846 den Apotheker Otto Bernhard Kinne), Hermann Gustav (übernahm 1854 das Familiengeschäft); E: September 1858 München, Rosalie geb. Hofmann (Kinderpflegerin der späteren bayerischen Könige Ludwig und Otto); K: 1 Adoptivtochter, Pauline Hofmann (*1871 Glasgow, † nach 1928, Tochter von Liers Schwager Peter Hofmann, Mitbesitzer einer Lithographieanstalt, Pianistin, verh. Mennacher)

Schon als Kind begeisterte sich Lier für das Zeichnen und illustrierte seine Schulbücher. Mit 11 Jahren wurde er auf die Knabenerziehungsanstalt der Herrnhuter Brüdergemeine nach Niesky geschickt. Auch hier fanden seine Zeichnungen nicht immer ungeteilten Beifall ob der Orte, wo er sie anbrachte. Noch verstärkt wurde seine Neigung zur Kunst durch Besuche bei einer Tante in Dresden. Stundenlang verweilte Lier in der Gemäldegalerie, tief beeindruckt wollte er selbst Maler werden. Seinen Vater konnte er davon aber nicht überzeugen, denn der machte sich Sorgen um die finanzielle Zukunft des Sohnes. Lier wurde 1840 auf die Baugewerkenschule in Zittau geschickt, wo er auch das Maurerhandwerk erlernte. Ein Arbeitsunfall beim Bau des Rathauses hätte ihn fast das Leben gekostet. 1844 wechselte er auf die Dresdner Baugewerkenschule unter Gustav Heine, die lose der Technischen Bildungsanstalt angegliedert war. Sie wurde später abgetrennt (1873) und als Ingenieurschule der Zittauer Einrichtung unterstellt (nach 1945). Als Lier 1846 bei einer akademischen Kunstausstellung für den „Entwurf zu einem herrschaftlichen, an einem Strom gelegenen Wohngebäude“ mit einer kleinen silbernen Medaille ausgezeichnet wurde, fand er Aufnahme im Atelier von Gottfried Semper an der Kunstakademie und der Weg zum Architekten schien vorgezeichnet. Kurz nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1847 erhielt Lier das Angebot, in Basel unter Leitung von Melchior Berri am dortigen Museumsbau mitzuwirken. Zu seinen Pflichten gehörte der Entwurf der Decken. In Basel begeisterte sich Lier für die Revolution. Er schloss sich Friedrich Hecker auf dessen bewaffnetem Freischaarenzug an, um in Karlsruhe die badische Regierung zu stürzen. Nach der Niederlage der Revolution entdeckte Lier seine Liebe zur Malerei wieder, wobei er von Carl Adolf Mende und Karl Eduard Süffert unterstützt wurde, der ihn 1849 nach München empfahl. Hier lernte Lier an der Privatschule von Johann Baptist Berdellé Köpfe und Akte zeichnen. Entscheidende Anregungen vermit-



„Am Starnberger See bei heranziehendem Gewitter“: Zum bevorzugten Motiv Liers wurde nicht das Hochgebirge selbst, sondern häufig die flache Ebene davor mit den Bergen im Hintergrund.

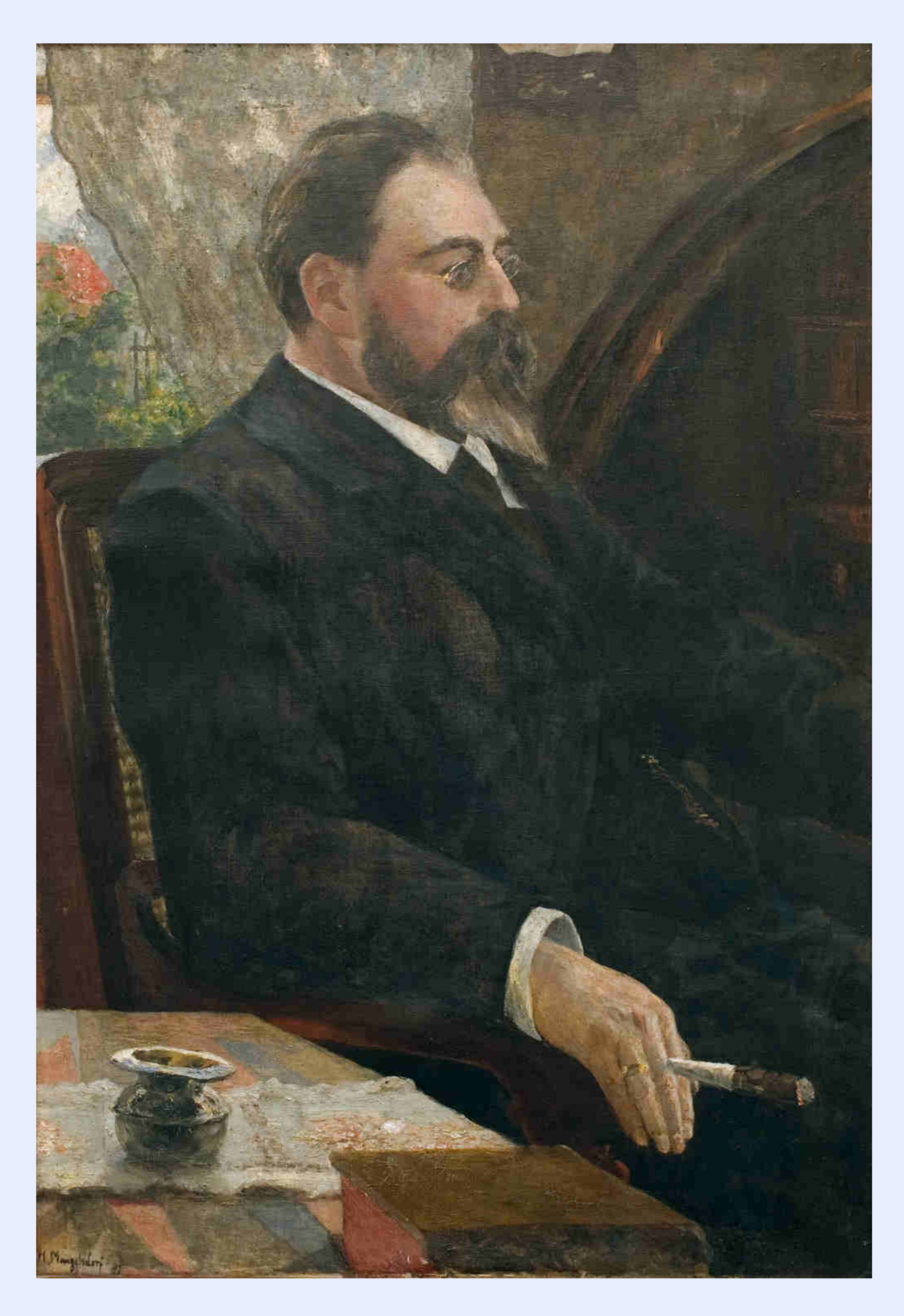
telte ihm der aus Zittau stammende Richard Zimmermann. Der Schüler von Ludwig Richter malte genrehaft staffierte Landschaften. Auch Liers Bilder waren später lange reich staffiert, mit einem Pfarrer mit rotem Regenschirm, oder auch mit Schafen, Weidevieh und Hochwild. 1852 entstand als Geschenk für seine Mutter Liers erstes Ölbild, die „Partie bei Brixen“. Im Jahre 1853 war er erstmals auf einer Dresdner akademischen Kunstausstellung als Maler vertreten („Hohlweg im Walde“, „Heranziehendes Regenwetter“). Zum Ende dieser Phase des Suchens und Lernens wurde Liers Malstil zunehmend von Eduard Schleich und Carl Spitzweg beeinflusst. Mit seiner „Dorfpartie bei Habach“ für den Münchener Kunstverein gelang ihm 1855 der künstlerische Durchbruch. Lier liebte die Alpen und die oberbayerischen Seen, die er in vielen Bildern in spätromantischer Manier malte. Häufig hielt er sich in den Malerkolonien auf der Fraueninsel im Chiemsee um Max Haushofer und Christian Ruben und in Brannenburg auf. Es entstanden Gemälde wie „Abendstimmung am Starnberger See“, „Landschaft aus der Umgebung von Dachau“ und „Vom Frauenchiemsee“. 1861 unternahm Lier eine erste, kurze Reise nach Frankreich, 1864 reiste er ein zweites Mal nach Paris. Unter dem Einfluss der dortigen Meister der Landschaftsmalerei um Jules Dupré malte Lier Stimmungslandschaften. Man lehrte ihn hier einen ganz neuen Blick auf die Natur, die Intimität der Empfindung und eine Natürlichkeit des malerischen Ausdrucks („Paysage intime“). Im Louvre studierte und kopierte er die alten Meister. Mit Dupré reiste Lier nach Isle-Adam an der Oise. Die spätere Heimreise von England führte ihn nochmals kurz nach Herrnhut. Lier hatte bei Dupré gelernt, die Natur durch ihre schlichte Einfachheit wirken zu lassen. Dies sollte auch seine eigene, koloristische Schule der Landschaftsmalerei in München prägen. Davon zeugten zuerst „Die Oise in der Gegend von Paris im Mondschein“ (Gemäldegalerie Dresden) und die „Partie an der Elbe bei Pillnitz“. 1867 erhielt er auf der Pariser Weltausstellung für die „Dorfgasse in England bei Mondschein mit heimkehrender Schafherde“ eine Goldmedaille. Die Kunstakademie Dresden wählte Lier 1868 zum Ehrenmitglied. Auf der internationalen Kunstausstellung 1869



Liers letztes Motiv war die Theresienwiese mit der Bavaria, die er 1882 in drei Varianten malte. Repro: Cybershot800i (Wikimedia Commons).

in München zeigte er mit großem Erfolg „Vier Tageszeiten“ und „Isargegend bei München“. Lier hatte seinen künstlerischen Höhepunkt erreicht und gehörte jetzt zu den gesuchtesten Malern. Im gleichen Jahr eröffnete er in München eine private Malschule, die er bis 1873 erfolgreich führte. Der in Dresden geborene Hermann Baisch war einer seiner bedeutendsten Schüler. Liers „Vier Jahreszeiten“ und eine „Landstraße bei München im Regen“ wurden auf der Wiener Weltausstellung 1873 mit einer Kunstmedaille ausgezeichnet. Ungeachtet beginnender gesundheitlicher Probleme war er wieder freischaffend tätig und reiste nach Holland („Am Strand von Scheveningen“) und 1876 nach Schottland, wo die Liers die älteste Tochter des verstorbenen Schwagers in Pflege nahmen. Die Münchener Akademie wählte ihn 1877 zum Mitglied und ernannte ihn 1881 zum Professor. Lier malte häufig Mondschein-, Nebel- und Regenstimmungen. Auch wenn er sich in seinen letzten Jahren etwas zurückzog, gehören gerade Gemälde aus dieser Zeit zu seinen bekanntesten Werken, wie der „Abend an der Isar“ (Nationalgalerie Berlin), der „Sonnenuntergang an der schottischen Küste“ (Museum Stuttgart) und „Die Theresienwiese mit der Bavaria bei Abendlicht“ (Pinakothek München). Die Städtischen Sammlungen Görlitz besitzen drei Werke von Lier, das Stadtmuseum Bautzen „Am Kanal“ und „Abendlandschaft am See“.

Quellen: Artikel von Hermann Arthur Lier in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, 1883, S. 631–636 und Sigfried Asche in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, 1985, S. 535 f.; Friedrich von Boetticher: „Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts“. 1891, S. 867–871; Theodor Mennacher: „Adolf Lier und sein Werk“. Piloty & Loehnle, München, 1928; „Die Kunst unserer Zeit“. F. Hanfstaengl, München, 1904; Sächsisches Staatsarchiv Dresden; www.sophie-drinker-institut.de; wiki.olgdw.de; www.n-k-b.de; Leipziger Zeitung 1854; ISIS Dresden



Hermann Arthur Lier (1897), gemalt von Hermann Eduard Mangelsdorf (Deutsche Fotothek, Lizenz CC BY-SA 4.0).

Lier, Hermann Arthur

Professor, Dr. phil., Bibliothekar und Historiker
01.02.1857 Herrnhut – 08.02.1914 Kötzschenbroda

V: Hermann Gustav, Kaufmann, übernahm 1854 das Familiengeschäft; M: Rosine geb. Chodat; G: Leonhard (*22.3.1864 Herrnhut, †4.1.1917 Dresden, Dr. phil., Chefredakteur des Dresdner Anzeigers), ? Oscar (ab 1896 Gemeindevorstand in Herrnhut, Namensgeber einer Straße); E: (1) 5.5.1888 Dresden, Karola Ida Margarethe geb. Graf (*26.8.1869), (2) 17.7.1899 Dresden, Gertrud geb. Kunitz (28.3.1871–5.7.1922)

Lier besuchte die Erziehungsanstalt der Brüdergemeine in Niesky und ab 1872 das Gymnasium in Zittau. Nach dem Abitur im Jahre 1878 studierte er Geschichte in München und ab 1879 in Leipzig, wo er 1882 auf der Grundlage seiner bereits in München verfassten Arbeit „Der Augsburgische Humanistenkreis mit besonderer Berücksichtigung Bernhard Adelmann's von Adelmannsfelden" zum Dr. phil. promovierte. 1881 nahm Lier eine Tätigkeit als Hilfsarbeiter an der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden unter Oberbibliothekar Ernst Wilhelm Förstemann auf. 1888 wurde er zum Kustos und 1896 zum Bibliothekar unter dem Direktor Franz Schnorr von Carolsfeld befördert. Im selben Jahr zog Lier nach Kötzschenbroda. Die Bibliothek befand sich im Japanischen Palais. 1907 übernahm Hubert Ermisch die Leitung. Lier gehörte mit Bruno Steglich dem Sächsischen Altertumsverein an. Er schrieb für die „Kunstchronik", das „Deutsche Kunstblatt" und verfasste eine Vielzahl von Lebensbildern für die „Allgemeine Deutsche Biographie" bzw. für das „Biographische Jahrbuch und deutscher Nekrolog", darunter von Malern wie seinem Onkel Adolf Lier und von Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt sowie Mitgliedern der Brüdergemeine. Von Lier stammen wichtige Beiträge zum „Allgemeinen historischen Porträtwerk" von Woldemar von Seidlitz, dem Direktor der Dresdner Kunstsammlungen. Die Zusammenstellung von über 600 Biografien erschien in zwei mehrbändigen Auflagen, zunächst nach Berufen geordnet und dann nach Zeitepochen von ca. 1300 bis etwa 1840. Von 1898 bis 1906 war Lier zudem Referent für bildende Kunst beim Dresdner Journal, später schrieb er für die Dresdner Nachrichten. Dem reformorientierten „Verein Bildender Künstler Dresdens" gehörte er wie sein Bruder Leonhard Lier als außerordentliches Mitglied an.

Quellen: Adolf Hinrichsen: „Das literarische Deutschland". 2. Aufl., Berlin 1891; Hermann Christern (Hrsg.): „Totenliste 1914". In: Deutsches Biographisches Jahrbuch. 1914/1916, 1925; August Ludwig Degener: „Wer ist's?" Bd. 5, 1911; Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 13; Mitgliederverzeichnis des Sächsischen Altertumsvereins, 1890; Dresdner Adressbücher 1881, 1908; Mitglieder-Verzeichnis des Vereins Bildender Künstler Dresdens, 1898



Leonhard Lier (1906), fotografiert von Erwin Raupp (1863–1931).

Lier, Adolf Leonhard

Professor, Journalist, Literaturwissenschaftler
22.03.1864 Herrnhut – 04.01.1917 Dresden

V: Hermann Gustav, Kaufmann, übernahm 1854 das Familiengeschäft; M: Rosine geb. Chodat; G: Hermann Arthur (*1.2.1857 Herrnhut, †8.2.1914 Kötzschenbroda, Dr. phil., Bibliothekar an der Königl. Bibliothek in Dresden, Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Biographie), ? Oscar (ab 1896 Gemeindevorstand in Herrnhut, Namensgeber einer Straße); E: 7.1.1893 Dresden, Agnes Johanna geb. Herrmann (*10.12.1870); K: Marie Charlotte Erica (*1.4.1894 Dresden), Andreas Hermann Leonhard (*1.4.1896 Dresden), Adolf Reinhard Theodor (*17.7.1898 Dresden)

Die Herrnhuter Familie Lier ging auf den Goldschmied und Kaufmann August Ludwig Lier zurück, Leonhard Liers Großvater. Der Sohn eines Hofkürschners und Ratsherren in Schwerin hatte nach Herrnhut geheiratet. Ein Sohn aus dieser Ehe war Adolf Lier, ein Onkel von Leonhard Lier.

Lier besuchte die Schule in Herrnhut und das Gymnasium in Zittau. 1882/83 leistete er in Dresden seine Militärpflicht ab. Früh interessierte er sich für Literatur. Lier gehörte der 1882 gegründeten „Offenen Loge“ an, einem berufsständigen Verein der Dresdner Schriftsteller. 1883 berichtete er im Neuen Lausitzischen Magazin über Briefe des Zittauer Dichters Karl Friedrich Kretschmann an Karl August Böttiger in der Königlichen öffentlichen Bibliothek, wo sein Bruder Hermann Arthur Lier zwei Jahre zuvor angestellt worden war. Auch in anderen Zeitschriften erinnerte er an den brieflichen Nachlass Böttigers, so im Archiv für Literaturgeschichte bei Teubner. 1885 publizierte er bei Reclam zu ausgewählten Werken des Dichters der Aufklärung Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Seine Studien der Philologie, Germanistik und Literaturgeschichte ab 1885 in Leipzig und München schloss Lier 1889 in Leipzig mit der Dissertation „Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspiels“ über die Meistersinger ab. Zu seinen Professoren gehörten Friedrich Zarncke und Michael Bernays. Danach arbeitete er für die Liegnitzer Zeitung. 1890 holte ihn Hermann Thenius, der Lier schon von der Offenen Loge kannte, zum Dresdner Anzeiger. Thenius, seit 1878 Chefredakteur, setzte die 1869 von Eduard Ferdinand Springer begonnene Entwicklung der ersten Dresdner Zeitung von einem Inseraten- und Amtsblatt zu einem redaktionellen Nachrichtenblatt fort. Schon vor seinem Amtsantritt gab es die Ressorts Politik, Wirtschaft, Örtliches und Feuilleton. Thenius brachte 1880 die Politik auf Seite 1. Für dieses Ressort engagierte er Lier, der zudem für das Feuilleton arbeitete. Um 1900 führte der Dresdner Anzeiger politische Leitartikel ein.

Lier war ein wichtiger Kulturreformer und stand dem „Naturalismus“ nahe. Er schrieb in den 1890er Jahren viele Beiträge für die Zeitschrift „Der Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius, die Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst thematisierte und sich zu einem deutschlandweit angesehenen Blatt der Kulturreformbewegung entwickelte. Zu Liers Themen im Kunstwart gehörten theoretische und historische Aspekte der Theaterkunst, aber auch Theaterkritik und Zensur. Er war in Dresden Mitglied der „Litterarischen Gesellschaft“ und im Dürerbund, der die Kunstwart-Interessenten vereinigen sollte. Die Litterarische Gesellschaft, 1886 aus der Offenen Loge hervorgegangen, entwickelte sich zu Dresdens wichtigstem Verein für literarisch Interessierte, indem sie sich breiten Bevölkerungsschichten öffnete, darunter Frauen, Juden, Sozialdemokraten. Überall hier traf Lier mit Paul Schumann zusammen. Gemeinsam leiteten sie den Verein Dresdner Journalisten. Schumann, seit 1884 als Kunstkritiker fest beim Anzeiger angestellt, wurde für fast 30 Jahre zu einem engen Mitstreiter. Schumann engagierte sich für die deutsche Sprache, den Heimatschutz, die Freilichtmalerei und die Volksbildung, machte sich aber auch durch vehemente Kritiken an der traditionellen Dresdner Malerei und an Karl May viele Feinde. 1901 übernahm er die Leitung des Feuilletons. Genauso engagiert wie Schumann, häufig aber diplomatischer arbeitete Lier im Theaterreferat. Auch auf diesem Gebiet war die Zeit reif für Veränderungen. Das Hoftheater brachte Goethe, Schiller und Shakespeare, dagegen stand man den jüngeren Dichtern wie Gerhart Hauptmann zunächst skeptisch gegenüber. Lier förderte die junge Dichtung im Dresdner Anzeiger, aber auch mit Beiträgen in anderen Zeitungen und Zeitschriften (Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Münchner Allgemeine, Bühne und Welt, Blätter für literarische Unterhaltung, Wage, Die Grenzboten u.v.m.).

Im Jahre 1902 folgte Lier Thenius als Chefredakteur, das Theaterreferat übergab er Friedrich Kummer. Der Dresdner Anzeiger blieb einer der entschiedensten Fürsprecher von Gerhart Hauptmann. Die Zeitung verdankte Lier ihren weiteren raschen Aufstieg, von 1900 bis 1914 verdoppelte sich die Auflage von 23.500 auf 46.500 Exemplare. Besondere Unterstützung gewährte ihm Oberbürgermeister Gustav Otto Beutler. Dies war wichtig, weil der Dresdner Anzeiger zwar formal unabhängig war, sich aber praktisch in städtischem Besitz befand. Angriffen auf die Pressefreiheit musste widerstanden werden. Justus Friedrich Güntz hatte 1856 den Dresdner Anzeiger in die Dr. Güntz‘sche Stiftung eingebracht, die er der Stadt Dresden übereignete mit der Auflage, dass alle Erträge für soziale Zwecke und zur Verschönerung der Stadt eingesetzt werden. Der jeweilige Oberbürgermeister Dres-

dens stand der Stiftungsverwaltung vor. Beutler amtierte von 1895 bis 1915. Zu den wichtigsten Projekten während Liers Zeit als Chefredakteur gehörte neben der Fortführung des sozialen Engagements (Bürgerheim, Güntzheim, Maternispital) der Bau des Neuen Rathauses bis 1910, an dem sich die Stiftung mit 600.000 Mark beteiligte.

Der Dresdner Anzeiger unter Lier engagierte sich in besonderer Weise für die im neu erbauten Ausstellungspalast stattfindenden Groß-Ausstellungen. Die Erste Deutsche Städte-Ausstellung 1903 wie auch die Internationale Hygieneausstellung 1911 wurden nicht nur umfassend journalistisch begleitet, sondern der Dresdner Anzeiger unterhielt jeweils einen eigenen Pavillon. Lier entwickelte aber auch das Zeitungskonzept weiter. Sein Hauptaugenmerk galt der Politik. Lier bemühte sich um Überparteilichkeit. Er selbst schrieb als Chefredakteur meist nur in den „Wochenschauen". Den Wirtschaftsteil baute er mit einer internationalen Börsenberichterstattung aus. 1902 gewann er Professor Harry Gravelius von der TH Dresden, um erstmals in Dresden zeitnahe Wettervorhersagen anzubieten. In Berlin wurde 1905 eine eigene Redaktion eingerichtet, um besser aus dem Reichstag berichten zu können. Auch die Auslandsberichterstattung wurde intensiviert. In Wien, Paris, London, St. Petersburg, Rom und Konstantinopel verpflichtete der Dresdner Anzeiger eigene Korrespondenten. Zu den berühmtesten Mitarbeitern zählte Ludwig Munzinger (London, 1911).

Der sächsische König verlieh Lier 1906 anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung der Dr. Güntz'schen Stiftung den Professorentitel. Lier leitete den Landesverband der sächsischen Presse und war Vorstandsmitglied des Reichsverbandes. Dem reformorientierten „Verein Bildender Künstler Dresdens" gehörte er wie sein Bruder HERMANN ARTHUR LIER als außerordentliches Mitglied an.

Der Dresdner Anzeiger unterstützte die deutsche Kolonialpolitik in Südwestafrika. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, bediente auch der Dresdner Anzeiger die ganz Deutschland erfassende patriotische Begeisterung.

Quellen: Herbert Zeißig: „Eine deutsche Zeitung. Zweihundert Jahre Dresdner Anzeiger". Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, 1930; „Lier, Hermann Arthur". Wer ist's?, Bd. 5, Verlag von H.A. Ludwig Degener, 1910; Siegfried Asche: „Lier, Adolf". Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, 1985, S. 535–536; Gerhard Kratzsch: „Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus". Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1969; Dirk Hempel: „Literarische Vereine in Dresden. Kulturelle Praxis und politische Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert". Walter de Gruyter – Max Niemeyer Verlag, 2008; Deutsches Biographisches Jahrbuch, Bd. 2, 1917–1920; Leonhard Lier: „Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspiels". Dissertation



Unter Gustav Loges entwickelte sich die landwirtschaftliche Versuchsstation Pommritz zu einem Zentrum der Dünge- und Futtermittelkontrolle im Königreich Sachsen. So stieg von 1893 bis 1913 die Anzahl der untersuchten Düngerlieferungen von 700 auf 3209 im Jahr.

Loges, Gustav Adolph

Professor, Agrarwissenschaftler in Pommritz
21.07.1854 Marne (Schleswig-Holstein) – 20.03.1919 Pommritz

V: Johann Jacob (*7.8.1800 Marne, †8.3.1871 Marne), Tischlermeister; M: Margarethe geb. Tagge (*22.7.1809 Westerdeich, †8.11.1865 Marne); G: Anna Christina (*11.6.1845 Marne), Maria Magdalena verh. Ibs (*23.2.1847 Marne, †28.5.1907 Marne), Carl Theodor (*19.7.1850 Marne, Tischler in Altona) sowie 5 ältere Halbgeschwister aus der 1. Ehe des Vaters mit Catharina geb. Peters (Margaretha Catharina, Johann Jacob, Hermann Peter, Wilhelm Hinrich, Julius Friedrich)

Loges besuchte ab 1870 das Christianeum in Altona, wo er ein Stipendium erhielt. Als jüngstes von insgesamt neun Kindern der Familie war er das einzige, das auf eine höhere Schule gehen konnte. Nachdem wenige Jahre zuvor die Mutter gestorben war, verstarb 1871 auch der Vater. In Altona konnte Loges aber weiterhin auf familiäre Unterstützung zählen. Zwei Halbbrüder wie auch der Bruder Carl Theodor arbeiteten dort als Tischler. Nach dem Abitur studierte Loges Chemie in Göttingen. Hier promovierte er 1878 mit der Arbeit „Über eine Darstellungsweise der Nitranilide, über ein Bromnitracetanilid und ein Bibromnitracetanilid“. Referent und Vorsitzender der mündlichen Prüfung in Chemie war Hans Hübner (Co-Direktor des Allgemeinen Chemischen Laboratoriums neben Friedrich Wöhler). Die mündliche Prüfung in Physik legte Loges bei Johann Benedict Listing ab.

Nach dem Studium arbeitete Loges an der landwirtschaftlichen Versuchsstation Kiel mit deren langjährigem Leiter Adolph Emmerling zusammen. Sie führten u. a. Analysen von Wasser und Waldböden durch. Loges erwarb sich einen wissenschaftlichen Namen mit Arbeiten auf den Gebieten Kristallographie und Elektrochemie. Er schrieb „Ueber die durch Einwirkung von Kaliumhydrat auf Traubenzucker entstehende reducirende Substanz“, „Ueber die Bildung von Acetol aus Zucker“ und „Bestimmung der Härte des Wassers“. Über seine alte Heimat im Kreis Dithmarschen publizierte er „Die Bezahlung der Zuckerrüben nach Zuckergehalt in der Fabrik zu St. Michaelisdonn und die Anbauverhältnisse der Rüben in der Marsch“. Ab 1890 leitete Loges in der Nachfolge des nach Brasilien gewechselten Carl Brunnemann die landwirtschaftliche Versuchsstation Posen.

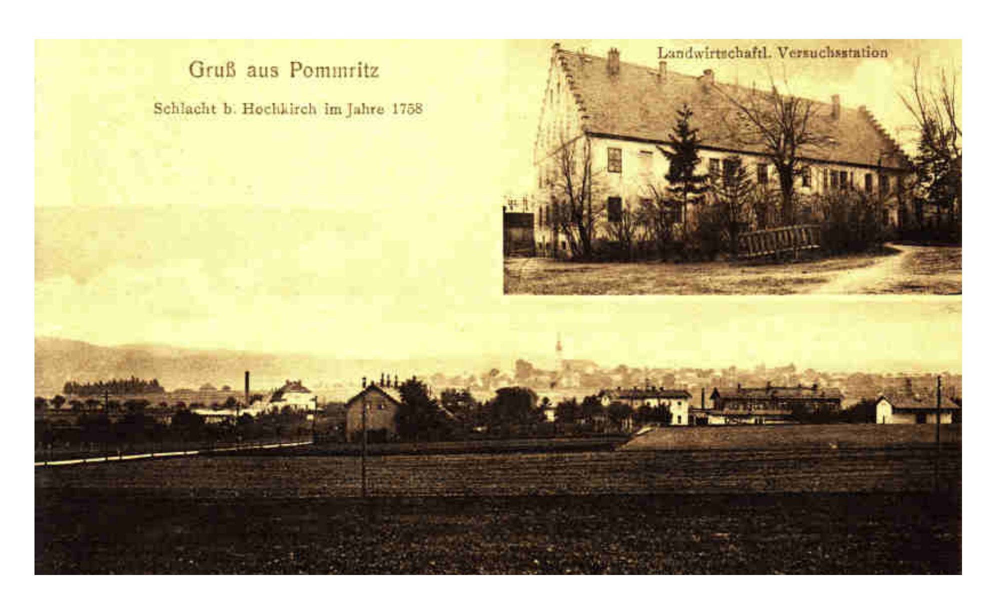
1893 übernahm Loges die Leitung der landwirtschaftlichen Versuchsstation Pommritz in der Nachfolge von Paul Bretschneider. Hier führte er die von Julius Lehmann und Eduard Heiden begründete agrikulturchemische Tradition weiter. Zu seinen Mitarbeitern zählten Fritz Glaser, Hugo Neubauer und Arthur Strigel.

Loges, G., Ueber die Bestimmung des Humus in den Ackererden, XXVIII, 229. — Ueber stickstoffhaltige organische Verbindungen in der Ackererde, XXXII, 201. — Bericht über die Wertberechnung des Feinmehls und der Phosphorsäure im Thomasmehl (Verb. l. V.-St., Würzburg 1893), XLIII, 350. — Bericht über die Untersuchungen von Superphosphatgips (Verb. l. V.-St, Dresden 1894), XLV, 385. — Bericht über die Bestimmung des Ammoniakstickstoffs in Ammoniaksuperphosphaten (Verb. l. V.-St, Kiel 1895), LXVII, 198. — Bericht über die Unfallversicherung der Assistenten an den Versuchs-Stationen (Verb. l. V.-St., Kiel 1895), LXVII, 226. — Bericht über die Untersuchung der Superphosphate mit citratlöslicher Phosphorsäure (Verb. l. V.-St., Wiesbaden 1896), XLIX, 60. — Antrag des Ausschusses für Düngemittel, dass Knochenmehle nicht nach Wagner auf citratlösliche Phosphorsäure untersucht werden sollen (Verb. l. V.-St., Harzburg 1897), L, 190.

Loges publizierte seine Arbeiten wiederholt in den jährlichen Schriften des Verbandes landwirtschaftlicher Versuchs-Stationen (Stand 1898).

Loges veröffentlichte „Tierkörpermehl als Futtermittel", „Düngerkonservierungsmittel" und „Fettbestimmung in Nahrungs- und Futtermitteln". Im Mittelpunkt der Arbeit standen aber weniger die wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern die immer zahlreicher werdenden Qualitätsprüfungen von Dünge- und Futtermitteln. Zudem engagierte sich Loges für eine Unfallversicherung der Assistenten an den Versuchsstationen.

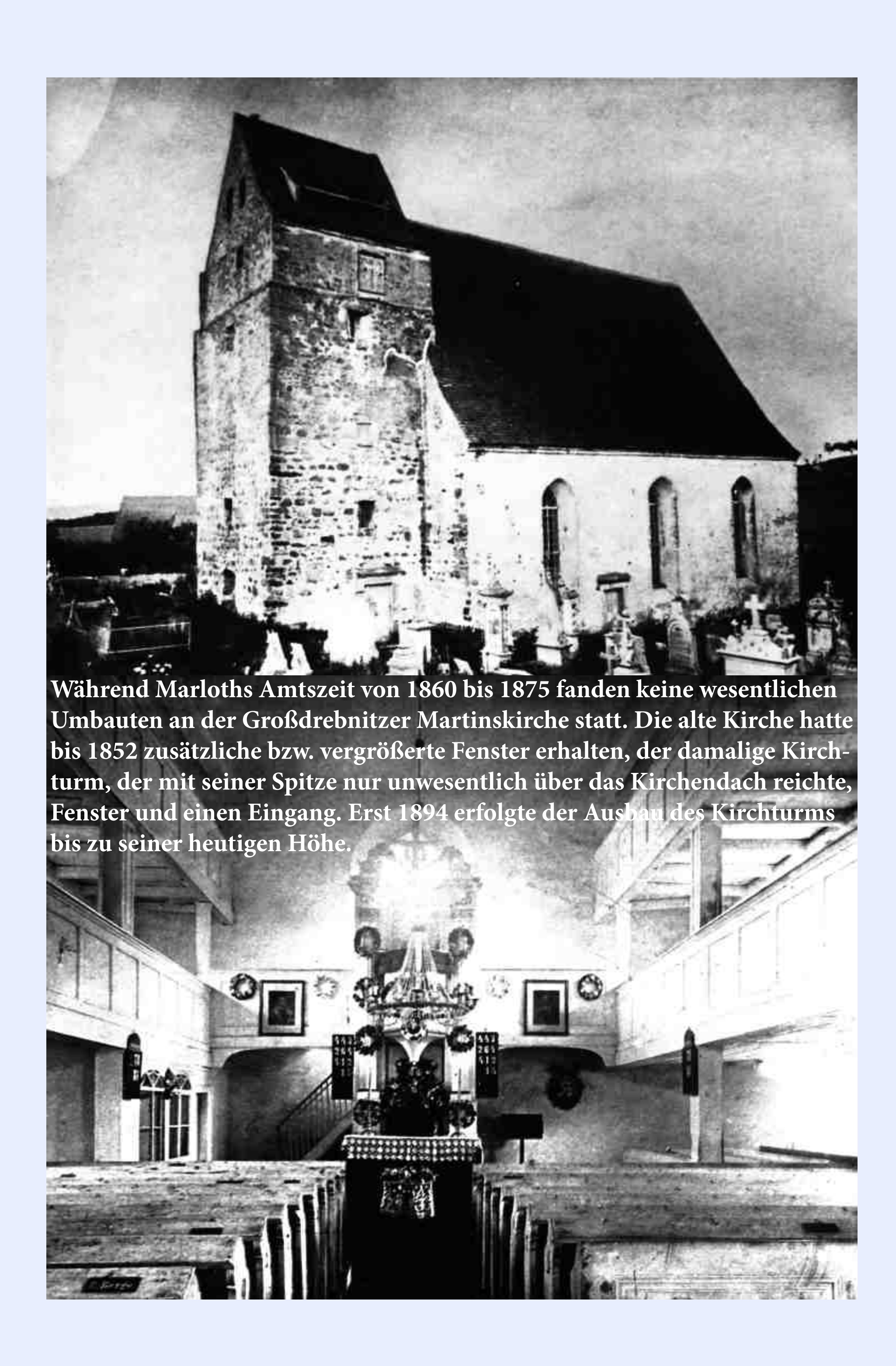
Loges war Mitglied der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, der Deutschen Chemischen Gesellschaft, des Naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen in Halle, der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde und des Vereins für Socialpolitik. Im Verband landwirtschaftlicher Versuchs-Stationen im Deutschen Reich unter der Leitung von Friedrich Nobbe arbeitete er im Futtermittelausschuss mit seinem früheren Direktor Emmerling und mit Oscar Kellner (Möckern) zusammen. Zudem wirkte Loges im Verband als Revisor. Wie Bruno Steglich, dessen Nachfolge an der Dresdner Versuchsanstalt später sein ehemaliger Assistent Neubauer übernahm, gehörte Loges der landwirtschaftlichen Sektion der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte an. Im Landeskulturrat vertrat Loges von 1911 bis 1919 die landwirtschaftlichen Versuchsstationen. Der Landeskulturrat, 1850 von Paul Hermann mitbegründet, bestand bis 1925 und stellte ein Bindeglied zwischen den regionalen landwirtschaftlichen Vereinen und den Regierungsbehörden Sachsens dar. Neben Vertretern der Kreisvereine Dresden, Leipzig, Erzgebirge Chemnitz, Vogtland Auerbach und Oberlausitz Bautzen gehörten ihm weitere Vertreter unterschied-



Die landwirtschaftliche Versuchsstation Pommritz (vor 1920). Unter Gustav Loges standen wie schon seit der Gründung der Versuchsstation 1864, unter den Direktoren Julius Lehmann, Cuno Frisch, Eduard Heiden und Paul Bretschneider, die Agrikulturchemie sowie die Ernährung von Schweinen im Mittelpunkt. Zu den Aufgaben der Station gehörten zudem die Weiterbildung der praktischen Landwirte durch Vorträge in den Vereinen und die Qualitätsprüfung von Dünge- und Futtermitteln.

licher Fachrichtungen an, so Max Neumeister für das Forstwesen und Bruno Steglich für die Fischzucht. Das landwirtschaftliche Versuchswesen vertraten von 1872 bis 1889 Julius Adolph Stöckhardt, bis 1904 Friedrich Nobbe, bis 1911 Oscar Kellner und von 1919 bis 1925 Bruno Steglich. Den Vorsitz während Loges‘ Mitgliedschaft hatte Rudolf Elwir Hähnel auf Kuppritz inne. 1912 wurde Loges für seine Verdienste um die Landwirtschaft der Titel Hofrat verliehen.

Quellen: Universitätsarchiv Göttingen; The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints; Paul Heinrich von Groth: „Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie“, 1880; Johann Leopold Just: „Just‘s botanischer Jahresbericht“. Gebr. Borntraeger, 1885; Verein Deutscher Chemiker: „Repertorium der analytischen Chemie“, 1887; „Repertorium der technischen Journal-Literatur“, C. Heymann, 1887; Peter Erasmus Müller, Christian F. Tuxen: „Studien über die natürlichen Humusformen“. Springer 1887; Rudolf Biedermann: „Technisch-chemisches Jahrbuch“. Springer, 1888; Friedrich Nobbe, Oscar Johann Kellner: „Die landwirtschaftlichen Versuchs-Stationen“. 1890, 1894, 1898, 1902, 1912, 1914; Hans Niklas, Albert Hock, F. Czibulka: „Literatursammlung aus dem Gesamtgebiet der Agrikulturchemie“. Agrikulturchemisches Institut Weihenstephan der TH München, 1931; Chemiker-Zeitung, Bd. 43, 1919; Adressbuch der Stadt Dresden, 1912; Bruno Schöne (Bearb.): „Die Sächsische Landwirtschaft: ihre Entwickelung bis zum Jahre 1925, sowie Einrichtungen und Tätigkeit des Landeskulturrats Sachsen zu Dresden“. Verlag des Landeskulturrates Sachsen, 1925, 517 S.; Dresdner Salonblatt 1912; Bericht über das Königliche Christianeum, Altona, 1875



Während Marloths Amtszeit von 1860 bis 1875 fanden keine wesentlichen Umbauten an der Großdrebnitzer Martinskirche statt. Die alte Kirche hatte bis 1852 zusätzliche bzw. vergrößerte Fenster erhalten, der damalige Kirchturm, der mit seiner Spitze nur unwesentlich über das Kirchendach reichte, Fenster und einen Eingang. Erst 1894 erfolgte der Ausbau des Kirchturms bis zu seiner heutigen Höhe.

Marloth, Carl Julius

Sorbe, Pfarrer, Schriftsteller
24.11.1807 Postwitz – 11.04.1884 Dresden

V: Carl Gottlob (*5.6.1772 Bautzen, †9.12.1833 Postwitz), Pfarrer; M: Friederike Rahel geb. Martini, Tochter eines Kaufmanns aus Pulsnitz; G: Robert (studierte Jura), Louise; E: 5.11.1837, Konkordia Wilhelmine geb. Auerswald (6.11.1820–25.10.1894, älteste Tochter des Pfarrers zu Ponickau, Schwester des Pfarrers und Schriftstellers Oskar Theodor Auerswald, bis zuletzt in Dresden ansässig); K: Malwina Concordia (*2.10.1838), Julius Richard (*8.12.1840, verh. 7.5.1869 Bernsdorf mit Berta Rosalie Koppelt, Kaufmann), Thrila Johanna (14.1.1842–30. 5.1842), Meta Franziska (*15.10.1843, verh. 5.11.1867 Großdrebnitz mit Friedrich August Schumann aus Dresden), Maximilian Johannes Balduin (2.8.1845–26.5.1847), Reinhold Ottomar (*4.8.1848, verh. 1874 Dresden mit Henriette Auguste Elisabeth Schaff, Buchbinder und Spielwarenhändler), Olga Theodora (*25.5.1850), Anna Margaretha (*18.3.1852, verh. 10.5.1874 Großdrebnitz mit Ernst Hugo Uhlig), Fanny Nathalie (4.8.1853–27.5.1856), Martha Kathinka (22.10.1855–28.5.1856)

Marloth entstammte einer sorbischen evangelischen Theologenfamilie. Sein Vater, vorheriger Diakon in Neschwitz, war 1807 als Pfarrer nach Postwitz berufen worden. Der Junge lernte schon früh die Schrecken des Kriegs kennen – die Familie floh 1813 nach Schirgiswalde. Von 1820 bis 1828 besuchte er das Gymnasium in Bautzen unter Karl Gottfried Siebelis. Danach studierte er bis 1831 Theologie in Leipzig, wo er auch der Lausitzer Predigergesellschaft angehörte. Seinen pädagogischen Neigungen folgend – ein Großvater war Lehrer in Bautzen gewesen – nahm Marloth eine Stellung als Hauslehrer in Nedaschütz an. Frühzeitig interessierte er sich für soziale Belange und arbeitete als Diakon in Pirna. In den Jahren von 1835 bis 1860 wirkte Marloth in Königsbrück als Schuldirektor und Hospitalprediger, ab 1845 als Diakon, wobei er gleichzeitig erster Mädchenlehrer war. Das Predigeramt an der Hospitalkirche, Königsbrücks Begräbniskirche, war mit dem Rektorat der seit 1836 vereinigten Knaben-



Hospitalkirche Königsbrück.

und Mädchenschule und mit dem Diakonat verbunden.

In Königsbrück entstanden viele schriftstellerische Arbeiten, häufig unter dem Pseudonym „Lothmar“. Die ersten Werke wurden bei Reichel in Bautzen verlegt. Davon sind die „Praktische Gedächtnislehre“ und die „Wunderkuren eines unstudirten Dorfdoctors“ in der British Library nachgewiesen. Viele Werke Marloths galten sozialen und pädagogischen Themen. Sie fanden Eingang in wichtige Fachbibliografien der Medizin, Mathematik, Astronomie, Philosophie, Pädagogik und Philologie. Mit seinen theologischen Schriften wandte er sich zumeist an spezielle Zielgruppen wie Kranke, Soldaten und Auswanderer, denen Marloth geistlichen Beistand leistete. 1847 unterstützte er das „Dresdner Album“ für die Hungernden im Erzgebirge, im Vogtland und in der Oberlausitz, das insgesamt 1700 Taler erbrachte. Im Zusammenhang mit den revolutionären Ereignissen 1848/49 gibt es Hinweise auf erhebliche persönliche und berufliche Probleme. So wurde er noch 1851 als ehemaliger Aktivist der sogenannten „Umsturzpartei“ in Königsbrück polizeilich überwacht: „...Individuen wurden im Jahre 1848 als Führer der Umsturzpartei auch bemerkbar, sind aber von ihren früheren Ansichten schon im Jahre 1850 gänzlich abgegangen.“ (Die seinerzeit radikale Umsturzpartei gehörte zu den Vorläufern der Sozialdemokra-

Bibliografie

„Praktische Gedächtnislehre, oder die Kunst, ein ganz vorzügliches Gedächtnis zu erlangen“. Reichel Bautzen, 1842
„Wunderkuren eines unstudirten Dorfdoctors. Eine Volksschrift“. Reichel Bautzen, 1844
„Die Wünschelruthe. Eine Volksschrift“. Reichel Bautzen, 1844
„Reisen eines Verstorbenen in Sonne, Mond u. Sterne. Eine populäre Astronomie“. Reichel Bautzen, 1844
„Einige durch Zeitumstände nöthig gewordene Bemerkungen über Verbesserung des Erfinderwesens“. Orthaus Leipzig, 27 S., 1844
„Stimmen über Grab, Tod u. Scheintod. Eine Volksschrift“. O. Wigand Leipzig, 195 S., 1845
„Ueber das Lebendigbegraben. Erzählungen für das deutsche Volk“. O. Wigand Leipzig, 1847
„Predigt am Charfreitage“. Teubner Leipzig, 15 S., 1847
„Ueber Emancipation der Schullehrer“. Pulsnitz, 12 S., 1848
„Sittenspiegel für Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts in der Stadt und auf dem Lande“. Verlag der Theodor Schmidtchen Kunst- und Buchhandlung, 93 S. sowie Ferdinand Rühle Dresden, 1851
„Lebens-Portefeuille Gaben der Liebe und Freundschaft“. Schmid Querfurt, 1853
Manuskripte zu „Biblische Sprüche für Eheleute“, „Biblischer Wegweiser für Auswanderer“, „Biblische Sprüche für die Verhältnisse des Soldatenstandes“, Sammlung von Liedern, Sprüchen und Betrachtungen für Kranke
„Episoden aus dem Kriegsjahr 1866“. In: Beilage „Unsere Heimat“ zum „Sächsischen Erzähler“, Nr. 27, 8.6.1926, veröff. von F. Marloth, Halle/Saale (Enkel von Marloth)
„Chronik von Groß- und Kleindrebnitz“ (1504–1869).

tie.) Das Verhältnis zum damaligen ersten Pfarrer von Königsbrück, Karl Kirsch, muss schlecht gewesen sein. Davon zeugen mehr als kritische Vermerke des königstreuen Kirsch in Königsbrücker Kirchenschriften, in denen dieser z. B. die schriftstellerische Kompetenz Marloths verneinte, deren Anerkennung aber verschwieg.

Von 1860 bis zu seiner Emeritierung 1875 arbeitete Marloth als Pfarrer in Großdrebnitz. Er war hier wegen seines sozialen Engagements hoch geachtet. So gründete er 1869 die Volksbibliothek und schuf mit seiner Chronik wichtige Grundlagen für die Großdrebnitzer Ortsgeschichtsschreibung. Der chronologischen Darstellung ab 1504 vorangestellt hatte Marloth den damaligen Kenntnisstand bis zurück in die Zeit der Ortsgründung. Er berichtete über wiederholte Drangsale der Dorfbevölkerung während der Kriege, beschrieb aber auch Bemerkenswertes aus dem Dorfalltag, z. B. klimatische Besonderheiten mit ihren Auswirkungen auf die örtliche Landwirtschaft. Hervorzuheben ist ein Eintrag zur gebräuchlichen Ortsangabe in ehemals hiesiger Volkssprache: „in der Drebnitz“ statt „in Drebnitz“. Diese Formulierung legt nahe, dass die Ortsbezeichnung Drebnitz aus der Umgebung abgeleitet wurde. Im Zusammenhang mit der strittigen Lokalisierung des Castellums Trebista, das 1007 urkundlich ersterwähnt wurde, bedeutet dies, dass ein Kastell als Zentrum des späteren Burgwardbezirks Trebista nicht identisch mit einem Ort ähnlichen Namens in dieser Gegend gewesen sein muss. Die Chronik wurde am 18. Mai 1869 in den Grundstein des neuen Schulgebäudes gelegt. In Bruno Barthel fand Marloth einen würdigen Nachfolger als Heimatforscher. Die Grabplatte in der Martinskirche Großdrebnitz erinnert noch heute an Marloth.

Quellen: Bruno Barthel: „Altes und Neues aus Groß- und Kleindrebnitz“. Friedrich May Bischofswerda, 1907; Pf. Sebastian Führer: „Gedenkblatt zur Wiedereinweihung der Martinskirche Großdrebnitz am 4. Sonntag nach Trinitatis, 19. Juni 2005“; Martinskirche Großdrebnitz, Pfarrarchiv; Werner Lindner: Auszüge aus dem Seelenregister der Stadt Königsbrück; Wilhelm Haan: „Sächsisches Schriftsteller-Lexicon“. Robert Schaefer‘s Verlag Leipzig, S. 208, 1875; Erhard Hartstock, Peter Kunze: „Die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848/49 in der Lausitz“. Domowina-Verlag, S. 248, 1977; Reinhold Grünberg: „Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsens (1539–1939)“. Ernst Mauckisch Freiberg, 1940; Emil Weller, Emil Ottokar Weller: „Lexicon Pseudonymorum“. Georg Olms Verlag, 1997; Wilhelm Engelmann, Theodor Christian Friedrich Enslin: „Bibliotheca medico-chirurgica et anatomico“. 1848; Ludwig Adolph Sohncke: „Bibliotheca Mathematica“. 1854; Johann Samuel Ersch, Christian Anton Geissler: „Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur“. F.A. Brockhaus, 1850; Jean-Charles Houzeau, Albert Lancaster: „Bibliographie générale de l‘astronomie“. 1882; Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, B. G. Teubner, 1842; „Dresdner Album: Zur Unterstützung der Nothleidenden im Sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande und in den Weberdörfern der Oberlausitz“. Verlag Meinhold, 1847; „Die Diöcesen Bautzen und Kamenz“. Neue Sächsische Kirchengalerie, Verlag Arved Strauch, Leipzig; Neues lausitzisches Magazin: Zeitschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, Verlag Oettel, S. 130f., 1834; Adressbücher der Stadt Dresden; „Abschrift der in dem Grundstein des Schulgebäudes am 18. Mai 1869 gesetzte Kurzgefaßte Chronik von Groß- und Kleindrebnitz, gesammelt und aufgesetzt von Carl Julius Marloth Pfarrer daselbst.“; Lausitzer Prediger-Gesellschaft zu Leipzig, Jahresbericht 1875



August Gottlieb Meißner, Kupferstich von Christian Gottlob Scherf nach einem Bild von Anton Graff.

Quellen: Franz Schnorr von Carolsfeld: Artikel „Meißner, August Gottlieb" und „Quandt, Gottlob von". Allgemeine Deutsche Biographie; Rudolf Fürst: „August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften". 1900; Walter Weber: „Meißner, August Gotllieb". Neue Deutsche Biographie, Bd. 16, 1990, S. 694; Oskar Ludwig Bernhard Wolff: „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur". Bd. 5, O. Wigand, 1840; Brockhaus Conversations-Lexikon, Bd. 8, Leipzig 1811, S. 48–49; Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon, Bd. 2, Leipzig 1911, S. 160; Woldemar von Biedermann: „Goethe und Dresden". Books on Demand, 2012; wiki2.olgdw.de

Meißner, August Gottlieb

Professor, Schriftsteller, Begründer der deutschen Kriminalliteratur
03.11.1753 Bautzen – 18.02.1807 Fulda

V: Abraham Gottlieb (†16.10.1761 Bautzen), Regimentsquartiermeister beim Minckwitz'schen Kürassierregiment, Senator für Militärangelegenheiten; M: Charlotte Ernestine geb. Sergnitz (†1779), Tochter des Arztes Johann Gottlob Sergnitz aus Löbau; E: 13.11.1783 Johanna Christiana Elisabeth geb. Becker (*1764, †30.3.1807 Fulda, Tochter des Hofrats Ernst Gotthelf Becker aus Dresden); K: 1 Sohn, Eduard (*1785 Dresden, †1868 Prag, Dr. med., Badearzt in Teplitz und Karlsbad, Senior der Ärzte in Prag), und 3 Töchter, Bianca (*24.11.1790 Prag, †24.3.1862 Dresden, verwitwete Kriegsrätin Low, ab 2.6.1819 in 2. Ehe mit dem Schriftsteller und Kunstmäzen Johann Gottlob von Quandt verheiratet), Elvira (*1793, †1806 Fulda) und Natalie (†1807 Fulda); Enkel: Alfred Meißner (*15.10.1822 Teplitz, †29.5.1885 Bregenz, schrieb „Gedichte", das Epos „Ziska" und die Romane „Sansara" und „Schwarzgelb")

Meißner zog drei Jahre nach dem Tod des Vaters mit seiner Mutter von Bautzen nach Löbau, wo er bis 1772 das Lyzeum besuchte. Rektor war hier Johann Gottfried Heinitz, der zuvor Gotthold Ephraim Lessing in Kamenz unterrichtet hatte. 1773 bezog Meißner die Universität und studierte bis 1776 in Wittenberg und Leipzig zunächst Jura und später auch Rhetorik und Geschichte. In Leipzig vermittelte ihm Ernst Platner Grundlagen der psychosomatischen Medizin, die Meißners spätere Kriminalerzählungen maßgeblich beeinflussen sollten. Bereits während des Studiums begeisterte sich Meißner für Theater und Dichtung und pflegte Umgang mit den Mimen Conrad Ekhof, Friederike Sophie Seyler und Ester Charlotte Brandes. Seine ersten Versuche als Dramatiker wurden von Johann Jacob Engel gefördert. 1776 erschienen einige erfolgreiche Werke Meißners, darunter die komische Oper „Das Grab des Mufti". Er gab zudem historische Schriften zur Geschichte Englands, dessen gesellschaftliches System er bewunderte, und Deutschlands heraus.

Weil sich die Mutter Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft ihres Sohnes machte, entschied sich Meißner für eine Beamtenlaufbahn am sächsischen Hof in Dresden, wo er eine Anstellung als Geheimer Kanzellist im Geheimen Konsilium und wenig später am Geheimen Archiv erhielt. Seine schauspielerischen Neigungen lebte er am Societaetstheater aus.
In Dresden erreichte Meißner den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Laufbahn. Mit Karl Christian Canzler gab er die Quartalsschrift „Für ältere Litteratur und neuere Lectüre" heraus. Es entstanden die Romane „Alcibiades" und „Bianca Capello", die Persönlichkeiten der italienischen Renaissance bzw. der griechischen Antike gewidmet waren, das Singspiel „Alchemist" und die Schauspiele „Ar-



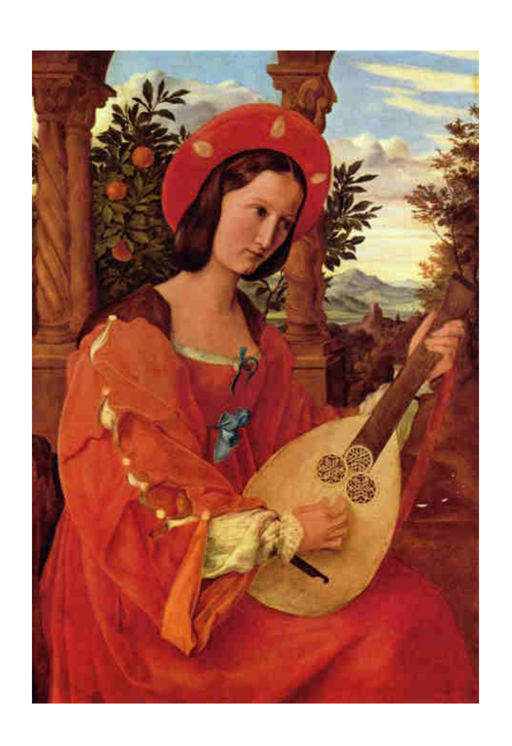
Seinen Roman Alcibiades von 1781 widmete Meißner dem Maler Johann Eleazar Zeissig (Schenau). Schenau schuf die Zeichnung zum Titelbild, die von Ephraim Gottlieb Krüger gestochen wurde.

sene“ und „Johann von Schwaben“. Seine Kantate „Das Lob der Musik“ wurde von Hofkapellmeister Joseph Schuster vertont. Zudem startete Meißner 1778 seine „Skizzen“ (prosaische Aufsätze, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln), die schließlich in 14 Sammlungen erschienen. Sie zeichneten sich durch eine angenehme Art zu erzählen, Einbildungskraft und Witz aus und begründeten maßgeblich seinen Ruf. Meißner hielt in Dresden enge Beziehungen zu führenden Künstlern seiner Zeit, darunter den Hofkapellmeistern Johann Gottlieb Naumann, dessen Biografie er verfasste, Joseph Schuster und Franz Seydelmann, die mehrere Stücke Meißners vertonten, dem aus Zittau stammenden Schriftsteller Karl Friedrich Kretschmann und der Dichterin Elisa von der Recke sowie den Malern Johann Eleazar Zeissig und Crescentius Jakob Seydelmann. Um die Hand der Malerin Dora Stock, einer Tante von Theodor Körner, bemühte er sich vergeblich. Als Vertreter der Aufklärung kritisierte Meißner wiederholt den Hofstaat. Zwei Söhne von Heinrich von Brühl, Hanns Moritz und Alois Friedrich, gehörten trotzdem zu seinem engen Bekanntenkreis. Seit 1780 war Meißner Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. Von 1780 bis 1787 gehörte er der von Johann Samuel Petermann, einem Sohn von Georg Petermann, geleiteten Freimaurer-Loge „Zum goldenen Apfel“ an. Mit der Loge „Herkules“ in Schweidnitz war er zuvor affiliiert.

1785 erhielt Meißner die Professur der Philosophie an der Universität Prag, vermutlich auf Empfehlung von Ernst Platner. Er übernahm aber schließlich die Ästhetik und klassische Literatur. Meißner gab in Prag die Zeitschrift „Apollo“ heraus und gründete ein Buchgeschäft. Er verfasste Biografien zur griechisch-römischen Geschichte wie „Spartacus“, „Epaminondas“ und „Leben des Julius Caesar“ sowie 1796 als Sammelband seine „Kriminal-Geschichten“. In Prag herrschte unter Kaiser Joseph II. ein

tolerantes, aufgeklärtes Klima, das auch die Berufung eines protestantischen Professors wie Meißner zuließ. Mit dem Tod des Kaisers 1790 gewannen jedoch an der Universität restaurative Bestrebungen um den katholischen Klerus an Einfluss, die auch Meißners Lehrtätigkeit erschwerten. 1805 wechselte Meißner nach Fulda als Konsistorialrat und Direktor des Gymnasiums. Wie in Prag kam er als protestantischer Lehrer in ein streng katholisches Umfeld, in dem erst 1802 die Säkularisierung eingeführt worden war. Weil Friedrich Wilhelm von Nassau auf Seiten der Preußen gekämpft hatte, besetzten nach der Schlacht von Jena napoleonische Truppen Fulda. Mit ihnen kam der Typhus, der Meißner 1807 im Alter von 53 Jahren, seiner Frau und zwei Töchtern das Leben kostete.

Meißner war seinerzeit einer der Lieblingsschriftsteller des Publikums und insbesondere bei der weiblichen Leserschaft angesehen. Seine ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnisse ermöglichten ihm anerkannte Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen, Englischen, Italienischen, Lateinischen und Griechischen. Die berühmten Schriftsteller seiner Zeit wie Johann Wolfgang von Goethe und Ludwig Tieck sahen ihn dagegen kritisch mit Hinweisen auf sprachliche Mängel und fehlende Originalität. Nach Meißners Tod gab Christoph Kuffner dessen gesammelte Werke in 56 Bänden heraus.



Clara Bianca von Quandt mit Laute, 1820 von Julius Schnorr von Carolsfeld gemalt. Meißners Tochter heiratete zwölf Jahre nach dem Tod des Vaters in Dresden Johann Gottlob von Quandt. Zu den regelmäßigen Gästen im Hause Quandt gehörten Ernst Rietschel, Gottfried Semper, Karl August Böttiger und Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf. Quandt übte großen Einfluss auf das Kunstgeschehen in ganz Sachsen aus. Er war einer der Mitbegründer des Sächsischen Altertumsvereins und des Sächsischen Kunstvereins sowie Mitglied des akademischen Rats an der Kunstakademie und der Dresdner Galeriekommission. 1830 kaufte er das Rittergut Dittersbach.



Der sächsische Erzähler,

Wochenblatt
für
Bischofswerda, Stolpen und Umgegend.

Amtsblatt des königlichen Gerichtsamtes und des Stadtrathes zu Bischofswerda.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal, **Mittwochs** und **Sonnabends**, und kostet vierteljährlich 12½ Ngr. **Inserate** werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 6 Pf., dergleichen unter vier Zeilen mit 2½ Ngr. berechnet und Dienstags und Freitags bis früh 8 Uhr angenommen.

№ 86.	Sonnabend, den 31. October.	1863.

Reformationsfest.

Der Tag bricht an, der Morgen glänzt
Im ätherreinen Blau,
Das Fest prangt, herbstlich mild bekränzt,
Wie eine Maienau;
Die Sonne freundlich, hold und mild
Strahlt unumwölkt darein.
Mag wohl ihr flammend Himmelsbild
Das Auge Gottes sein?

Der Glocken feierlich Geläut'
Schallt in die Lüfte hehr,
Und Alles singt und Alles freut
Sich heut' zu Gottes Ehr';
Des Glaubenshelden Siegschoral
Steigt im Posaunenton
Empor vom frohen Erdenthal
Zu Gottes ew'gem Thron:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Gott unsre Zuversicht,
Vor ihm die Welt mit Lug und Spott
In Staub zusammenbricht;
Das Wort, der Bibel reines Wort,
Sie soll es lassen stahn,
Gott ist mit uns, Gott unser Hort
Und Christus bricht uns Bahn!"

So jubelt auf aus voller Brust,
Wer's treu und redlich meint,
Und drückt in heil'ger Festeslust
Die Hand dem Glaubensfreund.

Es wallt im feierlichen Zug
Zum Dome Jung und Alt;
Wem je ein Herz im Busen schlug,
Ergreift's mit Allgewalt.

Zum Opfer steigt mit Orgelklang
Preis, Ruhm und Dank und Fleh'n
Im Liederton und frommen Sang
Hinauf zu Gottes Höh'n:
„Erhalt' uns, Herr, in reiner Lehr'
Und mach' uns fest und treu,
Daß unser Glaube starke Wehr'
Und Sieg hienieden sei."

„In Deine Hut nimm, Gott der Macht,
Dein Wort in Jesu Christ,
Und zeig' dem bösen Geist der Nacht,
Daß Du Regente bist!"
So wogt des Liedes Wellenschlag
Durch's heil'ge Gotteshaus,
Der Kranke ruft's im Stillen nach
Von seiner Zelle aus.

O Tag des Herrn, von Gott gemacht,
Vergiß ihn, Sachsen, nicht;
Nach Glaubenszwang und finstrer Nacht
Erschien sein helles Licht.
Der Wahrheit Glanz, das sei Dein Stern,
Dein Anker Glaubenstreu:
Du wirst im Dienste Deines Herrn,
Im Licht der Wahrheit frei!

Langebrück.

K. W. Mittag, Lehrer.

Karl Wilhelm Mittag veröffentlichte mehrere Gedichte im „Sächsischen Erzähler".

Mittag, Karl Wilhelm

Stadtchronist von Bischofswerda
24.12.1813 Rammenau – 29.04.1864 Langebrück

V: Johann Gottlieb, Häusler in Rammenau; M: Eva Rosina geb. Häntsche (*1.9.1785 Rauschwitz, †24.11.1840 Rammenau), Tochter eines Freibauern; G: Johann Gottlieb (*24.3.1808 Rammenau, † nach 1840), Hanne Eleonore (*13.8.1822 Rammenau, † nach 1840); E: 1843, Emilie Paulina geb. Lommatzsch (Tochter von Karl Gottfried Lommatzsch, Rittergutspächter und Gutsbesitzer in Burkhardswalde; ? Pferdezüchter Gottfried Leberecht Lommatzsch, *1803 Burkhardswalde)

Karl Mittag stammte aus einfachen Verhältnissen. Er besuchte an seinem Geburtsort Rammenau die Schule und blieb der Heimat zeitlebens verbunden. Mit seinem ehemaligen Kirchschullehrer Johann Gottlob Riedel war er befreundet. Von 1830 bis 1834 besuchte Mittag das Fletcher'sche Lehrerseminar in Dresden. Zurückgehend auf eine Stiftung von Friederica Christiana Elisabeth Freifrau von Fletcher aus dem Jahre 1769 war es 1825 gegründet worden. Es sollte Kindern aus einfachen Familien den Zugang zum Lehrerberuf ermöglichen. Unterricht und Wohnung waren kostenlos. Das Seminar stand unter der Administration von Detlev Graf von Einsiedel, der wenige Jahre zuvor als sächsischer Kabinettsminister der Stadt Bischofswerda eine Denkmalbüste für König Friedrich August den Gerechten gestiftet hatte. 1835 erhielt Mittag seine erste Anstellung als Hilfslehrer in Siebenlehn. Ab 1837 arbeitete er als Kirchschullehrer und Organist in Heynitz bei Meißen. Hier zeichnete Mittag für die Ausgestaltung der 300-Jahr Feier der Reformation, von Heinrich dem Frommen 1539 im albertinischen Sachsen eingeführt, unter dem Patronat von Christian Gottlob Adolph von Heynitz mitverantwortlich. 1842 wurde die Heynitzer Kirche umgebaut und dabei die Orgel umgesetzt. Am 30. April 1849 gehörte Mittag zu den Rednern einer Volksversammlung in Meißen, die zur Anerkennung der Frankfurter Verfassung aufriefen.

Mittag war wissenschaftlich sehr interessiert. In Meißen gehörte er der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS an und auch zur Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz hatte er Kontakt. (Die zitierte korrespondierende Mitgliedschaft konnte in den Mitgliederverzeichnissen nicht bestätigt werden.) Die ISIS Meißen wurde zu jener Zeit vom Mediziner Dr. Körner und die Muttergesellschaft in Dresden von dem bedeutenden Naturwissenschaftler Ludwig Reichenbach geleitet.
Zu den bekanntesten Projekten in Meißen zählte die „Chronik des Gartenwesens und Feuilleton der Isis“, herausgegeben von Karl Andreas Geyer. Mittag selbst überarbeitete 1853 das

„Religions- und Spruchbuch für evangelisch-lutherische Volksschulen mit Rücksicht auf Dr. Mart. Luthers kleinen Katechismus“ von Karl W. Lotze, erschienen in der 8. Auflage bei Klinkicht Meißen. Bei diesem Verlag publizierte er 1858 auch sein „Handbuch zur Gewichtsreform in Sachsen: Die gesetzlichen Bestimmungen. Über Einführung eines allgemeinen Landesgewichts“ im Zusammenhang mit den Standardisierungsbestrebungen des Deutschen Zollvereins, das sich sowohl an Geschäftsleute wie auch an Privatpersonen richtete.

Von dem befreundeten Verleger Friedrich May, seinerzeit kurz vor dem Eintritt in die Dresdner Freimaurerloge „Zu den drei Schwertern“, der auch Christian Gottlob Adolph von Heynitz angehört hatte, ließ sich Mittag überzeugen, für Bischofswerda eine neue Chronik anzufertigen. Die vormalige aus dem Jahre 1713 ging auf den Bischofswerdaer Kantor Christian Heckel zurück. Heckel schrieb darin die Arbeit von Michael Pusch, Archidiakonus in Pirna, fort, die dieser in zwei Auflagen 1658 und 1659 in Dresden veröffentlicht hatte. Mittag ergänzte nicht nur die letzten anderthalb Jahrhunderte, sondern führte eigene umfangreiche Recherchen im königlich-sächsischen Hauptstaatsarchiv, im Meißner Stiftsarchiv und im geheimen Finanzarchiv durch und übersetzte vielfach originale Urkunden aus dem Lateinischen und dem mittelalterlichen Deutsch. Detailliert schilderte er historische Ereignisse wie die Einführung der Reformation und den großen Stadtbrand von 1813, aber auch die wirtschaftliche Tätigkeit über mehrere Jahrhunderte. Mittags Chronik von 1861, dem 500. Jahr seit der Erteilung des Stadtrechts an Bischofswerda, ging in ihrer Detailtreue und Vollständigkeit weit über ihre Vorgänger hinaus und hat bis heute keinen entsprechenden Nachfolger gefunden. Diese Chronik, deren Erscheinen sich am 30. Juni 2011 zum 150. Mal jährte, ist ein noch heute häufig zitiertes historisches Werk und wurde inzwischen wieder neu aufgelegt.

1862 ging Mittag als Kirchschullehrer nach Langebrück. In seinen letzten Jahren veröffentlichte er bei May im „Sächsischen Erzähler“ mehrere Gedichte, darunter im Februar 1864 zu Ehren seines ehemaligen Lehrers Johann Gottlob Riedel anlässlich dessen 50-jährigen Amtsjubiläums. Schon zwei Monate später mussten Riedel und May an gleicher Stelle dem Freund mit einem Nachruf gedenken.

Quellen: Kirchenarchiv Rammenau; www.h-conrad.de (Die Schüler des Lehrerseminars von 1825 bis 1925); „Bischofswerda in der Chronik, Erinnerungen an Mittags-Chronik, die vor 70 Jahren am 30. Juni erschien“. Unsere Heimat, Beilage zum Sächs. Erzähler, Nr. 26, 29. Juni 1931; Allgemeine deutsche naturhistorische Zeitung, Gesellschaft Isis in Dresden, Jg. 1846, 1856; Sächsisches Kirchen- und Schulblatt, Bd. 12, Verlag Dörffling und Franke, 1862, S. 112; Der Sächsische Erzähler, Nr. 86/31. Oktober 1863, Nr. 92/21. November 1863, Nr. 13/13. Feb-

Nachruf

dem in Gott ruhenden Kirchschullehrer
Herrn **Carl Wilhelm Mittag**
zu Langebrück, gestorben den 29. April 1864.

Was im Leben, theurer Verklärter, Dir Dein ehemaliger Lehrer und treuester Freund, ob Deiner edlen Bescheidenheit, nicht sagen konnte und durfte, das ruft er Dir jetzt in stiller Wehmuth, nachdem Dein segensreiches Tagewerk hienieden vollendet und ein höherer Wirkungskreis Dir geworden, ein schönerer Frühling Dir nun angebrochen ist, zu Deinem Nachruhme, frei vor der Welt zu:

O, daß wir Dein Lob recht besingen könnten, das Du Dir bereitet hast bei den Deinen, bei den Bewohnern in H. und L. und auch in unserer Brust! Ausgezeichnet durch Vorzüge des Geistes und Herzens, warst Du ein geschickter und eifriger, äußerst thätiger, treuer Lehrer und Arbeiter im Weinberge und lieblichen Garten des Herrn unsers Gottes, ein liebevoller Gatte und sorgender Vater, ein aufrichtiger, wohlmeinender und theilnehmender Freund, ein treues Herz, das für Alle redlich schlug, als Mensch und Christ Allen theuer und werth! Was Du zur Bildung des menschlichen Geistes, zur Verbreitung des Wahren und Göttlichen und zur Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes in nahen und weiten Kreisen unter großen Mühen und Anstrengungen gewirkt und gethan, und was Du auch uns gewesen, das wird Allen unvergeßlich bleiben! Hast Du doch eine Saat gesäet, die bis in alle Ewigkeit reiche Früchte trägt! Möge der Reichthum der göttlichen Gnade Dich in einer höhern, bessern Welt beglücken und Dir den Lohn spenden, den die arme Erde Dir nicht zu geben vermochte!

Dein aufgeschwungener Geist blicke segnend herab auf die Deinen und auf die, denen Du Lehrer und Erzieher warst, und auf uns, die wir noch im Lande der Unvollkommenheit, der Prüfungen und der Schmerzen weilen! Wir blicken in obsiegendem Glauben und erhebender Hoffnung hin auf jenes Vaterhaus, für das wir hienieden erziehen und selbst noch erzogen werden.

Dem Andenken
meines unvergesslichen Freundes
Herrn Carl Wilhelm Mittag,
Kirchschullehrer zu Langebrück,
gestorben den 29. April 1864.

Auch Du nicht mehr! Auch Du dem Tod verfallen,
Der besten Einer, heiss geliebter Freund!
Geschlossen schon sind jene dunklen Hallen,
Die mit dem Urstoff deinen Leib vereint.
Es schweift mein Blick in unbegrenzte Fernen,
Will fragen dort in jenen ew'gen Sternen,
Warum so früh schon aus dem Erdenthal,
Dein Geist emporstieg in den Sternensaal?

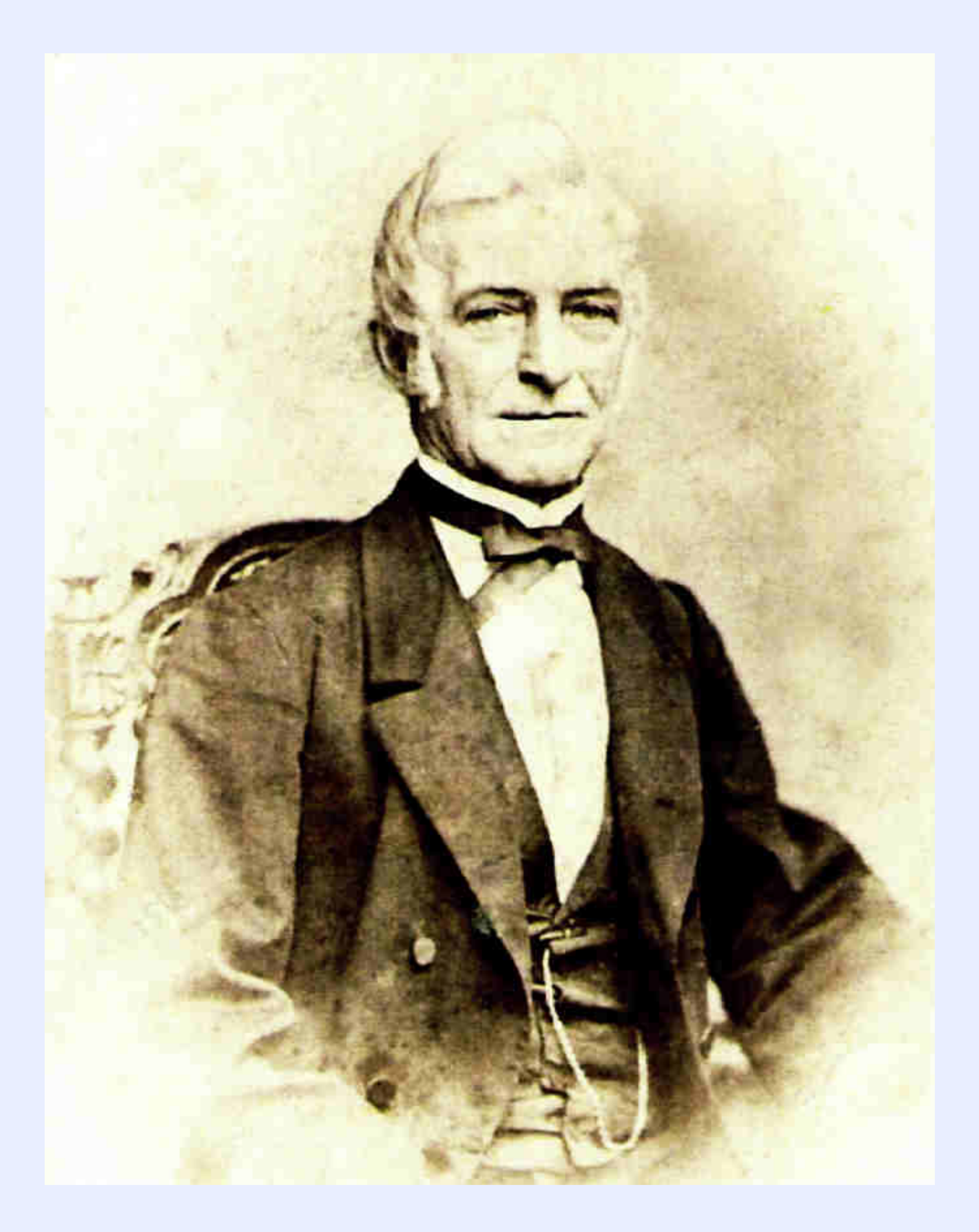
Doch keine Antwort tönt aus jenen Höhen;
Des Räthsels Lösung will der Weltgeist nicht.
So bleibt der Mensch auf dunklen Wegen stehen
Und sucht umsonst Gewissheit, Klarheit, Licht!
Sie ziehen hin, die uns so nahe standen,
Bei denen Trost wir und Erhebung fanden.
Mit denen wir im Leben oft verkehrt
Und manchen Becher süsser Lust geleert.

Doch wie es uns, so geht es tausend Andern;
Der früh, der später seinem Ziele naht.
Wir müssen Alle rastlos weiter wandern
Und immer weiter — rückwärts führt kein Pfad.
Noch Keinen hat die strenge Zeit vergessen,
Ob er auf hohem Kaiserthron gesessen,
Ob ihm gefallen war der Armuth Loos,
Ob er ein Held war ruhmesvoll und gross.

Schlaf wohl mein Freund in Deiner engen Zelle,
Von Frühlingshauch und Blumenduft umweht.
Dein freier Geist schaut jetzt die Tageshelle,
Die fleckenlos in Ewigkeit besteht.
Wir werden dort vielleicht uns wiedersehen,
Wo wir dem grossen Urgeist näher stehen,
Wo neues Leben, neue Freuden blühn
Und neue Geistesflammen uns durchglühn.
Bischofswerda, 5. Mai 1864. Fr. M.

Nachruf im „Sächsischen Erzähler“, Wochenblatt für Bischofswerda, Stolpen und Umgegend, Nr. 37/ 7. Mai 1864.

ruar 1864, Nr. 37/ 7. Mai 1864; Carl Ramming: „Ramming‘s Kirchlich-statistisches Handbuch für das Königreich Sachsen ... Nach handschriftlichen Angaben und amtlichen Quellen bearbeitet“. Ausg. 6, Ramming‘sche Buchdruckerei, 1859; Franz Otto Stichart: „Jubelchronik der dritten kirchlichen Säcularfeier der Einführung der Reformation in Sachsen: zur Erinnerung für das kommende Geschlecht auf das Jubeljahr 1939“. Grimma, 1841; Wilhelm Haan: „Kirchlich-statistisches Handbuch für das Königreich Sachsen oder Verzeichnis der in dem Königreiche Sachsen angestellten Geistlichen, Schulmeister, Schullehrer, Cantoren aller Confessionen“. Bd. 3, Dresden, 1838; Cornelius Gurlitt: „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“. Bd. 41, 1923, Meinhold Dresden; Dresdner Journal. Herold für sächsische und deutsche Interessen. Redigirt von Karl Biedermann, Bd. 5, Teubner, 1849; Friedrich Adolf Peuckert: „Die ger. und vollk. St. Johannisloge zu den drei Schwertem und Asträa zur grünenden Raute im Orient Dresden 1738–1882“. Bruno Zechel, 1883; Adressbücher der Stadt Dresden



Johann Gottfried Nake.

Nake, Johann Gottfried

Amtsverwalter und Schafzüchter der Wettiner
06.05.1770 Dresden – 18.04.1855 Kleindrebnitz

V: Johann Gottfried (*13.1.1726 Pillnitz, †4.4.1780 Dresden), kurfürstlicher Holzanweiser im Ostraer Holzhof, Sohn von Georg Nake aus Pillnitz und Sabine geb. Kegel aus Mühlsdorf bei Lohmen; M: Johanne Charlotte geb. Klippgen (*1735 Meißen ?, †15.12.1807 Dresden), Tochter eines Schneidermeisters aus Meißen; G: Karl Friedrich (*29.10.1771 Dresden, Inhaber einer Materialwarenhandlung in Dresden, verh. mit Sophie Friederike Ursinus, Tochter des Wilsdruffer Bürgermeisters), Christoph Traugott (*4.1.1773, †11.10.1847, kurfürstlicher Geheimer Registrator beim Geheimen Rat), Eva Charlotte Gertraude (*9.6.1775 Dresden, †8.5.1827, verh. mit dem kursächsischen Pagenmeister und Pfarrer in Wachau Heinrich Benjamin Eras), Christine (13.9.1776–17.9.1776), Marie Elisabeth (14.2.1778–1.5.1782); E: 7.9.1797 Wachau, Friederike Auguste geb. Schmaltz (*25.12.1773 Stolpen, †8.2.1864 Kleindrebnitz); K: Ernst Wilhelm (*3.9.1798, †13.10.1876 Pirna, langjähriger Gerichtsamtmann in Altenberg), Auguste Wilhelmine (*8.4.1800 Rennersdorf, †24.6.1870 Bischofswerda, verh. mit Ernst Traugott von Zenker, Rittergutsbesitzer auf Steinigtwolmsdorf und Ringenhain), Hermann Ludwig (27.6.1801–21.4.1877, Gymnasium Schulpforte, Advokat, Gerichtsdirektor, Mitarbeit in der Kommission für Ablösungen und Gemeinheitsteilungen, Stadtrat in Dresden, Vater des 2. Bürgermeisters Dr. jur. Ernst Heinrich Nake), Auguste Louise (*3.11.1802, †28.9.1882 Radeberg, verh. mit dem Pfarrer von Wachau Ernst Albert Eras), Julius Moritz (25.1.1804–30.11.1811), Pauline Charlotte (*22.8.1805, †26.4.1903 Pirna, verh. mit dem Pfarrer von Podelwitz Johann Karl Gottlieb Lohse), Laura Heloise (20.1.1807–12.11.1862, verh. mit dem Direktor der Königstädtischen Realschule Berlin Gabriel Marie Theodor Dielitz), Bernhard Theodor (1.4.1808– 1.10.1859, Advokat in Radeburg, Neustadt, Bischofswerda, Ebersbach), Bruno Maximilian (10.8.1810–1.9.1811), Alwin Bruno Julius (*14.4.1812, †29.9.1868 Bischofswerda, aufgrund einer geistigen Erkrankung erwerbsunfähig), Moritz Theophron (*6.12.1813, † um 1870 in Brasilien, Studium an der Forstakademie Tharandt, Pächter landwirtschaftlicher Güter, Landesproduktenhändler in Dresden, angestellt in der Mineralwasseranstalt seines Schwagers Dietrich Reh), Oswald Theodor (31.8.1818–18.1.1883, Advokat in Leisnig, Mitglied des sächsischen Landtags 1849/1850)

Nake verlor früh seinen Vater. Die Mutter konnte ihren Kindern dennoch eine gute Ausbildung ermöglichen. In Dresden, wo die Familie das Haus Wilsdruffer Gasse 16 besaß, besuchte Nake die Kreuzschule. Ab 1791 studierte er zusammen mit seinem Bruder Christoph Traugott in Leipzig Kameralwissenschaften. Danach absolvierte Nake im Kammergut Rennersdorf ein Praktikum. Ab 1794 arbeitete er als Wirtschaftsschreiber im Vorwerk Lohmen und ab Dezember 1795 in Rennersdorf, den zwei sächsischen Stammzuchtstellen für Merinoschafe.

1796 übernahm Nake das Kammergut Rennersdorf als Administrator im Range eines Amtsverwalters. Er gehörte damit neben dem in Stolpen residierenden Justizamtmann Benjamin August Scheibner und dem Rentbeamten Johann Gottfried Traugott





„Vorwerk“ Kleindrebnitz: Historische Torausbildung der mit Kreuzgewölben gedeckten Hofeinfahrt (oben); heutige Ansicht (rechts).

Conradi zu den höchsten Vertretern des Kurfürsten im Amt Stolpen. Das Kammergut unterstand direkt dem Geheimen Finanzkollegium ohne zwischengeschaltete Mittelbehörde. Nake verantwortete mehrere Vorwerke und Schafzüchtereien sowie die Schäfereischule in Stolpen. Das Amt Stolpen ging auf ehemals bischöflichen Besitz um Stolpen und Bischofswerda zurück, der seit 1559 den Kurfürsten gehörte. Die Amtsschösser oder Amtsverwalter fungierten als unmittelbare Vertreter der jeweiligen Landesherren, wobei den örtlichen Erbrichtern, wie beispielsweise in Kleindrebnitz, relativ große Eigenständigkeit gewährt wurde.

Eine Aufgabe des Amtsverwalters im Kammergut Rennersdorf bestand darin, die feudalen Fronleistungen der Bauern und Häusler aus den Amtsdörfern einzufordern. Allerdings profitierte das Kammergut davon in geringerem Maße als das Amt in Stolpen. Die umliegenden Dörfer hatten dem Kammergut Gesinde zu stellen und mussten aushelfen, wenn dessen eigenes Personal die Arbeit nicht schaffte. Viele Fronarbeiten wurden auch in den dem Kammergut zugeordneten Vorwerken, z. B. in Altstadt, und den Schäfereien geleistet. Erich Barth schreibt: „Die Ackerdörfer waren gehalten, alle zum Vorwerk Rennersdorf gehörenden Getreidefelder allein zu bestellen und abzuernten“ (zu den Ackerdörfern gehörten beispielsweise Lauterbach und Wilschdorf) sowie: „Das große Kammergut Rennersdorf bestellte

seine eigenen Felder und die der angegliederten Schäferei selbst."

Auf den kurfürstlichen Besitzungen Lohmen und Rennersdorf sowie nach der Aufhebung eines völligen Verkaufsverbots auch von verschiedenen Rittergütern wurden besonders feinwollige Merinoschafe („Elektoralschafe") gezüchtet. Die Qualität der „Elektoralwolle" überstieg jene der seit 1765 unter dem Prinzregenten Xaver aus Spanien eingeführten Merinos und machte Sachsen zu einem führenden Exportland für Schafwolle, die außerdem die Grundlage der prosperierenden sächsischen Textilindustrie darstellte. Nakes Zuchtleistungen machten ihn international bekannt und wohlhabend. Von 1779 bis 1811 wurden von Rennersdorf insgesamt 10.000 Tiere an inländische Schäfereien abgegeben. Der Gesamtbestand durch Merinos veredelter



1802 gab es in ganz Australien erst 33.000 Schafe. 1812 gelang es John Macarthur, die ersten sächsischen Merinos zu importieren.



Das Kammergut Rennersdorf (Gustav Täubert/Wilhelm Riedel, Deutsche Fotothek, Lizenz CC BY-SA 4.0).

Schafe in Sachsen belief sich 1800 auf 90.000. 1804 befanden sich in den kurfürstlichen, ab 1806 königlichen Schäfereien 3.400 reinblütige Merinos spanischer Abstammung. Eingeführt hatte man anfangs etwa 200 Tiere.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit in Rennersdorf betrieb Nake privat Karpfenteichwirtschaft. Er hatte dazu den Goldbacher und Weickersdorfer Teich aus dem Besitz des Amtes Stolpen gepachtet. Um die Teiche besser bewirtschaften zu können, erwarb er 1810 eine benachbarte Fläche der Gemeinde Kleindrebnitz. Statt der geplanten einfachen Hilfsgebäude ließ er sich hier 1811 von Gottlob Friedrich Thormeyer ein größeres Anwesen mit Wohnhaus, Scheune und Zugviehstall errichten. Die im Ort dafür heute übliche Bezeichnung als „Vorwerk" ist nicht korrekt. Der



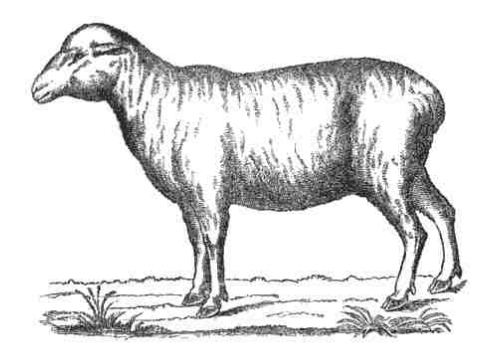
Johann Gottfried Nake kaufte das Erbgericht Kleindrebnitz 1822 von Johann George Steglich, 1849 verkaufte er es an Carl Gottfried Gnauck. Das Foto wurde von Uwe Fiedler der Wikipedia zur Verfügung gestellt.

Gebäudekomplex war das private Anwesen des Verwalters des königlichen Kammergutes und nicht dessen Außenstelle. Es wurde zur Gründungszeit auch nur als „Anbau“ (zu den Amtsteichen) bezeichnet.

Nakes Schäfereien wurden während des napoleonischen Kriegs bis 1813 geplündert und verwüstet, weil mehrmals Truppenverbände durch die Gegend um Stolpen zogen. Um die Herden aufzufrischen, ergänzte man danach den Rennersdorfer Bestand mit Tieren aus dem Ausland. Auch die fronpflichtigen Dörfer litten unter den Nachwirkungen des Kriegs. In den Folgejahren vergrößerte Nake sein privates Anwesen in Kleindrebnitz durch den Kauf benachbarter Flächen erheblich. Die Teiche legte er schrittweise still und er begann, auf eigene Rechnung Schafe zu züchten. Der Komplex umfasste schließlich sieben Gebäude einschließlich zweier Schafställe und einer Brennerei.
1819 gelang es Nake, die Flächen der Amtsteiche für 2.100 Taler zu kaufen. Der zuständige Amtshauptmann von Stolpen war seinerzeit Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf. Als Mitarbeiter beim Geheimen Finanzkollegium blieb jener auch in den Folgejahren eine wichtige Bezugsperson für Nake.

Nake bewirtschaftete sein Anwesen nicht selbst, sondern übertrug dies einem Vogt. 1822 kaufte er zusätzlich das Kleindrebnitzer Erbgericht. Nakes Motive bestanden darin, zum Vorwerk benachbarte landwirtschaftliche Flächen zu erwerben und neben der Schafzucht auch herkömmliche Landwirtschaft betreiben zu können. Eine Rolle spielte vermutlich aber auch, dass der Unternehmer in Kleindrebnitz und hohe königliche Vertreter in Rennersdorf dadurch zusätzlich Einfluss auf die örtliche Gerichtsbarkeit in Kleindrebnitz erlangte. Zu Nakes Obliegenheiten gehörte die Organisation der Fronleistungen, die das Dorf gegenüber Kammergut Rennersdorf und Amt Stolpen zu erfüllen hatte. Als „Dungdorf" war Kleindrebnitz für die Düngung der königlichen Felder zuständig, man musste Gehöftarbeiten leisten, die Flachsfelder bearbeiten, Holz- und Transportarbeiten übernehmen und die Jagden unterstützen. Die Fluren sollten von den Schafen des Kammergutes „behütet" werden. Als Grundbesitzer in Kleindrebnitz war Nake Fronpflichtiger, als Administrator in Rennersdorf Kontrolleur. Sein Versuch, Ausschank und Beherbergung sowie die Durchführung von Versammlungen vom Erbgericht in das Vorwerk zu verlegen, scheiterte am Widerstand der Kleindrebnitzer. Damit musste er auch seinen Plan aufgeben, die Erbgerichtsgebäude komplett zu vermieten und die Flächen ausschließlich vom Vorwerk aus zu betreiben.

Wegen der Bedeutung der Schafzucht für Sachsen bestand in den 1820er Jahren „Die wegen Veredelung der Schäfereien im Königreiche Sachsen Verordnete Commission". Sie unterstand direkt dem Geheimen Kabinett unter Detlev Graf von Einsiedel und wurde von Peter Carl Graf von Ho-



„Dem Elektoralschafe war eigen: eine kleine Figur von feinem Knochenbau; langer schwacher Kopf, feiner Hals, hoher scharfer Stock mit schmalem Rücken, schmales abgeschliffenes Kreuz; seichte enge Brust mit solchem Bauche; hohe Beine mit mageren Schultern und Schenkel; ein feines Fell ohne Falten mit schwachem Köder" (Georg May: „Das Schaf: seine Wolle, Rassen, Züchtung, Ernährung und Benutzung, sowie seine Krankheiten", Bd. 1, Breslau 1868, S. 181–182; Abb.: vierjähriges Mutterschaf, Rudolph André 1824). Der in Wilschdorf bei Rennersdorf aufgewachsene Robert Heller erwähnte die Elektoralwolle in seinem Roman „Der Schleichhändler".



Auf dem Territorium des Amtes Stolpen (AS) lebten 1832 etwa 28.500 Menschen, davon ungefähr 24.000 in Dörfern.

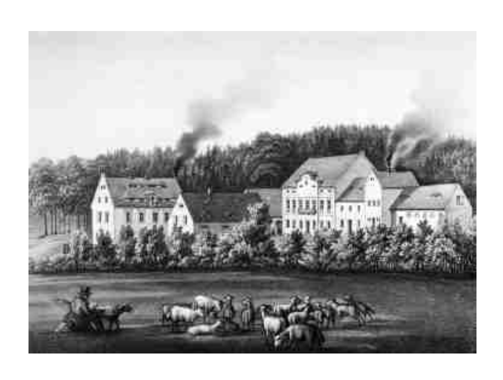
henthal geleitet. Neben Nake gehörte ihr auch der Lohmener Amtsverwalter Edmund Sison an.

Nakes private Schafzucht blieb wirtschaftlich weniger erfolgreich als gehofft. König Friedrich August der Gerechte wollte nach den napoleonischen Kriegen mit dem kurzfristig ertragreichen Export von Zuchtschafen die Not im Land lindern, beförderte damit aber gleichzeitig verstärkte Konkurrenz, beispielsweise aus Australien. Auch in den USA und Russland waren sächsische Merinos gesucht. Die immer populärer werdende Baumwolle und billige Importe aus England verminderten die Nachfrage der Textilindustrie nach Schafwolle. Der sächsische Schafbestand sank in zwei Jahrzehnten bis 1855 um ein Drittel auf etwa 400.000. Zudem verursachte die Hochzüchtung der Elektoralschafe Inzuchtprobleme. Kritiker bemängelten eine einseitige Überbetonung der Wollqualität zulasten eines stabilen Körperbaus. Verteidigt wurde Nake von August Gottfried Schweitzer, der ab 1830 an der Forstakademie Tharandt eine neu geschaffene landwirtschaftliche Abteilung leitete und den Stammzuchtstellen Lohmen und Rennersdorf als Schäferei-Kommissar vorstand.

Die 1830er Jahre waren in Sachsen durch tiefgreifende Reformen unter König Anton dem Gütigen und dem neu ernannten Mitregenten Friedrich August II. geprägt, die auch die Arbeit Nakes beeinflussten. Bruno Barthel schrieb 1907 in „Altes und Neues aus

Groß- und Kleindrebnitz“ mit Bezug auf die Wirkungen des von Heinrich August Blochmann mitverfassten Gesetzes über „Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“, das Sachsens Bauern bis 1852 schrittweise von vielen Frondiensten und Abgaben befreite: „Nachdem alle diese Ablösungen geordnet waren, wurden die Grundstücksbesitzer hier und anderwärts eigentlich erst freie Herren ihres Eigentums und hatten nun ein ganz anderes Interesse an der Verbesserung desselben wie früher. Deshalb wurde dadurch auch ein gewaltiger Fortschritt in der sächsischen Landwirtschaft eingeleitet und damit in der Hauptsache auch ein erfreulicher Aufschwung der ganzen wirtschaftlichen Lage unseres Vaterlandes hervorgerufen.“ Wenn die Grundbesitzer die Ablösesummen nicht aufbringen konnten, erhielten sie von der Landrentenbank Kredit. Hinsichtlich der Verpflichtungen gegenüber dem Kammergut Rennersdorf begannen beispielsweise die Rentenzahlungen in Großdrebnitz 1838. Das Kammergut Rennersdorf unterstand seit 1831 dem neu eingerichteten Finanzministerium unter Heinrich Anton von Zeschau. Nake gehörte dem von Zeschau geleiteten Verein für Statistik des Königreichs Sachsen an, für den auch Paul Hermann arbeitete und dessen Aufgabe darin bestand, mit statistischen Erhebungen zur Bevölkerung und Wirtschaft die Regierung zu unterstützen.

Nake beteiligte sich seit den 1820er Jahren aktiv an der Arbeit mehrerer elitärer Vereine. Wie Gottlob Friedrich Thormeyer und Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf gehörte er der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen an. Mitglied war auch Peter Carl Graf von Hohenthal, dessen Vater, ein Konferenzminister, zu den Gründern gehört hatte. Nake beantwortete hier Fragen zu Klee und Kohlgewächsen und kommentierte Artikel zur Schafzucht. 1823 hatte er in der „Deputation für landwirtschaftliches Bau- und Maschinenwesen“ mit Georg Heinrich von Carlowitz, Gustav von Flotow, Landbaumeister Friedrich Gottlob Röber, Rudolf Sigismund Blochmann und Wilhelm Gotthelf Lohrmann zusammengearbeitet. Sie bewerteten die Einrichtung der Ställe und Düngerstätten. 1837 nahm Nake an der ersten Versammlung deutscher Landwirte in Dresden teil. Zu den sächsischen Teilnehmern der von August Gottfried Schweitzer maßgeblich organisierten Veranstaltung zählten auch Nakes Sohn Moritz Theophron aus Kleinwolmsdorf, Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf und Heinrich August Blochmann. Nakes Ehrenmitgliedschaft im Sächsischen Altertumsverein ist insofern sehr bemerkenswert, dass sich dieser Verein durch eine erlesene Mitgliederschaft auszeichnete. Karl August Böttiger und Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jän-



Schafherde vor der Cicorienfabrik Goldbach (1859), nahe dem Kleindrebnitzer „Vorwerk“ gelegen. (Deutsche Fotothek, CC BY-SA 4.0)

kendorf waren maßgeblich an der Gründung beteiligt gewesen. In den 1830er und 1840er Jahren gehörten Oberhofprediger Christoph Friedrich Ammon, der Pädagoge Karl Justus Blochmann, Theodor Hell, Ernst Rietschel und Gottfried Semper zu den berühmtesten Mitgliedern. Kronprinz Johann stand dem Präsidium vor. Die Ehrenmitgliedschaft ist vermutlich vor dem Hintergrund zu sehen, dass Nake 1841 dem im Großen Garten neu eingerichteten Museum des Altertumsvereins das Wochenbett der Kurfürstin Anna sowie Gemälde übereignete, die er während des letzten napoleonischen Kriegs aus Schloss und Schlosskapelle Stolpen geborgen und danach aufbewahrt hatte.

1844/45 wurden beim Bau der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahn Kleindrebnitzer und Weickersdorfer Flur und damit auch Weideflächen von Nake durchschnitten. 1849 verkaufte er das Erbgericht Kleindrebnitz an Carl Gottfried Gnauck, den Vater von Ernst Gnauck. Seit der sächsischen Landgemeindereform von 1838 stand Carl Gottfried Gnauck als erster gewählter Gemeindevorstand dem Dorf vor.

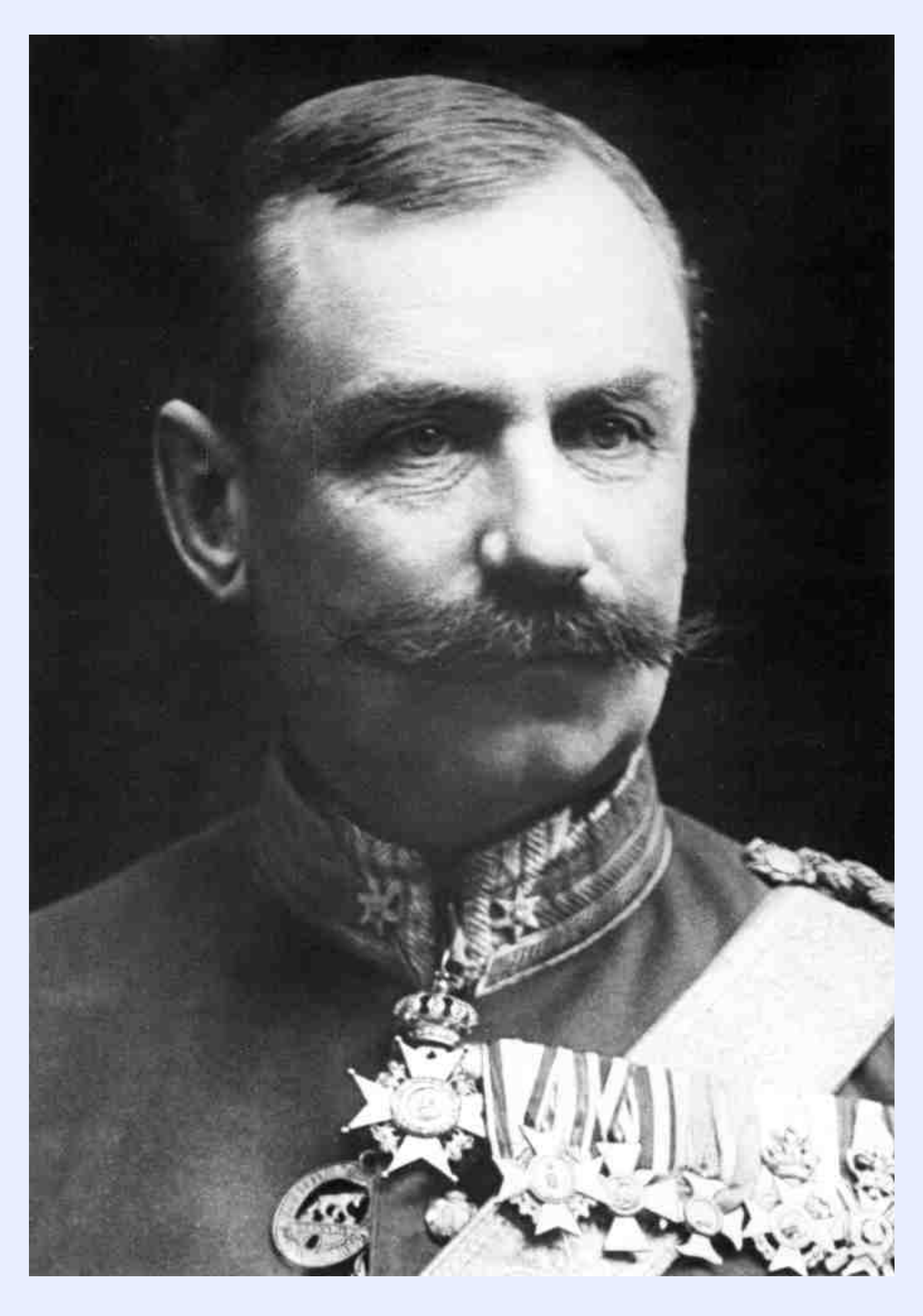
Weil er weiterhin in Rennersdorf wohnte, hatte Nake seine Anwesen in Kleindrebnitz zeitweilig vermietet bzw. verpachtet. 1849 wurde Max Neumeister im Vorwerk geboren. Der Vermerk bei Bruno Barthel zu einer Wohnung der Familie Neumeister dort ist sehr glaubwürdig. Der Vater von Max Neumeister, Heinrich Neumeister, war königlicher Jäger in Revieren der Stolpener Amtsdörfer. 1851, im Jahr des Wegzugs der Neumeisters nach Leubsdorf, bezog Nake selbst sein Anwesen, nachdem er sich in seinem 82. Lebensjahr hatte pensionieren lassen, weil das Rennersdorfer Kammergut verpachtet worden war. Aus Altstadt bei Stolpen stammte der Orgelbauer Wilhelm Leberecht Herbrig. Für ihn wird ab 1852 eine Werkstatt in Kleindrebnitz angegeben, ohne dass es Hinweise auf die genaue Ortslage gibt. Auch hier ist denkbar, dass er Räumlichkeiten im Vorwerk angemietet hatte. Schon 1828 besaß dessen Vater, Christian Gottfried Herbrig, eine – ebenfalls nicht lokalisierte – Werkstatt in Kleindrebnitz, als er die Großdrebnitzer Orgel baute. Wilhelm Leberecht Herbrig zog 1864 von Kleindrebnitz



Die ehemals königlich-sächsische Zucht bildet eine der fünf Hauptstammlinien der australischen Merinos. Schafe dieser Rasse gelten nach wie vor als die besten Wolllieferanten. Foto: Steven Walling (Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0)

nach Neudrebnitz, im selben Jahr, als die Witwe Nake in Kleindrebnitz verstorben war. Das Vorwerk befand sich seit 1857 im Besitz von Nakes Enkel Ernst Julius von Zenker und wurde später als Industriestandort genutzt.

Quellen: Heinrich Nake: „Angehörige der Familien Nake und Schmaltz vom Ausgange des 18. Jahrhunderts bis 1912“; Roland Paeßler: „Zur wechselvollen Geschichte der sächsischen Schafzucht“. In: Aus Natur und Volksweisheit, hrsg. vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Bautzen 2003, S. 201–205; Roland Paeßler: „Nake, Johann Gottfried“. Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky, 2006; Roland Paeßler: „Die Erbrichter in der Umgebung von Bischofswerda“. In: Mathias Hüsni (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 3, Burkau 2008, S. 8–16, zusammengestellt und bearbeitet von Dr. Uwe Fiedler; Dresdner Adressbücher, 1799, 1862, 1868; Churfürstlich-Sächsischer Hof- und Staatscalender, 1799, 1826; Cornelius Gurlitt: „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“; Wilhelm Adolf Lindau: „Dresden und die Umgegend“. Arnoldische Buchhandlung, Bd. 2, 1822; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft“. 1925; Schriften und Verhandlungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1828; Bruno Barthel: „Altes und Neues aus Groß- und Kleindrebnitz“. Friedrich May Bischofswerda, 1907; Amtlicher Bericht Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Dresden, 1838; Heinrich Janke: „Die Wollproduktion unserer Erde und die Zukunft der deutschen Schafzucht: Nebst praktischen Züchtungsregeln“. Joh. Urban Kern, Breslau, 1864; August Gottfried Schweitzer: „Ausführlicher Bericht über einen in der königl. sächsischen Stammschäferei zu Rennersdorf mit der Erziehung zweijähriger Kammwolle gemachten Versuch“. In: Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen, Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthum, Bd. 39, S. 129–135, Calve, 1835; Mittheilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 1833; Sächsischer Altertumsverein: Mittheilungen, Ausg. 7–14; Bericht über die Arbeiten des Königl. Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung Vaterländischer Alterthümer, 1841, 1842; Bruno Barthel: „Die Stolpener Amtsteiche und das Vorwerk Kleindrebnitz“. Beilage „Unsere Heimat“ zum „Sächsischen Erzähler“, Nr. 6–7, 1922; Dr. Klaus Mann, Mitteilungen zur Orgelbauerfamilie Herbrig; Erich Barth: „Frondienste für die Burg und das Amt Stolpen“. Stolpner Hefte, H. 9, 2001



Max Neumeister (Archiv Fachrichtung Forstwirtschaft Tharandt, TU Dresden).

Neumeister, Max Heinrich August

Professor, Forstwissenschaftler in Tharandt
15.05.1849 Kleindrebnitz – 01.12.1929 Dresden

V: Johann Heinrich (*7.9.1819 Baruth, †11.1.1878 Kleinröhrsdorf), Geodät bei der Königl. Landesvermessung Wartha, 1844 Absolvent der Forstakademie Tharandt, 1848 Jäger im Altstädter Revier, 1851 Unterförster in Leubsdorf, 1858 Königl. Sächs. Oberförster in Landesgemeinde, später Kleinröhrsdorf; M: Auguste Caroline Sophie geb. Geisler (*27.2.1830 Weickersdorf, †1910 Sebnitz), lebte als Witwe bis 1908 in Dresden; G: Curt Willinwald (*16.9.1851 Leubsdorf, †8.3.1931 Leubsdorf, 1873 Absolvent der Forstakademie Tharandt, Königl. Förster), Richard Eugen (*26.12.1852 Leubsdorf, † Cannstatt bei Stuttgart, Sprachlehrer), Arthur Heinrich (*26.4.1857 Leubsdorf, besuchte die Kreuzschule Dresden), Rosa Concordia (*24.4.1858 Landesgemeinde, Technische Zeichnerin), Sophie Elisabeth verh. Stein (*1860, †14.3.1920 Sebnitz), Ernst Alexander (*17.4.1863 Landesgemeinde, †21.6.1918 Ostrau, Annenschule Dresden, Königl. Förster), Selma Maria (*10.3.1866 Kleinröhrsdorf); E: 20.10.1876 Dresden, Agnes Owella Franziska geb. Fincke (*7.1.1852 Schöneck, †13.1.1938 Dresden), Tochter des Rentamtmanns in Marienberg und vormaligen Bürgermeisters von Schöneck Friedrich Wilhelm Fincke; K: keine

Der Försterberuf hatte in der Familie von Max Neumeister Tradition. Schon sein Urgroßvater Peter Christian August Neumeister (*11.10.1755 Putzkau, †10.3.1811 Crosta) war hochgräflicher Förster und Schlossverwalter. Der Großvater Johann Heinrich Neumeister (*21.1.1783 Gleina bei Guttau, †22.11.1839 Neu-Callenberg) arbeitete als Revierförster und Schlossverwalter.

Neumeisters Geburtshaus, das sogenannte „Vorwerk“, war 1811 nach Plänen von Gottlob Friedrich Thormeyer errichtet worden. Der Rennersdorfer Kammergutsverwalter und Schafzüchter des sächsischen Königs Johann Gottfried Nake versuchte, auf den Flächen der stillgelegten Amtsteiche von Goldbach und Weickersdorf auf eigene Rechnung Merinoschafe zu züchten.

Die Familie Neumeister verließ bereits 1851 Kleindrebnitz, nachdem der Vater eine neue Anstellung in Leubsdorf im Vogtland erhalten hatte. Nach dem Besuch des Realgymnasiums Annaberg absolvierte Max Neumeister ein Vorpraktikum im Forstamt Landesgemeinde seines Vaters und arbeitete ein Jahr im Staatsforstrevier Kleinröhrsdorf, der nächsten Dienststelle des Vaters.

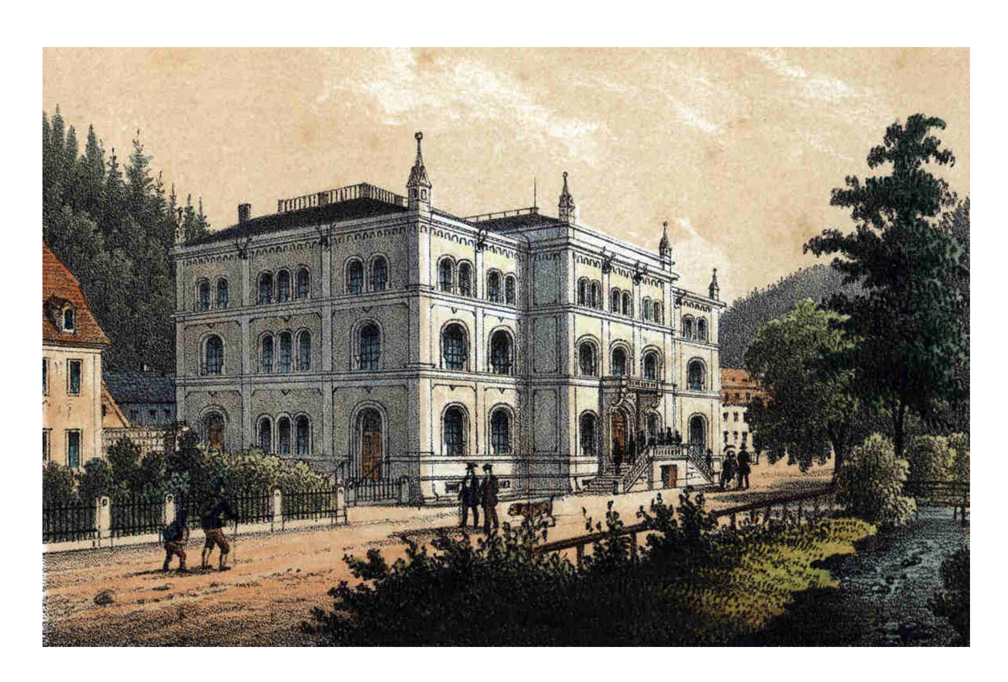


Das Kleindrebnitzer Vorwerk war nach Bruno Barthel Neumeisters Geburtshaus.

Während des Studiums der Forstwirtschaft von 1867 bis 1869 an der Akademie Tharandt gehörten Johann Friedrich Judeich („Sächsische Bestandeswirtschaft") und Max Preßler („Bodenreinertragslehre") zu Neumeisters wichtigsten Lehrern. Julius Adolph Stöckhardt unterrichtete Chemie, Friedrich Nobbe Botanik und Pflanzenphysiologie. Seit ihrer Gründung durch Heinrich Cotta im Jahre 1816 hat die Forstakademie unser heutiges Waldbild entscheidend geprägt: Die ungeplante Bewirtschaftung des Bauernwaldes, Ursache für den damals verbreiteten Verfall der Wälder, wurde ersetzt durch planvolle Aufforstung und Ernte. Ein systematisches Wegenetz war für die wirtschaftliche Nutzung des Waldes besser geeignet als Jagdwege, die sich spinnenförmig von einem Zentrum ausbreiteten. Seit ca. 1860 verband die „Sächsische Bestandeswirtschaft" wirtschaftliche Kriterien mit waldbaulichen Aspekten wie Altersklassen und räumliche Ordnung. Aufgabe der Absolventen war es, das Gelernte in die Praxis überzuführen. Für hervorragende Studienleistungen wurde Neumeister eine Medaille verliehen.

Nach dem Studium wechselte Neumeister in die Praxis und arbeitete zwei Jahre im Langebrücker Staatsforstrevier, benachbart gelegen zum Kleinröhrsdorfer Revier des Vaters. Diese wie eine einjährige Tätigkeit an der Königlich-Sächsischen Forsteinrichtungsanstalt Dresden gehörten zu den Voraussetzungen für eine Laufbahn im höheren sächsischen Staatsforstdienst. Aus dem Jahr 1871 stammt die erste Publikation Neumeisters mit Beobachtungen in Langebrück zu Generationen des Fichtenborkenkäfers. 1872 bestand er die Staatsprüfung für den höheren Forstdienst mit Auszeichnung und wurde an der Forsteinrichtungsanstalt Dresden angestellt. Entsprechend gehörten Forsteinrichtungsarbeiten zu seinen Hauptaufgaben. Neumeister arbeitete in Görlitz, auf den fürstlich-reußischen Besitzungen, auf den fürstlich-claryschen Besitzungen in Böhmen und in verschiedenen Staatsforstrevieren. 1877 beteiligte er sich mit dem Beitrag „Windmantel oder Waldmantel" an der Versammlung sächsischer Forstvereine in Zittau.

1880 vertrat Neumeister den zweiten forstlichen Professor Max Weißwange in Tharandt bei Vorlesungen zu Waldbau und Forstschutz. Zu den Pflichten des zweiten forstlichen Professors gehörte auch die Verwaltung des Staatsforstreviers Tharandt, das als Lehr-Forstrevier der Verbindung von Theorie und Praxis diente. Als Weißwange nach Tharandt zurückgekehrt war, trat Neumeister dessen Nachfolge als Forstmeister beim Fürsten Hermann von Hatzfeldt in Trachenberg (Schlesien) an. Er leitete dort das fürstliche Kameralamt und wurde Generalbevollmächtigter der Forstverwaltung. In dieser Funktion vermittelte er vielen sächsischen



Die Forstakademie Tharandt, Lithografie von E. Müller, 1850, Lizenz: Deutsche Fotothek CC BY-SA.

Forstdienstanwärtern eine Anstellung in Schlesien.

Nach Weißwanges Weggang 1882 erhielt Neumeister den Ruf an die Forstakademie Tharandt, wo er zum Professor ernannt wurde. An der Universität Leipzig verteidigte er 1887 seine Dissertation zum „Dr. phil." mit der Arbeit „Wie wird man Forstwirth?". Durch Entwicklung verbesserter Lehrinhalte und Lehrmethodik wollte er zu einer sozialen und wissenschaftlichen Hebung des Forstfachs beitragen. Neumeister lehrte bis 1906 Waldbau, bis 1894 außerdem Jagdkunde, Forstschutz, Forstverwaltung und von 1894 bis 1906 Forsteinrichtung. Von 1894 bis 1904 leitete er in der Nachfolge des verstorbenen Johann Friedrich Judeich die Königlich-Sächsische Forstakademie in Tharandt als Direktor.

Neumeister zählte zu den herausragenden Persönlichkeiten der Forstakademie Tharandt des 19. Jahrhunderts. Er ist aber weniger durch bahnbrechende wissenschaftliche Leistungen als durch Bewahrung und Fortschreibung des Erbes seiner beiden ehemaligen Lehrer Judeich und Preßler bekannt geworden. Diese hatten 26 bzw. 43 Jahre in Tharandt gelehrt und geforscht und die Akademie zur Weltgeltung geführt. Zu Neumeisters Zeit betrug der Anteil ausländischer Studenten nahezu



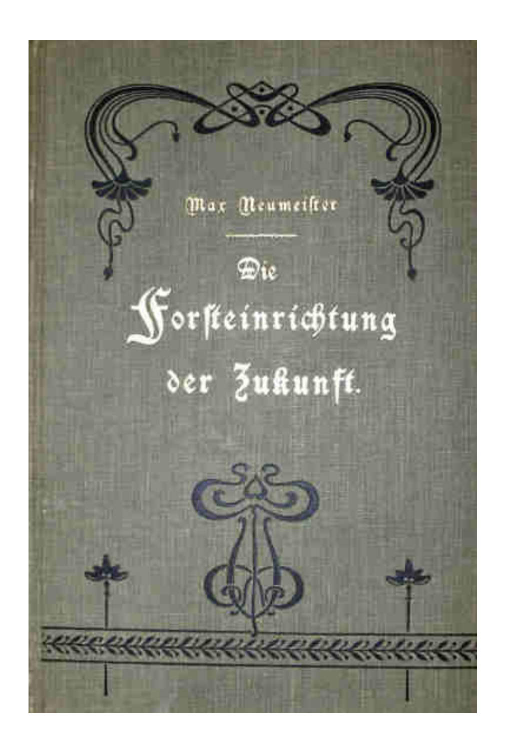
Neumeisters Berufsweg wurde entscheidend von seinem Vater geprägt – 1878 setzte er diesem ein ehrendes Grabmal in Kleinröhrsdorf.

50%. 1904 stellte er im Rahmen eines umfassenden Werks zum Unterrichtswesen im Deutschen Reich anlässlich der Weltausstellung in St. Louis die Forstakademie vor. Während seiner Amtszeit als Akademiedirektor schufen die Bildhauer Johannes Schilling und Reinhard Schnauder Büsten zur Erinnerung an Judeich und Preßler, dem Neumeister auch einen Beitrag in der Allgemeinen Deutschen Biographie widmete. Unter seinem Kuratoriumsvorsitz wurden 1904 die landwirtschaftlichen Versuchsstationen Tharandt, die zuvor als Samenkontrollstation unter Friedrich Nobbe an die Forstakademie angegliedert war, und Dresden hinsichtlich Landwirtschaft unter der Leitung von Bruno Steglich vereinigt. Neumeister wirkte in Tharandt zudem als Stadtrat.

In Judeichs Nachfolge gehörte Neumeister von 1894 bis 1925 dem sächsischen Landeskulturrat als gewählter Vertreter für das Forstwesen an. Ebenfalls in der Nachfolge seines ehemaligen Lehrers gab er den jährlichen „Forst- und Jagdkalender für Deutschland“ heraus. Zudem beteiligte sich Neumeister als Autor an Lehrbüchern und Enzyklopädien (z. B. am Brockhaus) zur Forst- und Jagdwissenschaft. Besondere Bedeutung besaßen seine Überarbeitungen und Neuauflagen mehrerer Bücher von Preßler und Judeich, so der „Forst- und Forstbetriebseinrichtung“ zum Hochwaldideal nach Preßler, der „Preßlerschen Kubierungstafeln“ und Judeichs „Forsteinrichtung“. Mit seinem wichtigsten eigenen Werk, „Die Forsteinrichtung der Zukunft“, schrieb Neumeister Judeichs grundlegendes Buch fort, welches viele Länder im Sinne der „Sächsischen Bestandeswirtschaft“ beeinflusst hatte und in mehrere Sprachen übersetzt worden war. Die Forsteinrichtung galt zu jener Zeit als die Königsdisziplin der Forstwissenschaft. Sie sollte durch planvolle Gestaltung des Waldes dessen langfristigen Ertrag sichern. Schon im 19. Jahrhundert

hatten vorausschauende Menschen erkannt, dass nur durch nachhaltige Bewirtschaftung der Reichtum des Waldes zukünftigen Generationen erhalten werden kann. Besonderes Augenmerk lag bei Neumeister auf der Minimierung von Sturmschäden. Quer zur Hauptwindrichtung verlaufende, lange schmale Schläge blieben durch Altbestand abgedeckt. Hinter dem Schlag sicherte ein stufenweise ansteigender, nach Altersgruppen geordneter Baumbestand ein Aufgleiten des Windes. Im Tharandter Forstlichen Jahrbuch und in den Berichten zu den Versammlungen des sächsischen Forstvereins erschienen regelmäßig Beiträge von Neumeister. Seine Arbeiten betrafen forstmathematische Fragen, aber z. B. auch die „Laub- und Kalkfütterung des Edel- und Rehwildes“. Der Preßler‘sche Zuwachsbohrer ist von Neumeister weiterentwickelt worden. In abgewandelter Form kommt er noch heute zum Einsatz, um anhand von Jahresringen Zuwachs und Alter von Bäumen zu bestimmen, ohne sie zu fällen.

Neumeisters Leistungen sind vielfach gewürdigt worden. 1895 wurde er zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle/Saale gewählt, 1896 erhielt er die Ernennung zum Geheimen Forstrat, 1902 zum Geheimen Oberforstrat und 1904 zum Ehrenmitglied der Sächsischen Gesellschaft für Botanik und Gartenbau Flora. Verschiedene



„Die Forsteinrichtung der Zukunft“. Dresden Schönfeld, Sonderabdruck aus: Thar. Forstl. Jahrb., 50. Jg., 1900, 122 S.

Staaten verliehen ihm hohe Auszeichnungen, z. B. 1897 die Königin-Regentin der Niederlande und der griechische König das Offizierskreuz des Königlich Griechischen Erlöser-Ordens. 1901 bekam er den serbischen St. Ava-Orden und 1903 die Ernennung zum Großoffizier des Bulgarischen Civilverdienstordens. Auch in Spanien, Norwegen und Rumänien erhielt Neumeister hohe staatliche und forstliche Auszeichnungen.

Die Amtszeit Neumeisters in Tharandt vollendete sich 1904 mit der

Erhebung der Forstakademie zur Hochschule. Wie Gustav Anton Zeuner an der TH Dresden legte er als langjähriger Akademiedirektor mit der Einführung des Wahlrektorats sein Amt nieder, das jetzt jährlich befristet neu besetzt wurde.

Von 1906 bis 1919 leitete Neumeister den Forstbezirk Dresden als Oberforstmeister. Zu seinem Forstbezirk gehörte die Dresdner Heide, seit 1906 auch Moritzburg. Von 1910 bis 1920 war Neumeister Vorsitzender des sächsischen Forstvereins und er leitete das Prüfungsamt für den höheren sächsischen Staatsforstdienst. 1907 beteiligte sich Neumeister mit einem Beitrag zur Dresdner Heide an einem wissenschaftlichen Führer durch Dresden. Im selben Jahr erstellte er für den Landeskulturrat ein Gutachten zu einem geplanten Preisausschreiben für Rauchgas-Neutralisierungsanlagen zur Vermeidung von Schäden in Land- und Forstwirtschaft. Der Wettbewerb wurde von den zuständigen Ministerien grundsätzlich positiv bewertet, obwohl Experten vor einem absehbaren Scheitern warnten. Die Gutachter, neben Neumeister auch Bruno Steglich und Oskar Kellner aus Möckern, empfahlen zwar einen solchen Wettbewerb mit einem Preisgeld von bis zu 20000 Mark, doch auch sie warnten vor Erfolgsrisiken. Das schließliche Scheitern gab ihnen recht. Gustav Loges und Bruno Steglich vertraten von 1911 bis 1925 in der insgesamt 31 Jahre währenden Zugehörigkeitsperiode von Neumeister zum Landeskulturrat in diesem Gremium die landwirtschaftlichen Versuchsstationen.

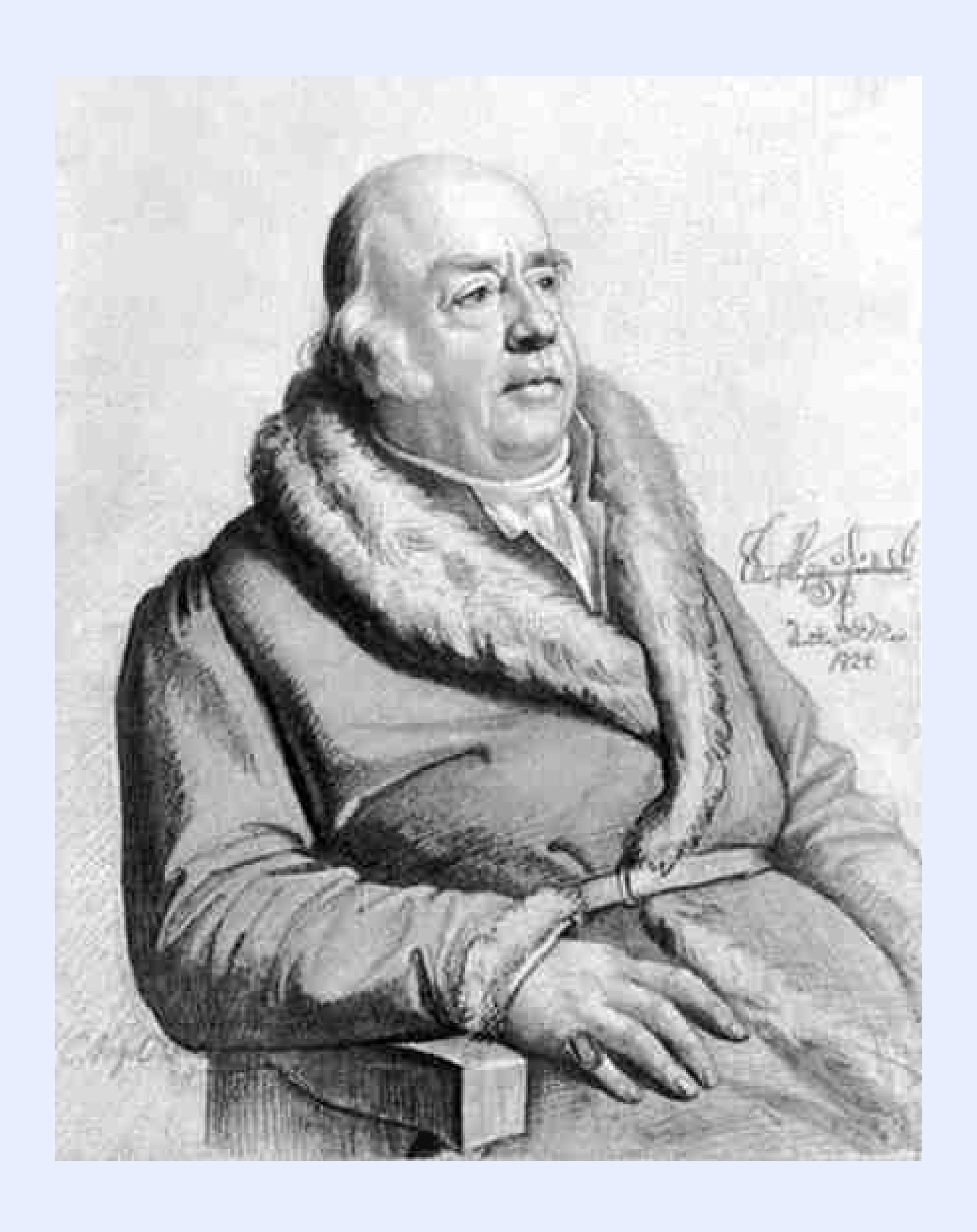
Auch noch in seiner Dresdner Zeit erinnerte sich Neumeister seiner Oberlausitzer Wurzeln. Als Mitglied des sächsischen Eisenbahnrats erreichte er im Zusammenwirken u. a. mit dem Kleindrebnitzer Gemeindevorstand Ernst Gnauck 1909 die Errichtung eines Bahnhofs in Weickersdorf. Aus Anlass der 350 Jahre zuvor im Dorf eingeführten Reformation spendete er 1909 der Martinskirche Großdrebnitz einen kunstvollen Deckel zum neuen Taufstein. Den hatten die Angehörigen der letzten vier Großdrebnitzer Pastorenfamilien, darunter von Carl Julius Marloth, gestiftet.

Während des Ersten Weltkriegs verfasste Neumeister ein „Merkblatt zur Gewinnung von Laubreisigfutter“. 1917 leitete er die Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins, dem er viele Jahre angehörte, in Erfurt. Bei dieser Gelegenheit befürwortete er eine Kriegsbewirtschaftung der Wälder. Zuletzt wohnte Neumeister in Dresden, Wilhelmplatz 10 (vormals Hermann von Nostitz-Wallwitz). Nach seinem Tod wurde er auf dem Inneren Neustädter Friedhof beigesetzt. An seine Verdienste erinnert in Tharandt noch heute ein nach ihm benannter Wanderweg durch das Tal der Wilden Weißeritz.



Grabstein für Neumeister und seine Frau auf dem Inneren Neustädter Friedhof in Dresden.

Quellen: Prof. Dr. Harald Thomasius (1966–1992 Lehrstuhlinhaber Waldbau, 1978–1982 Direktor der Sektion Forstwissenschaft der TU Dresden): Unterlagen und Mitteilungen; Geheimer Forstrat Groß: „Dem Andenken Dr. Max Neumeister". Tharander Forstliches Jahrbuch, S. 1–5, 1930; Adolf Hinrichsen: „Das literarische Deutschland". Carl Hinstorf's-Verlag, S. 431, 1887; Ehregott Bruno Barthel: „Die Stolpener Amtsteiche und das Vorwerk Kleindrebnitz". „Unsere Heimat", Beilage zum Sächsischen Erzähler, 5./12.3.1922; Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin: „Archiv für Forstwesen". 1966; Kirchenarchiv Großdrebnitz; Innerer Neustädter Friedhof Dresden, Friedhofsverwaltung; Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Mitteilungen, 16.8.2007; Henry Holder Stephenson: „Who's who in Science". The Macmillan Company, 1912; Sitzungsberichte und Abhandlungen „Flora, Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau"; Tharander Forstliches Jahrbuch 1844, 1848, 1852, 1891, 1897, 1901, 1903; Dieter Bulling, Kleinröhrsdorf: Mitteilungen, 13.5.2010; Martin Bemmann: „Beschädigte Vegetation und sterbender Wald: Zur Entstehung eines Umweltproblems in Deutschland 1893–1970". Vandenhoeck & Ruprecht, 2012; Ottfried Bloßfeld: „Tharandt um 1900 – ein blühendes Gemeinwesen"; F. Schöne: „Ueber Shaksperes Julius Cäsar mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zur Quelle des Stückes". Gymnasium zum heiligen Kreuz in Dresden, 1878; Dresdner Adressbücher; gw.geneanet.org; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft". 1925; „Wer ist's?" Degener, 1908



Porträt von Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, gezeichnet von Carl Christian Vogel von Vogelstein (1824).

Nostitz und Jänkendorf, Gottlob Adolf Ernst von

Dr. E.h., sächsischer Konferenzminister und Schriftsteller
21.04.1765 See (Oberlausitz) – 15.10.1836 Oppach

V: Wolf Gottlob (*30.12.1718 See, †25.1.1768 Moholz), Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Oppach und Moholz; M: Juliane Eleonore Ernestine geb. von Kiesewetter (*13.10.1740 Wanscha, †20.2.1824 Dresden), 2. Ehe von Nostitz, Tochter des Landesältesten des Görlitzer Fürstentums Ernst Ludwig von Kiesewetter; G: Ernestine Caroline (*21.2.1761, †21.2.1834 Dresden), Christiane Augusta (*21.10.1767), 2 Halbgeschwister aus 2. Ehe der Mutter; E: 31.5.1786 Schkeuditz, Henriette Sophie geb. von Bose (*18.2.1769 Oberthau, †3.3.1848 Dresden, Ehrenstiftsdame); K: Traugott Adolph Karl (*24.3.1787, †1787 Dresden), Elise (*1788, †23.8.1853 Aszod, heiratete 1812 nach Ungarn Karl von Podmanitzky, in erster Ehe mit Julie Charpentier aus Freiberg verheiratet, ihre Tochter Julie war Schriftstellerin und musste 1849 mit ihrem Mann Miklos Josika aus Ungarn fliehen), Therese Clementine (*7.11.1789 Dresden, †21.3.1870 Dresden, verh. mit Karl Alexander Graf von Rex), Eduard Gottlob (*31.3.1791 Bautzen, †8.2.1858 Oppach, 1836–1844 sächsischer Innenminister), Theodor (*,† 1792 Bautzen), Lydia Augustina (*18.8.1794 Doberschau, †17.11.1810 Dresden), Ida Rosalie (*9.1.1796 Bautzen, †28.3.1796 Doberschau), Julius Gottlob (*12.7.1797 Doberschau, †18.3.1870 Dresden, 1838–1848 und 1849–1864 Gesandter beim Deutschen Bundestag), Agnes Luise (*10.9.1798 Bautzen, †17.5.1875 Altengottern, verh. mit Julius von Marschall), Klara Minona (29.12.1799–11.2.1882, verh. mit Viktor Julius von Bülow, Besitzer von Schloss Beyernaumburg), Klothilde Septimie (*27.1.1801 Bautzen, †1852 Oppach, Dichterin, schrieb auch für Carl Maria von Weber), Heliodora Oktavia (*23.6.1805 Doberschau, †18.2.1871 Dresden, verh. mit Geheimrat Bruno von Schimpff)

Die Nostitz sind eines der ältesten Oberlausitzer Adelsgeschlechter. Seit dem 15. Jahrhundert ist die Familie in mehrere Linien verzweigt, der Reformation schlossen sie sich schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Die Linie Nostitz und Jänkendorf bildete sich um 1600. Über mehrere Jahrhunderte wirkten die Nostitz in der Oberlausitz als Hauptleute, Oberamtsmänner und Landesälteste. Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf hatte früh seinen Vater verloren. Seine Mutter und sein Stiefvater (seit 1770, Wedig Christoph von Kayserling) ließen ihn von August Wilhelm Hauswald privat unterrichten und schickten ihn noch vor dem 16. Geburtstag auf die Universität Leipzig, wo er Rechts- und Staatswissenschaften studierte. Besonders der Philosoph Ernst Platner gehörte zu seinen Förderern. In Leipzig schloss sich Nostitz Studentenvereinen an, in denen die Dichtkunst gepflegt wurde. Nach seinem Examen erhielt er eine Anstellung als Auditor am Oberhofgericht, 1785 ging er als Finanzrat nach Dresden.

1789 übernahm Nostitz die Verwaltung der Familiengüter in der Oberlausitz. Das Rittergut Oppach hatte er in 4. Generation von seinem Vater geerbt, Doberschau nach seiner Heirat erworben. Moholz, See (1791)



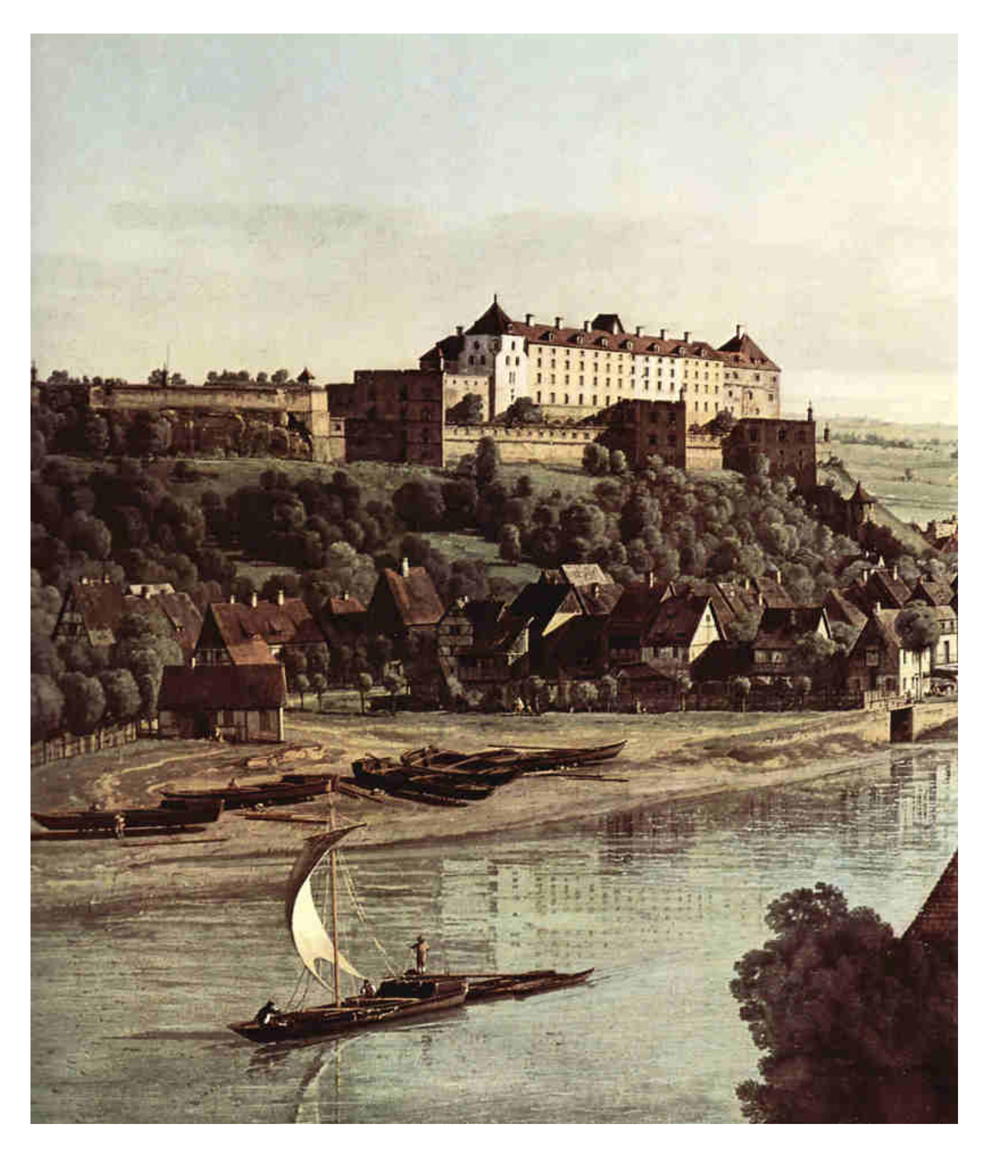
Gut See bei Niesky, wo Nostitz 1765 geboren wurde.

und das Bautzener Burglehnhaus (1793) verkaufte er. Nostitz wirkte in der Oberlausitz als Gerichtsbeisitzer, war Mitglied der Kriminal-Kassen-Deputation und Beisitzer des landständischen Waisenamtes. 1792 wurde er zum Landesältesten des Kreises Bautzen gewählt, ab 1804 leitete er die Provinzverwaltung auf der Ortenburg als Oberamtshauptmann. In Zittau gründete er nach dem Vorbild von Ludwig Gedike in Leipzig die erste Bürgerschule. Besonderes Augenmerk widmete Nostitz sozialen Belangen. Seit 1793 war er Ritter des St. Johanniter-Maltheser-Ordens. Auf seinem Gut Oppach stiftete Nostitz 1794 ein Armenhaus und 1799 ein Armeninstitut. Seine Überlegungen beschrieb er in „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern" (1801). Lange vor dem von seinem Sohn Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf mitverantworteten Gesetz zu „Ablösungen und Gemeinheitsteilungen" erließ er Frondienste gegen kleine Geldzahlungen. Der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der er seit 1790 angehörte, stand Nostitz von 1795 bis 1817, zwei Jahre nach der Teilung der Oberlausitz, als Präsident vor. Schon in dieser Zeit bemühte er sich um Kunst und Kultur und zählte Friedrich Schiller zu seinen Bekannten. Mit Karl August Böttiger, 1790/91 Direktor des Gymnasiums in Bautzen, blieb er fast fünf Jahrzehnte freundschaftlich verbunden. Nostitz erwarb sich besondere Verdienste

um die Förderung der Sorben und übersetzte sorbische Volkslieder ins Deutsche. Seine eigenen Gedichte, aber auch heimatgeschichtliche Beiträge („Über die in Königswartha entdeckten Lausizischen Alterthümer") wurden in der „Lausizischen Monatsschrift" gedruckt, mehrere Gedichte in Liedertafeln und Oratorien vertont. Aus dem Französischen übersetzte er griechische und römische Mythen. 1805 zählte Nostitz zu den Gründungsmitgliedern des Gesellschaftsvereins „Bautzner Societät", die 1808 sein Stadthaus kaufte.

Am 26. September 1807 kehrte Nostitz als Oberkonsistorialpräsident nach Dresden zurück, wo er bis 1815 im Coselpalais „Hinter der Frauenkirche" 5 wohnte, wie auch Karl August Böttiger. In dieser für das Kirchen- und Schulwesen Sachsens bedeutsamen Funktion überarbeitete er zusammen mit Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard die Verfassung der Universität Leipzig. König Friedrich August der Gerechte berief ihn 1809 als Konferenzminister ins Geheime Konsilium, den vormaligen und später auch wieder so genannten Geheimen Rat. Als „Wirklicher Geheimrath" gehörte Nostitz zu den höchsten Vertretern der Staatsverwaltung. Er beteiligte sich in verschiedenen Funktionen bzw. Kommissionen maßgeblich an sozialen und politischen Reformprojekten. Nostitz leitete die „zur Besorgung der allgemeinen Straf- und Versorgungs-Anstalten verordnete Commission". 1811 initiierte er die Gründung einer „Irren-Heilungsanstalt" auf der vormals königlichen Festung Sonnenstein in Pirna. In ihr gingen frühere sächsische Anstalten in Waldheim und Torgau auf, in denen wesentlich weniger humane Bedingungen geherrscht hatten. Die Entscheidung war aber auch kriegsbedingt, weil Torgau zur Festung erklärt worden war. Insgesamt wurden in der Anfangszeit etwa 200 Personen auf dem Sonnenstein untergebracht. Unter Nostitz' Oberaufsicht entwickelte sich die neue Anstalt zu einer Einrichtung von europäischem Ruf. Während der Befreiungskriege ging Nostitz auf Distanz zu Napoleon, den er zuvor unterstützt hatte. Sein Sohn Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf kämpfte sogar mit Theodor Körner in der Lützow'schen Freischar.

Im nach-napoleonischen Reformstreit 1817 unterlagen die Konferenzminister dem Kabinettsminister Detlev Graf von Einsiedel. Statt dass das Geheime Konsilium mit dem Geheimen Kabinett vereinigt und damit aufgewertet wurde, verblieben dem Geheimen Rat als Nachfolgeeinrichtung des Konsiliums nur beratende Funktionen und die Vertretung ständischer Interessen. Zudem hatte sich Einsiedel mittels Gefolgsleuten die Stimmenmehrheit im Ratscollegium gesichert. Nostitz organisierte Entschädigungsleistungen für Lasten aus dem Krieg, bereitete eine



Ansicht von Pirna mit Festung Sonnenstein, Ausschnitt eines Gemäldes von Canaletto (1753–1755).

Steuerreform vor, erarbeitete einen militärischen Strafkodex und stand den Armen- und Waisenhausanstalten Sachsens vor. 1824 gründete er in Bräunsdorf eine Landeswaisenanstalt für 150 Kinder, die zu Landarbeitern, Handwerkern oder Soldaten erzogen wurden. 1826 widmete ROBERT STÖCKHARDT Nostitz seine Habilitationsschrift. Als Friedrich August

der Gerechte 1827 starb, drängten in Sachsen überfällige Reformen. König Anton der Gütige beauftragte neu eingesetzte Kommissionen, Gesetze zur Abschaffung von Feudallasten („Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“) und eine neue Gewerbeordnung vorzubereiten. Andererseits wurde die Zensur verschärft und die polizeiliche Willkür und die Allmacht des Geheimen Kabinetts bestanden fort. Nostitz war Mitglied der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, die sich hauptsächlich der Förderung der Landwirtschaft widmete, aber auch für die Planungen zur Gründung der Technischen Bildungsanstalt im Jahre 1828 als Vorläufer der heutigen TU Dresden verantwortlich zeichnete. Die Initiative dazu ging auf den Geheimen Rat um Nostitz zurück.

Anlässlich der 300-Jahr-Feier der Augsburger Konfession kam es im September 1830 in Sachsen zu Unruhen, die durch ein tiefes Misstrauen der überwiegend protestantischen Bevölkerung gegen die katholische Obrigkeit geprägt waren. Nostitz gehörte mit Lindenau, Könneritz und Zezschwitz zu jenem Ministerquartett, das am 13. September König Anton den Gütigen veranlasste, Friedrich August II. als Mitregenten einzusetzen. Dies, die Entlassung von Detlev Graf von Einsiedel und die Ankündigung einer Verfassung halfen, die Lage zu befrieden. Nostitz war als Vorsitzender des Geheimen Rats an der Ausarbeitung der ersten sächsischen Verfassung von 1831 unter dem liberalen Kabinettsminister Bernhard von Lindenau beteiligt. Den von König Anton unterschriebenen Text zeichnete Nostitz gegen. Die Szene wurde von Ernst Rietschel in einem Relief für das Augusteum in Leipzig dargestellt. Erstmals räumten die Wettiner ihrem Volk einige Mitbestimmungsrechte ein. Anton der Gütige wurde zum ersten konstitutionellen Monarchen Sachsens, Nostitz stand dem neu geschaffenen Staatsrat als oberster Instanz des Zivilstaates vor. Unter der Präsidentschaft von Prinz Johann gehörten dem Staatsrat auch der Leiter des Gesamtministeriums Lindenau sowie weitere Minister an. Nostitz erwarb sich den Ruf eines gemäßigten, toleranten und der Wohlfahrt, Wissenschaft und Kunst aufgeschlossenen Schöngeistes. Auf seine Anregung hin wurden aber auch die ersten landwirtschaftlichen Vereine in Sachsen gegründet.

Neben seiner politischen Tätigkeit war Nostitz Schriftsteller unter dem Pseudonym „Arthur vom Nordstern“. Die Dichtkunst sah er eher als Hobby an, wobei er sich durch dichterische Gewandtheit und Vertrautheit mit den Klassikern auszeichnete. Seine Werke waren überwiegend romantischer Natur. 1820 übersetzte er George Gordon Byron, dem er sich sehr verbunden fühlte. Viele Eindrücke gewann Nostitz auf einer Reise nach der Schweiz, Oberitalien und Ungarn („Erinnerungsblätter eines

Reisenden im Hochsommer 1822“, 1824). Seine Werke erschienen verstreut in verschiedenen Zeitungen, darunter der Dresdner Abendzeitung und der Dresdner Morgenzeitung, sowie in Taschenbüchern wie von Johann Friedrich Kind oder wurden unter Freunden verteilt. Er schrieb aber auch für Carl Maria von Weber, der ihm mit großer Wertschätzung begegnete. Nostitz war zudem maßgeblich am Entstehen eines elitären, literarisch-kulturellen Vereinslebens in Dresden beteiligt. Solche Vereine boten seinerzeit wichtige Möglichkeiten zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Nostitz kam als Adeligen eine wichtige Mittlerrolle zwischen der Hofgesellschaft und dem aufstrebenden Bürgertum zu. Er besuchte wie Karl August Böttiger und Ludwig Tieck den informellen literarischen Zirkel von Elisa von der Recke und Christoph August Tiedge. In der Hofgesellschaft um Prinz Johann, wo sich Adel und Bildungsbürgertum in Vorträgen und Gesprächen zu Kunst und Geschichte näher kamen, traf er auf Carl Gustav Carus, Theodor Hell (Winkler) und wiederum Ludwig Tieck. Nostitz leitete den Dresdner Liederkreis, war Mitglied im Kunstverein und im Verein Albina, der in der Tradition des Liederkreises stand, und gehörte zu den Initiatoren des Sächsischen Altertumsvereins.

Im spätromantischen Liederkreis kam Nostitz u. a. mit Karl August Böttiger, Theodor Hell und Johann Friedrich Kind zusammen. Auf Einladung des Freiherrn von Seckendorf-Zingst trafen sich ab 1814 Künstler, Schriftsteller und Beamte bei „Thee und Butterbrod“, weswegen der Kreis zunächst Dichter-Thee hieß. Unter Leitung von Nostitz schloss man sich enger zusammen. Man hörte Literatur, Dichtung und Musik und diskutierte zwanglos darüber. Der Verein besaß mit der Dresdner Abendzeitung ein eigenes Publikationsorgan. Sie wurde von Johann Christoph Arnold verlegt und von Theodor Hell und Johann Friedrich Kind herausgegeben. Die Treffen des Liederkreises fanden zumeist bei den verheirateten Vereinsmitgliedern statt und Nostitz lud oft in sein Sommerhaus nach Loschwitz ein. Eine kolorierte Radierung des Anwesens mit Weinberg, heutige Plattleite 18, von Carl Heinrich Beichling befindet sich im Kupferstich-Kabinett. Eng verbunden mit dem Liederkreis war der 1825 gegründete Sächsische Altertumsverein. Seine Gründung ging auf einen Vorschlag von Karl August Böttiger zurück, den dieser bereits 1819 in der Dresdner Abendzeitung publiziert hatte. Nostitz gehörte zu den Unterzeichnern eines Gesuchs an den König mit der Bitte um Zulassung des Vereins.

In Bautzen war Nostitz Freimaurer in der Loge „Zur goldnen Mauer“, in Dresden Ehrenmitglied der Logen „Zum goldnen Apfel“, „Zu den drei Schwertern“ und „Asträa zur grü-

nenden Raute". Mit den Freimaurern Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt und Karl Gottfried Siebelis stand er auch über die Bautzner Societät in Verbindung. Nostitz leitete in Dresden den sozialen Unterstützungsverein „Rath und That", der 1803 von Carl Graf Bose und Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard gegründet worden war und den Freimaurern nahe stand. 1815 brachte Nostitz ein Freimaurer-Liederbuch heraus. Die Mitglieder von „Rath und That", darunter mit Karl August Böttiger und Theodor Hell führende Mitglieder von Freimaurer-Logen, linderten mit Mitgliedsbeiträgen und gesammelten Spenden die Not wegen Krankheit, Unfällen und Alter. Den Bautzener Ortsverein gründete Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt 1820 auf Nostitz' Veranlassung. 1823 richtete der Dresdner Verein „Rath und That" eine Freischule für 300 Kinder ein, die evangelisch gebundenen Eltern eine Alternative zur katholischen Freischule bot. 1830 wurde Nostitz in der Nachfolge von Heinrich Wilhelm von Zeschau zum Großmeister der Landesloge Sachsen gewählt. Seine Söhne Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf und Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf gehörten in Dresden der Loge „Zum goldenen Apfel" an.

Für seine Verdienste erhielt Nostitz 1817 das Großkreuz des königlich sächsischen Civilverdienstordens. Das Ehrenamt des Ordenskanzlers sämtlicher sächsischer Orden bekleidete er später bis zu seinem Tod. Nostitz war seit 1814 Senior des Hochstifts Merseburg. 1836 verlieh ihm die Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde. Kurz vor dem Ende seines Lebens gedachte er dem 1835 verstorbenen Freund Karl August Böttiger mit einem Gedicht. Sein Sohn Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf nutzte 1840 als sächsischer Innenminister die Vorarbeiten des Vaters als Grundlage seiner Armenordnung.

Quellen: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie, Bd. 11–12, Brockhaus, 1825; Franz Brümmer: „Nostitz-Jänkendorf, Gottlob Adolf Ernst von". ADB Bd. 24, 1886; Neues lausitzisches Magazin, 1836; Gottlieb Friedrich Otto: „Lexikon der seit dem fünfzehenden Jahrhunderte verstorbenen und jetztlebenden Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler". Burkhart Görlitz; Robert Luft: „Nostitz". Neue Deutsche Biographie, 1998; Hans Mirtschin: „Die Gesellschaft Societät zu Bautzen". Altstadtverein Bautzen, Vortrag 26.10.2010; Sanct Johannis Freimaurer-Loge zur goldnen Mauer, Mitgliederverzeichnisse 1816, 1832; Lausizisches Magazin, 1775; Friedrich August Schmidt, Bernhardt Friedrich Voigt: „Neuer Nekrolog der Deutschen". Bd. 14, Teil 2, 1838; Cornelius Gurlitt: „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen". Bd. 34; Dirk Hempel: „Literarische Vereine in Dresden". Walter de Gruyter, 2008; „Die Freimaurerloge zum goldenen Apfel im Orient Dresden 1776–1876". Heinrich Dresden, 1876; Gothaisches genealogisches Taschenbuch der briefadeligen Häuser, 1913; August Wilhelm Bernhardt von Uechtritz: „Diplomatische Nachrichten adeliche Familien betreffend". 1790, 1792; Dresdner Adressbücher; Maria Görlitz: „Parlamentarismus in Sachsen". LIT Münster, 2011; Lausitzisches Magazin oder Sammlung verschiedener Abhandlungen und Nachrichten zum Behuf der Natur-, Kunst-, Welt- und Vaterlandsgeschichte, der Sitten, und der schönen Wissenschaften, Bd 1, Fickelscherer, 1768, Boris Böhm: „...daß es mir gewiß angenehm ist, euch nützlich zu werden...". Elbhang-Kurier, H. 9, 2015; Zita Szylagyi, Aszod, Mitteilungen



Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf wurde mit dem Großkreuz des sächsischen Civilverdienstordens, des russischen Annenordens und des sachsen-ernestinischen Hausordens sowie mit dem preußischen roten Adlerorden ausgezeichnet, Lizenz: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, http://www.portraitindex.de/documents/obj/34013970, CC BY-SA.

Nostitz und Jänkendorf, Eduard Gottlob von

Sächsischer Innenminister, Rittergutsbesitzer auf Oppach
31.03.1791 Bautzen – 08.02.1858 Oppach

V: Gottlob Adolf Ernst (*21.4.1765 See, †15.10.1836 Oppach), Rittergutsbesitzer auf Oppach, Konferenzminister, Schriftsteller; M: Henriette Sophie geb. von Bose (*18.2.1769 Oberthau, †3.3.1848 Dresden); G: Traugott Adolph Karl (*24.3.1787, †1787 Dresden), Elise (*1788, †23.8.1853 Aszod, heiratete 1812 nach Ungarn Karl von Podmanitzky, dessen erste Ehe mit Julie Charpentier aus Freiberg), Therese Clementine (*7.11.1789 Dresden, †21.3.1870 Dresden, verh. mit Karl Alexander Graf von Rex), Theodor (*,† 1792 Bautzen), Lydia Augustina (*18.8.1794 Doberschau, †17.11.1810 Dresden), Ida Rosalie (*9.1.1796 Bautzen, †28.3.1796 Doberschau), Julius Gottlob (*12.7.1797 Doberschau, †18.3.1870 Dresden, 1838–1848 und 1849–1864 Gesandter beim Deutschen Bundestag), Agnes Luise (*10.9.1798 Bautzen, †17.5.1875 Altengottern, verh. mit Julius von Marschall), Klara Minona (29.12.1799–11.2.1882, verh. mit Viktor Julius von Bülow, Besitzer von Schloss Beyernaumburg), Klothilde Septimie (*27.1.1801 Bautzen, †1852 Oppach, Dichterin, schrieb für Carl Maria von Weber), Heliodora Oktavia (*23.6.1805 Doberschau, †18.2.1871 Dresden, verh. mit Bruno von Schimpff, Zollvereinsbeamter und Kreisdirektor in Zwickau) E: (1) 27.11.1816 Dresden, Wilhelmine Friederike Erdmuthe geb. von Beschwitz (*28.1.1796 Sornitz, †17.7.1821 Dresden), (2) 31.5.1824 Merseburg, Therese Freiin von Gutschmid (*26.12.1797 Merseburg, †19.12.1863 Dresden, Tochter des Stiftskanzlers von Merseburg Christian Friedrich Freiherr von Gutschmid); K: Marie Amalie (*2.9.1817 Dresden, †1.1.1893 Rom, verh. mit Rudolf von Metzradt auf Zedtlitz und Hermsdorf, nach 1859 Ferdinand von Platner, Bibliotheca Platneriana des Deutschen Archäologischen Instituts Rom), Wolf Gottlob Adolf (*23.10.1819 Dresden, †15.6.1874 Taubenheim, Hauptmann, Rittergutsbesitzer auf Taubenheim, verh. mit Marie Elisabeth geb. von Polenz), Anna (*30.6.1825 Dresden, †21.12.1899 Wiesbaden, verh. mit Hermann von Witzleben, Besitzer des Ritterguts Kitzscher), Fürchtegott Richard (*1.6.1826, † in Pirna, bis 1862 Rittmeister, danach Kammerherr), Helene Sophie Henriette (*3.11.1827 Dresden, †18.8.1891 Dresden, verh. mit General Alban von Montbé), Gottwalt Arthur (*18.1.1829 Dresden, †21.7.1905 Nieder-Lößnitz, Hauptmann, verh. mit Elisabeth geb. Freiin von Uexküll, Besitzer des Gotischen Hauses Radebeul), Gotthold Eduard Leo (*15.8.1831 Dresden, †31.7.1871 Pirna, verh. mit Ida geb. von Arnim, Rittergutsbesitzer auf Oppach, Premierleutnant, Landtagsabgeordneter), Meta (*10.10.1839 Dresden, †3.10.1880, verh. mit Richard Freiherrn von Berlepsch, Sohn des Oberlandforstmeisters August Adolph von Berlepsch, Besitzer des Klosterguts Seebach, heiratete 1882 eine Tochter von Anna verh. von Witzleben)

Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf wurde 1791 in Bautzen geboren. Sein Vater, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, war 1789 aus Dresden in die Oberlausitz zurückgekehrt und erhielt 1792 die Berufung zum Landesältesten des Kreises Bautzen und 1804 zum Leiter der Provinzverwaltung auf der Ortenburg als Oberamtshauptmann. Der Sohn besuchte unter Karl Gottfried Siebelis das Gymnasium in Bautzen und ab 1806 das Landesgymnasium in Schulpforte. 1807 zog die Familie wieder nach Dresden. Bis 1815 wohnten sie wie Karl August Böttiger im Coselpalais „Hinter der Frauenkirche“ 5. Nostitz, dessen



Das ehemalige Bautzener Stadthaus seiner Familie, Burglehn 1, war möglicherweise das Geburtshaus von Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf. Es beherbergt heute die Gaststätte „Mönchshof". Im Hintergrund sieht man die Michaeliskirche. Die Grundstücke wurden dem Landadel vormals durch den auf der Ortenburg residierenden Landvogt als landesherrliches Lehen übergeben. 1734 erwarb Wolf Gottlob Traugott von Nostitz auf Oppach, See, Sproitz und Moholz, ein Urgroßvater von Eduard Gottlob, das Haus. Sein Vater, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, verkaufte es 1793.

Vater als Oberkonsistorialpräsident sowohl für die Landesgymnasien wie beispielsweise Schulpforte als auch die Universität Leipzig verantwortlich zeichnete, studierte ab 1809 in Leipzig und ab 3. Oktober 1811 in Heidelberg Jura. Der Wechsel war vom Vater veranlasst worden, um den Sohn dem Einfluss des Studentenordens in Leipzig zu entziehen. Die Universität in Heidelberg galt als „Juristenuniversität" mit Schwerpunkt Römisches Recht, die Stadt Heidelberg als Zentrum der Romantik. Seit 1809 (bis 1844) gehörte Nostitz der Freimaurer-Loge „Zum goldenen Apfel" an.

Nach Napoleons gescheitertem Russlandfeldzug lavierte der preußische König Friedrich Wilhelm III. zwischen dem vormaligen Verbündeten Frankreich und Russland. Aus Angst, von den französischen Truppen verhaftet zu werden, ging der König Anfang 1813 nach Breslau. Er ermächtigte Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow zum Aufruf für ein Freikorps, in dem sich die patriotisch gesinnte Jugend Deutschlands sammeln sollte. Im Februar, noch vor dem offiziellen Seitenwechsel Preußens, erfolgte die Gründung. Neben Nostitz, der sein Studium in Heidelberg unterbrochen hatte, kamen unter anderem der Dichter Theodor Körner und der spätere Turnvater Friedrich Ludwig Jahn. Nostitz' Vater diente währenddessen dem mit Napoleon verbündeten sächsischen König Friedrich August dem Gerechten als Minister. Am 26. Au-



Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf wurde für seinen Dienst in der Lützow'schen Freischar im Krieg gegen Napoleon mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet (Ölbild Schloss Taubenheim).

gust 1813 half der Sohn, den gefallenen Theodor Körner aus dem Gefecht gegen Napoleons Truppen zu bergen und in Wöbbelin zu begraben. Am 10. Oktober verhinderte ein Posten unter dem Befehl von Nostitz in Hohnstorf – Teile der Freischar waren inzwischen in die Nordarmee unter Ludwig von Wallmoden-Gimborn eingegliedert worden – die Elbquerung der feindlichen Truppen aus Lauenburg. Nostitz wurde dabei durch eine Kartätschenkugel schwer verwundet. 1814, nach dem Sieg gegen Napoleon in der Völkerschlacht zu Leipzig, trat er als Volontär des Ulanen-Regiments in sächsische Dienste. Johann Adolf von Thielemann, dem Nostitz als Ordonnanzoffizier diente, hatte das sächsische Heer neu organisiert, um sich an Preußens Seite am Feldzug gegen Frankreich zu beteiligen. Nach Kriegsende quittierte Nostitz den Armeedienst und schloss sein Studium an der Universität Wittenberg ab.

1817 wurde Nostitz als Kammerrat beim Geheimen Finanzkollegium unter Wilhelm Friedrich von Gutschmid, einem Onkel seiner späteren zweiten Frau, angestellt. Er traf hier auf Gustav von Flotow, mit dem er über viele Jahre in Kontakt bleiben sollte. Ab 1819 wirkte Nostitz im Meißnischen Kreis als Amtshauptmann unter dem Kreishauptmann Heinrich Sigismund von Zeschau mit Zuständigkeiten für Dresden, Pirna rechts der Elbe, Radeberg, Stolpen, Hohnstein und Lohmen. Zu seinem Gebiet gehörte auch Bischofswerda, das in jener Zeit von Gottlob Friedrich Thormeyer wieder aufgebaut wurde. Ab 1821 arbeitete Nostitz als Geheimer Referendar bei der Geheimen Ratskanzlei. Sie war dem Geheimen Ratskollegium zugeordnet, dem Nostitz' Vater angehörte. 1825 kehrte Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf als Kammerkreditkassen-Kommissar und Geheimer Finanzrat zum Geheimen Finanzkollegium um Prinz Johann, George Ernst August Friedrich von Manteuffel und Günther von Bünau zurück. Gustav von Flotow war einer seiner Mitarbeiter.



Nostitz vertrat anlässlich der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn am 7. April 1839 die sächsische Staatsregierung. Er erinnerte in seiner Rede an die großen Erwartungen, die der König und die Regierung mit dem Projekt verbinden.

Nach Inkrafttreten der von seinem Vater, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, maßgeblich mitgeprägten ersten sächsischen Verfassung von 1831 ersetzten Fachministerien die ehemaligen Kollegialbehörden. Nostitz arbeitete ab 1832 als Abteilungsvorstand und Direktor unter dem Finanzminister Heinrich Anton von Zeschau.

1836 wurde Nostitz zum Minister des Innern unter dem Vorsitzenden des Gesamtministeriums Bernhard von Lindenau bestellt und kraft dieses Amtes Mitglied des Staatsrats. Die Minister wurden vom König ernannt, waren ihrerseits aber dem Landtag berichtspflichtig. Nostitz unterstanden als permanente Mittelbehörden die Kreisdirektionen und Amtshauptmannschaften, aber auch wichtige temporär eingerichtete Kommissionen (Vorbereitung eines neuen Grundsteuersystems, Ablösungen und Gemeinheitsteilungen unter seinem Bruder Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf mit Heinrich August Blochmann und anfangs Paul hermann). Zu seinem Zuständigkeitsbereich zählten das Gewerbewesen, die Polizeibehörden, die Zensur, die Amtsärzte, die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden, mehrere Lehreinrichtungen (Technische Bildungsanstalt, die Baugewerkenschulen, Chirurgisch-medicinische Akademie mit Thier-Arzney-Schule, v. Vitzthum-Blochmann'sches Gymnasial-Erziehungshaus) und das Wirken der Vereine (Gewerbeverein, Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, Ökonomische Gesellschaft im Königreiche Sachsen, Statistischer Verein, Altertumsverein; siehe Ernst Rietschel und Johann Gottfried Nake). Sein ehemaliger Mitarbeiter Gustav von Flotow war Vorstand in mehreren dieser Vereine. Mit weiteren Ministern zeichnete Nostitz zudem für das sächsische Kirchenwesen „in Evangelicis“ verantwortlich. Einige Verantwortlichkeiten aus dem Ressort Inneres hatte sich

Lindenau vorbehalten (die Kunstakademien in Dresden und Leipzig, die königlichen Sammlungen sowie die Versorgungs- und Strafanstalten, darunter die von Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf in Pirna und Bräunsdorf gegründeten sowie die Landeswaisenanstalt in Großhennersdorf).

Nostitz führte in Sachsen zur Zeit von König Friedrich August II. eine Landgemeindeordnung (1838), eine Armenordnung (1840) und Gesetze zur Teilbarkeit des Grundeigentums, zum Schutz von künstlerischen und literarischen Werken sowie zu einer besseren Rechtsstellung der jüdischen Bevölkerung ein. In einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs kam insbesondere den Bereichen Industrie, Handwerk, Handel und Verkehr große Bedeutung zu. So betrafen der Bau der Eisenbahnstrecke Leipzig-Dresden und deren Einweihung 1839 sowie die Planungen für die Sächsisch-Schlesische Eisenbahn Nostitz' Zuständigkeitsbereich.

Auch in Sachsen gärte die gesellschaftliche Unzufriedenheit des Vormärz. Entgegen der vorgesehenen weitreichenden Pressefreiheit nach der Sächsischen Verfassung („Die Angelegenheiten der Presse und des Buchhandels werden durch ein Gesetz geordnet werden, welches die Freiheit derselben, unter Berücksichtigung der Vorschriften der Bundesgesetze und der Sicherung gegen Mißbrauch,



1840 wurde die von Gottfried Semper erbaute Synagoge in Dresden geweiht (Gustav Täubert, um 1850). Als der für Dresden und Leipzig zuständige Oberrabbiner Zacharias Frankel 1836 nach Sachsen kam, durften die Juden hier ihre Religion noch nicht öffentlich ausüben, die Errichtung einer Synagoge war ihnen untersagt. Sie besaßen kein Bürgerrecht, ihr Eid keine Glaubwürdigkeit. Die vom Innenministerium unter Nostitz erlassenen Gesetze stellten einen bedeutenden Beitrag zur Emanzipation der jüdischen Bevölkerung in Sachsen dar.

als Grundsatz feststellen wird.“) und liberaler Tendenzen unter Lindenau als Innenminister nahm unter Nostitz die Zensur wieder zu. Gesetzentwürfe zur Pressefreiheit traten nicht in Kraft. Weil aber verglichen mit anderen deutschen Staaten in Sachsen noch relativ tolerante Regelungen galten, konnte sich Leipzig zu einem Zentrum liberaler Dichter und Schriftsteller entwickeln. Der von Robert Heller 1842 maßgeblich mitbegründete Literatenverein forderte vergeblich weitere Verbesserungen

ein. Der bereits aus Preußen vertriebene Arnold Ruge verließ nach der Beschlagnahme einer Ausgabe seiner „Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“ 1843 Sachsen und schloss sich in Paris mit Karl Marx zusammen. Sein Mitarbeiter Michail Bakunin ging nach Zürich.

Aus gesundheitlichen Gründen legte Nostitz 1844 sein Ministeramt nieder und zog sich auf sein Gut Oppach zurück. Bis 1847 gehörte er dem Staatsrat an, bis 1850 war er Richter am Staatsgerichtshof. Die Familie war von dieser revolutionären Zeit unmittelbar betroffen. Nostitz‘ Nichte Julie, eine Tochter seiner Schwester Elise, und ihr Mann, Miklos Josika, waren als Revolutionäre 1849 aus Ungarn geflohen, fanden aber nur kurzzeitig Aufnahme in Sachsen und emigrierten schließlich nach Brüssel.

Um das Schicksal verwahrloster Kinder zu lindern, entstand im 19. Jahrhundert deutschlandweit eine „Rettungshausbewegung“. Bereits in seiner Zeit als Minister in Dresden war Nostitz mit dieser christlich-sozialen Bewegung in Berührung gekommen, als im Rahmen der Verantwortlichkeiten Lindenaus innerhalb des Ressorts „Inneres“ beispielsweise Bräunsdorf und Großhennersdorf als Rettungshäuser genutzt wurden. Neben diesen staatlich organisierten Einrichtungen entstanden in Sachsen ab 1850 in Stollberg, Lößnitz, Riesa, Waldkirchen und Schwarzenberg Anstalten unter Führung karitativer Vereine. 1853 wurden für die Oberlausitz in Berthelsdorf für Mädchen und von Nostitz in Oppach für etwa 20 Jungen solche Rettungshäuser gegründet. Der Gründung in Oppach voraus ging 1852 ein Vortrag von Nostitz über „Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder insbesondere auf dem Lande“ vor einer Oppacher Gemeindeversammlung. Neben Spenden, beispielsweise von Karl Traugott Kanig und in Dresden von Gustav von Flotow, flossen in den Fonds auch Einnahmen aus dem Druck jenes Vortrags sowie weiterer Schriften wie des von Nostitz herausgegebenen dichterischen Nachlasses seiner Schwester Klothilde Septimie. Nach dem Vorbild des Rauhe-Hauses in Hamburg wurden drei Grundsätze verfolgt: Erziehung im Familienleben, zur Religiosität und Sittlichkeit und zur Arbeit. Das Rettungshaus in Oppach strahlte eine große Vorbildwirkung in die Umgebung aus. Von den 26 evangelischen Rettungshäusern Sachsens im Jahre 1895 lagen allein 7 in der Oberlausitz, neben Oppach und Berthelsdorf jene in Zittau, Göda, Dittelsdorf, Elstra und Neukirch.

Nostitz war Kanoniker des Kollegiatstifts in Wurzen (ab 1810), Domherr und Senior des Hochstifts zu Meißen (ab 1828) und Propst des Domcapitularkollegiums St. Petri in Bautzen (ab 1841). Das Hochstift Meißen vertrat er Anfang der 1830er und in



Nostitz' Vater, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, hatte 1786 auf alten Gewölben des Oppacher Niederhofs ein Herrenhaus errichten lassen. Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf baute das Haus 1844 im neogotischen Stil um.

den 1850er Jahren im sächsischen Landtag. Um sich einer besseren medizinischen Behandlung unterziehen zu können, verbrachte Nostitz sein letztes Lebensjahr in Dresden. Alle vier Söhne von Nostitz verfolgten eine militärische Karriere. Sein Sohn Leo führte zudem das karitative Engagement des Vaters in Oppach mit der Gründung eines Armenvereins fort.

Quellen: Bernhard Pfeiffer: „Die Parochie Oppach". Neue Sächsische Kirchengalerie, 1904; Neues lausitzisches Magazin, 1874; „Genealogisches Taschenbuch der uradeligen Häuser". Perthes Gotha, 1903; „Beiträge zur Geschichte des Geschlechtes von Nostitz". Gressner & Schramm Leipzig, 1876; Cornelius Gurlitt: „Oppach". Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Bd. 34, 1910; Gustav Poenicke: „Expedition des Albums Sächsischer Rittergüter und Schlösser". Bd. 3, 1859; Felix Wilhelm: „Die Geschichte des Luttitz-Nostitzschen Burglehnhauses". Bautzen, 1937; Dresdner Adressbücher 1817, 1820, 1822, 1826, 1832, 1837; Königlich-Sächsischer Hof- und Staats-Kalender, 1810; Staats-Handbuch für das Königreich Sachsen, 1843; Zita Szylagyi, Aszod, Mitteilungen 2016; Leipziger Zeitung, 4. Juli 1852, 28. Februar 1858; Herbert Zeißig: „Eine deutsche Zeitung. Zweihundert Jahre Dresdner Anzeiger." Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, 1930; Christian Ludwig Enoch Zander: „Geschichte des Kriegs an der Nieder-Elbe im Jahre 1813". Bd. 1, 1839; Immatrikulationsverzeichnisse Universität Heidelberg; „Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens". 1864; „Statistik der evangelischen Rettungshäuser Deutschlands". Berlin 1897; René Sternke, Klaus Gerlach: „Karl August Böttiger – Briefwechsel mit Christian Gottlob Heyne". Walter de Gruyter, 2015



Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf trug den Titel „Wirklicher Geheimrat“. Für seine Verdienste wurden ihm der sächsische Zivilverdienstorden, der hannoversche Guelphen-Orden, der württembergische Friedrich-Orden, der badische Zähringer Löwen-Orden, der kurfürstlich-hessische Wilhelmsorden, der großherzoglich-hessische Orden von Philipp dem Großmüthigen, der sächsisch-ernestinische Hausorden, der luxemburgische Orden der Eichenkrone sowie die Ehrenbürgerschaft Bremens verliehen.

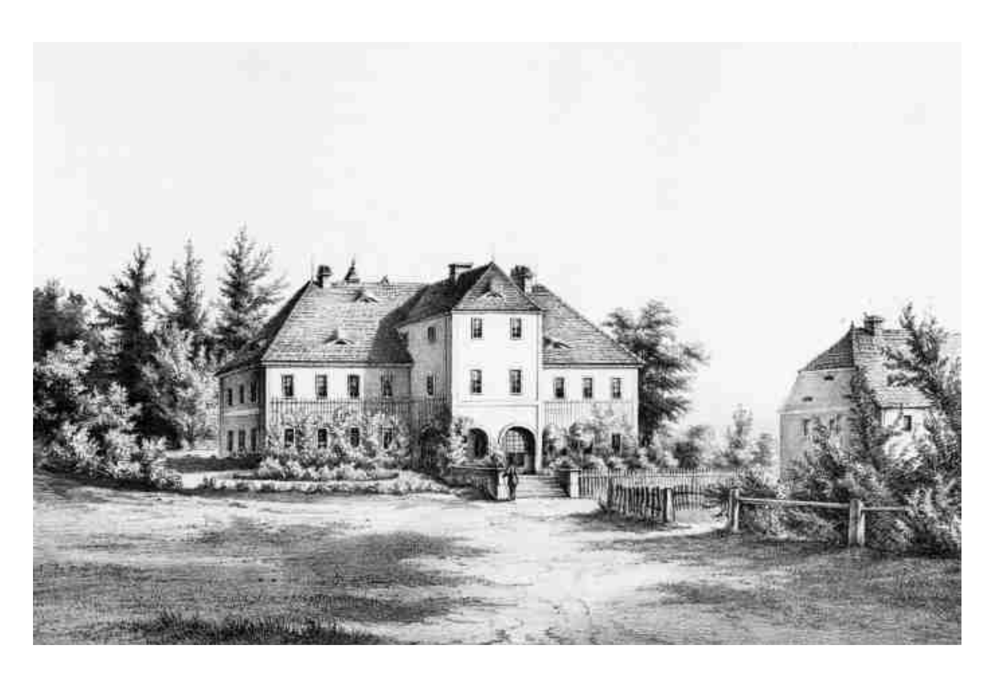
Nostitz und Jänkendorf, Julius Gottlob von

Sächsischer Gesandter beim Deutschen Bundestag
12.07.1797 Doberschau – 18.03.1870 Dresden

V: Gottlob Adolf Ernst (*21.4.1765 See, †15.10.1836 Oppach), Rittergutsbesitzer auf Oppach, Konferenzminister, Schriftsteller; M: Henriette Sophie geb. von Bose (*18.2.1769 Oberthau, †3.3.1848 Dresden); G: Traugott Adolph Karl (*24.3.1787, †1787 Dresden), Elise (*1788, †23.8.1853 Aszod, heiratete 1812 nach Ungarn Karl von Podmanitzky, in erster Ehe mit Julie Charpentier aus Freiberg verheiratet), Therese Clementine (*7.11.1789 Dresden, †21.3.1870 Dresden, verh. mit Karl Alexander Graf von Rex), Eduard Gottlob (*31.3.1791 Bautzen, †8.2.1858 Oppach, 1836–1844 sächsischer Innenminister), Theodor (*,† 1792 Bautzen), Lydia Augustina (*18.8.1794 Doberschau, †17.11.1810 Dresden), Ida Rosalie (*9.1.1796 Bautzen, †28.3.1796 Doberschau), Agnes Luise (*10.9.1798 Bautzen, †17.5.1875 Altengottern, verh. mit Julius von Marschall), Klara Minona (29.12.1799–11.2.1882, verh. mit Viktor Julius von Bülow, Besitzer von Schloss Beyernaumburg), Klothilde Septimie (*27.1.1801 Bautzen, †1852 Oppach, Dichterin, schrieb auch für Carl Maria von Weber), Heliodora Oktavia (*23.6.1805 Doberschau, †18.2.1871 Dresden, verh. mit Geheimrat Bruno von Schimpff); E: 31.5.1825 Wurschen, Erdmuthe Charlotte Luise geb. von Rex-Thielau (*20.12.1805 Lautitz, †18.7.1884 Dresden); K: Gottlob Adolf (*27.5.1826 Bautzen, †4.8.1880 Nadelwitz, Hauptmann, verh. mit Luise geb. Demisch), Hertha Gertrud Charlotte (*9.11.1827 Bautzen, †17.11.1914 Dresden, verh. mit Carl Alexander von Schwerin), Georg Gottlob (*30.1.1829 Lautitz, †10.8.1896 Würzburg, Oberfinanzrat, beteiligt am Ausbau des Eisenbahnwesens in Sachsen, verh. mit Hedwig Karoline Marie geb. von Larisch), Margarete Marie (*14.8.1830 Lautitz, Stiftsdame von Joachimstein), Charlotte Dorothee (*27.1.1832 Lautitz, †16.3.1906 Dresden, verh. mit dem russischen Diplomaten Alexander Baron von Mengden), Otto Gottlob (*28.3.1836 Lautitz, †19.12.1870 Lagny, Hauptmann), Sophie Elisabeth (*13.1.1844 Frankfurt/M., Stiftsdame von Joachimstein)

Nostitz begann seine Berufslaufbahn 1820 als Kammerjunker am Ober-Hof-Marschallamt. Seit 1815 gehörte er der Freimaurer-Loge „Zum goldenen Apfel“ an, seit 1822 der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1823 wurde er zum Vogt des Klosters Marienthal bestellt. 1829 beriefen ihn die Oberlausitzer Landstände zum Landesbestallten. In den 1830er Jahren vertrat Nostitz die Oberlausitz im sächsischen Landtag und führte das Rittergut Lautitz. 1835 wurde er zum Landesältesten der Oberlausitz gewählt.

Als Direktor der Kommission für Ablösungen und Gemeinheitsteilungen ab 1837 zeichnete Nostitz für die Reform der sächsischen Landwirtschaft mitverantwortlich. Dabei arbeitete er eng mit Heinrich August Blochmann sowie anfangs mit Paul Hermann, aber auch dem zuständigen Innenminister, seinem Bruder Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf, zusammen. 1837 nahm Nostitz an der ersten Versammlung deutscher Landwirte in Dresden teil. Zu den sächsischen Teilnehmern der von August Gottfried Schweitzer von



Nostitz besaß das Rittergut Lautitz von 1828 bis 1841.

der Forstakademie Tharandt maßgeblich organisierten Veranstaltung zählten auch Johann Gottfried Nake und Heinrich August Blochmann.

Von 1840 bis 1848 vertrat Nostitz Sachsen beim Deutschen Bundestag. Der Bundestag bildete das höchste Organ des Deutschen Bundes. Der 1815 nach der Niederlage Napoleons gegründete Deutsche Bund war eher ein Staatenbund als ein Bundesstaat und stand im Zeichen des Konflikts zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland. Zur Gründung gehörten ihm 35 Monarchien und 4 Freie Städte an. Im Bundestag in Frankfurt a. M. berieten die bevollmächtigten Gesandten national bedeutsame innen- und außenpolitische sowie militärische Angelegenheiten. Sachsen besaß eine „Virilstimme“ im engeren Rat, also ein volles Mandat. Nostitz vertrat in den 1840er Jahren Sachsen zudem in Stuttgart als Gesandter. Die nationale Bewegung von 1848 forderte notwendige Reformen ein und die Deutsche Nationalversammlung („Paulskirchenparlament“) erklärte den Bundestag am 28. Juni 1848 für aufgelöst. Nach der Zerschlagung der Deutschen Nationalversammlung wurde Nostitz 1849 wieder nach Frankfurt entsandt. Er vertrat Sachsen zudem in Kassel, Karlsruhe und Darmstadt als Gesandter. Die Dresdner Verhandlungen vom 23. Dezember 1850 bis zum 15. Mai 1851 über eine neue Verfassung des Deutschen Bundes blieben

ergebnislos. Nostitz unterstützte in Frankfurt die österreichfreundliche Politik von Friedrich Ferdinand von Beust, des sächsischen Gegenspielers von Otto von Bismarck. Auch im Zusammenhang mit einer geplanten Verschärfung des Bundespressegesetzes vertrat Nostitz sehr konservative Positionen. 1855 wurde ihm die Ehrenbürgerschaft Bremens zuteil. Die Bürgerschaft hatte es zunächst verhindern können, dass die fortschrittliche Verfassung der Stadt nach dem Scheitern der Revolution wieder außer Kraft gesetzt wurde. Der konservative Senat der Stadt verband sich jedoch mit dem Deutschen Bundestag, die Bürgerschaft wurde aufgelöst und die Verfassung geändert. Nostitz war daran als Referent in der zuständigen Kommission des Bundestags beteiligt.

1864 übernahm Carl Gustav Adolph von Bose Nostitz' Mandat. Mit dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 lösten sich Deutscher Bund und Bundestag auf. Seit 1864 wohnte Nostitz' Nichte Julie Josika geb. Podmanitzky, eine Tochter seiner Schwester Elise, mit ihrem Mann, Miklos Josika, in Dresden. Julie Josika war Schriftstellerin und hatte 1849 mit ihrem Mann aus Ungarn fliehen und über Leipzig nach Brüssel emigrieren müssen.



Nostitz wohnte zuletzt in Dresden „An der Bürgerwiese 15b" (spätere Nr. 22) im 1. OG. Der Hauseigentümer, der Naturforscher Otto Staudinger, betrieb parterre ein Dampfbad.

Quellen: Robert Luft: „Nostitz". Neue Deutsche Biographie, 1998; Neues lausitzisches Magazin, 1835, 1838, 1839; „Genealogisches Taschenbuch der uradeligen Häuser". Perthes Gotha, 1903; Adressbücher der Stadt Dresden; Heinz Georg Holldack: „Untersuchungen zur Geschichte der Reaktion in Sachsen, 1849–1855". Kraus Reprint, 1965; Joseph Bernhard Schönfelder: „Urkundliche Geschichte des Königlichen Jungfrauenstifts und Klosters St. Marienthal, Cistercienser-Ordens, in der Königlichen Sächsischen Oberlausitz". Schöps, 1834; Tobias C. Bringmann: „Handbuch der Diplomatie, 1815–1963". Walter de Gruyter, 2001; Zita Szylagyi, Aszod, Mitteilungen 2016; Amtlicher Bericht Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Dresden, 1838; Gustav Adolf Poenicke: „Album der Rittergüter und Schlösser im Königreiche Sachsen". Bd. 3; Richard Kohnen-Vogell: „Pressepolitik des Deutschen Bundes: Methoden staatlicher Pressepolitik nach der Revolution von 1848". 1995; Wilhelm von Bippen: „ Aus Bremens Vorzeit". BoD – Books on Demand, 2015



Hans Volkmann: „Johannes Pache, ein Meister des deutschen Chorliedes“. Unsere Heimat, Beilage zum Sächs. Erzähler, Nr. 49, 6. Dezember 1937.

Pache, Johannes Fürchtegott Jonathan

Dirigent, Komponist, Kantor
09.12.1857 Bischofswerda – 24.12.1897 Limbach

V: Emil (*1822 Grimma, †20.8.1892 Bischofswerda), Vater Chausseegeldeinnehmer in Wendisch-Paulsdorf, 1843 Hilfslehrer Strahwalde, 1845 Lehrer Sebnitz, ab 1850 Lehrer Bischofswerda, Oberlehrer; M: Ottilie geb. Gerdessen, Arzttochter aus Strahwalde; G: Alfred Emil Immanuel (*2.11.1846 Sebnitz, †16.7.1913 Dresden-Tolkewitz, 1874 Diakon Bischofswerda, 1877 Pfarrer Steinigtwolmsdorf, 1888 Direktor Pädagogium Langebrück, 1905 Direktor Realschule Altstadt, 1908 Pfarrer Waldkirchen, dessen Sohn Alexander Pache, *31.12.1878 Steinigtwolmsdorf, Prof. Dr. phil., Lehrer und Schriftsteller in Dresden und Zwickau), 1 Schwester († Nov. 1848 Sebnitz), Martin Moritz Georg (*26.10.1853 Bischofswerda, †4.3.1923 Dresden, 1879 Vikar Reinhardtsdorf, 1880 Diakon Döhlen, 1882 Pfarrer Wildenfels, 1894 erster Pfarrer der Heilig-Kreuz-Kirche Leipzig, 1900 Superintendent Großenhain, 1915 Geheimer Rat im Landeskonsistorium); E: (1) 13.4.1885 Strasburg/Westpreußen, Martha geb. Heinrich (*23.1.1862, †1893 Limbach), (2) Martha geb. Knackfuß (Tochter von Emil Knackfuß, Teilhaber der Strumpfwarenfabrik Reinhold Esche in Limbach, Klavier- und Sprachlehrerin, verschwägert mit Diakon Bernhard Dinter, als Witwe bis 1921 in Dresden ansässig); K: Wolfgang (*12.2.1890, Lehrer in Limbach)

Paches Vater galt als ausgesprochen tätige Persönlichkeit und gründete z. B. den örtlichen Frauenverein und den Militärverein. Er wollte auch seinen Jüngsten, wie dessen Brüder, auf eine theologische Berufslaufbahn vorbereiten und schickte ihn deshalb 1870 auf das Gymnasium in Zittau unter Heinrich Julius Kämmel. Hier zeigte sich schon bald Paches musikalische Begabung. Er übte regelmäßig Klavier und sang als Solosopranist im Chor von Kantor Paul Fischer, dem er wichtige musikalische Anregungen zu verdanken hatte. Es entstanden erste Lied- und Klavierkompositionen. Darunter litten seine schulischen Leistungen. Nachdem er das zweite Mal sitzen geblieben war, wollte ihn der Vater in Dresden am Lehrerseminar anmelden. Auf die Frage des Direktors, ob er zum Lehrerberuf Lust hätte, antwortete der Sohn zum Entsetzen des strengen Vaters jedoch: „Nein, nur zur Musik.“ Daraufhin wurde Pache auf das Gymnasium in Bautzen geschickt. Er sang im Schulchor, musizierte mit Freunden und verdiente sich etwas Geld als Klavierlehrer. Es entstanden verschiedene Kompositionen, die später unverändert gedruckt wurden.

Ab 1877 ließ sich Pache in Dresden bei Hoforganist Theodor Berthold im Orgelspiel und in der Theorie sowie bei dem kurz zuvor aus München von Hans von Bülow gekommenen Herrmann Scholtz im Klavierspiel ausbilden. 1879 fand er eine erste Anstellung als Organist und Musikdirektor in Herisau bei St. Gallen. Aus privaten Gründen kehrte Pache schon 1881 nach Dresden zurück. Um seinen Le-



Blick über den Mühlteich zur Christuskirche Bischofswerda, davor Paches Geburtshaus (linkes Eckhaus). Das Foto wurde von Uwe Fiedler der Wikipedia zur Verfügung gestellt.

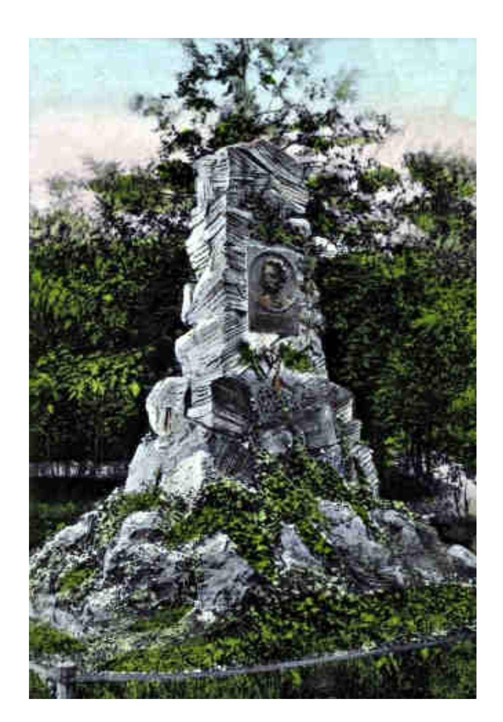
bensunterhalt zu verdienen, arbeitete er als Begleiter an der Gesangschule von Augusta Götze, als Lehrer an der Zillmann'schen Musikschule und zeitweise als Liedermeister von sechs Vereinen gleichzeitig. Trotzdem litt er Not und wechselte 1884 nach Leipzig, wo er in Konzerten als Organist und Pianist auftrat. Hier entstanden vielbeachtete Kompositionen. 1885 wechselte Pache als Kapellmeister an das Saisontheater in Naumburg. Er gründete hier zudem einen Männergesangverein, der noch lange später seinen Namen trug. Ab 1886 beriet er in Leipzig Musikverlage. Diese wirtschaftlich lohnende Tätigkeit eröffnete ihm einigen künstlerischen Freiraum. Pache hatte die Jahre der Not in Dresden nie vergessen und unterstützte später vielfach Bedürftige.

Pache war ein Meister des deutschen Chorliedes und schuf vorwiegend Männerchöre, v. a. in den frühen Jahren mit sehr romantischem Charakter. 1886 entstand z. B. „Ein Winzerfest am Rhein", eine bekannte Walzer-Idylle für Männerchor mit Begleitung des Pianoforte (op. 38). Opus 169 vereinte den „Waldeszauber" (Solo mit Männerchor) mit der

Frühlingsbegeisterung in „Lenzwonne“. Sein vokalmusikalisches Schaffen ging jedoch weit darüber hinaus. Neben Frauen- und gemischten Chören gehörten dazu auch Sologesänge und Duette. Für gemischten Chor vertonte Pache „Wohlauf, es ruft der Sonnenschein“ von Ludwig Tieck (op. 44). Zu den beliebtesten Frauenchören zählten „Frau Holle“ (op. 135) als Kupplerin, mit einem Text von Otto Hausmann, und die märchenhafte „Frau Sage“ mit einem Text von Frieda Schanz. Seine durchaus nationalpatriotische Gesinnung wurde deutlich in „Niederwaldfahrt“ und v. a. in „Die Germanenschlacht“ (op. 106); diesen Chor widmete Pache dem Universitäts-Sängerverein zu St. Pauli in Leipzig und dessen Dirigenten Hermann Kretzschmar. Das bedeutendste Einzelwerk Paches war sicher seine Oper „Tobias Schwalbe“ mit einem Text von ihm selbst nach „Der Nachtwächter“ von Theodor Körner. Zu den Höhepunkten seines instrumentalmusikalischen Schaffens zählten Duette für zwei Violinen, Streichquartette, eine Suite für Klavier und Violine sowie Bearbeitungen von auserlesenen Vortragsstücken berühmter Meister wie Bach, Händel, Haydn für Harmonium, darunter von Ludwig van Beethoven: Larghetto aus der 2. Sinfonie D-Dur op. 36, Andante aus der Sonate op. 26 und Andante aus der Sonate F-Moll op. 57 (Beethoven-Haus Bonn).

Um wieder mehr Musik praktizieren zu können, trat Pache 1889 in Limbach eine Stelle als Kantor und Organist an. Er führte in den wenigen ihm verbleibenden Jahren den Kirchenchor zu hoher Blüte und gilt als Begründer der traditionsreichen Limbacher Kirchenmusik. Hier entstanden auch verschiedene kirchliche Kompositionen, darunter op. 183 „Nocturne" für Orgel. Höhepunkt der Limbacher Tätigkeit war die Aufführung seines 150. Werkes, des Oratoriums „Kapernaum“ mit einem Text von Diakon Bernhard Dinter, anlässlich seines 35. Geburtstages. Die Aufführung wurde zu einem großen Erfolg – das Werk blieb aber ungedruckt. In seinen letzten Jahren plante Pache auch eine Oper mit den Hauptpersonen Goethe und Friderike von Sesenheim; Anton Ohorn hatte schon begonnen, dafür ein Textbuch zu schreiben. Der frühe Tod des Komponisten verhinderte schließlich die Fertigstellung und der Stoff wurde später von Franz Lehar in der Operette „Friderike“ behandelt.

In seinem kurzen Leben schuf Pache eine Vielzahl von Kompositionen, die seinerzeit sehr erfolgreich waren. Das Gesamtwerk reicht bis op. 185. In vielen Werken widerspiegelte sich sein volkstümliches und lebensbejahendes Wesen. Wirtschaftlichen Zwängen folgend entstanden auch „leichte“ Musikstücke, die dem damaligen Zeitgeist entsprachen. Dazu zählten unterhaltsame Salonstücke unter dem falschen Namen Johannes Gerdessen



Das Pachedenkmal in Limbach steht heute unter Denkmalschutz.

(Gerdessen war der Mädchenname der Mutter). Pache geriet zunehmend in Vergessenheit, als sich der Geschmack des Publikums wandelte. Gesundheitlich von einer Lungenkrankheit schon schwer gezeichnet, dirigierte er in Bischofswerda in seinem letzten Lebensjahr einen seiner Chöre anlässlich des Bundesgesangsfestes und musste erleben, dass man sich in seiner Geburtsstadt nicht mehr zu ihm bekannte.

Auch nach Paches Tod gehörten seine Chöre noch lange zum Repertoire vieler Gesangvereine. Er war nicht nur in Deutschland bekannt, sondern auch bei den deutschen Einwanderern in den USA beliebt. Die New York Times berichtete am 25. Juni 1894 auf Seite 1 unter „Prize Singers and Singers Who Got Only Money and Fame" von einem Gesangswettbewerb, für den u. a. Paches „Waldeinsamkeit" als Wettbewerbsstück ausgewählt worden war. Seine Kompositionen erschienen z. B. in New York (Carl Fischer, 1898–1904; unter „Sacred Choruses" bei H.W. Gray; Schirmer) und in Boston (A.P. Schmidt, Orgelmusik, 1897). Der Verleger Gamble Hinged Music Chicago stellte 1936 in „Graded masterworks for strings" u. a. Werke von Edvard Grieg, Charles Gounod und Pache zusammen. Beim gleichen Verleger erschien im selben Jahr auch eine musikalische Partitur zum Thema „Freischütz" (Carl Maria von Weber) mit Beteiligung von Pache. Einige Musikstücke des Komponisten befinden sich in der US-Library of Congress. Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde Pache in vielen einschlägigen internationalen Lexika zitiert.

An seiner letzten Wirkungsstätte Limbach ist Pache 1902 mit der Einweihung eines Denkmals im Stadtpark, vermutlich nach einem Entwurf des Wiener Bildhauers Wilhelm Leissring, geehrt worden. Es wurde in Sandstein gestaltet und ist über 3 Meter hoch. Unterhalb des in Erz gegossenen Bildnisses erinnert die Zeile „Der liebe Herrgott hält die Wacht" an ein Lied von Pache. Für das Denkmal

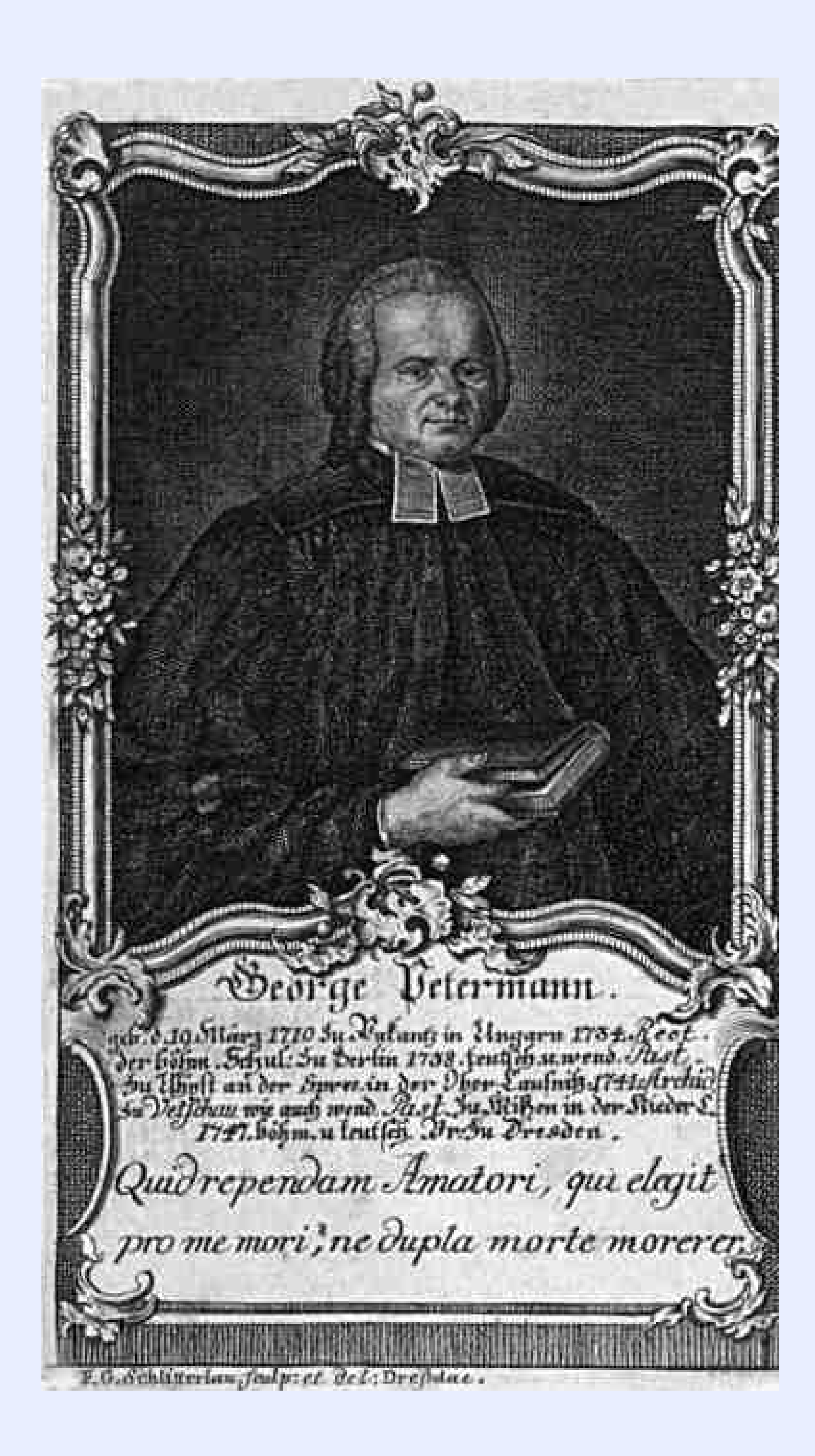


Erinnerungstafel am Geburtshaus in Bischofswerda: „Am 9. Dezember 1857 wurde hier geboren Johannes Fürchtegott Jonathan Pache.“

trafen Spenden auch aus Indianapolis und Syrakus in den USA ein. Die von Pache begründete Kirchenmusiktradition führten u. a. Franciscus Nagler, Alfred Stier (späterer Landeskirchenmusikdirektor in Sachsen) und Rudolf Levin erfolgreich fort. 2004 wurde die ehemalige Kirchstraße in Limbach nach Pache benannt. Im Jahre 2007 erinnerten mehrere Veranstaltungen an seinen 150. Geburtstag: Am 6. Mai fand eine Matinee statt. Es erklangen ausschließlich Werke Limbacher Kantoren – von Pache wurde „Herr, auf dich traue ich“ aufgeführt. Am Geburtstag selbst, dem 9. Dezember, erinnerten ein Posaunengottesdienst in der Stadtkirche mit anschließender Feier des Heiligen Abendmahls, eine Kranzniederlegung am Pachedenkmal im Stadtpark und eine CD „Limbacher Komponisten und Interpreten von Bach bis Pache, von Barock bis Pop“ an den ersten hauptamtlichen Kantor in Limbach. Als in der Limbacher Stadtkirche im Jahre 2014 des berühmten Kreuzkantors Rudolf Mauersberger gedacht wurde, erklangen Werke von Mauersberger selbst, der Kreuzkantoren Ernst Julius Otto und Gottfried August Homilius sowie von Pache.

In der Geburtsstadt Bischofswerda erinnert eine auf Initiative des Heimatforschers Hermann Steudtner angebrachte Gedenktafel am Geburtshaus Pfarrgasse 8 an den Sohn der Stadt.

Quellen: Hans Volkmann: „Johannes Pache, ein Meister des deutschen Chorliedes“. Unsere Heimat, Beilage zum Sächs. Erzähler, Nr. 49, 6. Dezember 1937; E.W.: „Erinnerungen an Johannes Pache“. Unsere Heimat, Nr. 10, 9. März 1924; Meyers Konversationslexikon, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien, Vierte Auflage, 1885–1892, 18. Band: Jahres-Supplement 1890–1891; Hermann Schnurrbusch: „Johannes Pache zum 100. Todestag“. Journal für das Limbacher Land, Survival Verlag Limbach-Oberfrohna, 5 (1997), S. 16–17; „Matinee zum 150. Geburtstag – Musikalischer Gottesdienst mit Werken Limbacher Kantoren“, „Musikalische Referenz für Johannes Pache“, Stadtspiegel, Amtsblatt der Großen Kreisstadt Limbach-Oberfrohna, 17. Jg., Nr. 9 (26.4.2007), Nr. 11 (24.5.2007); „Der Kantatesonntag – eine besondere Geburtstagsfeier“, Gemeindebrief Ev.-Luth. Kirchgemeinde Limbach-Kändler, April/Mai 2007, Nr. 51, S. 8; Gemeindebrief Ev.-Luth. Kirchgemeinde Limbach-Kändler Dezember 2007 / Januar 2008, Nr. 55; Franz Kössler: „Personenlexikon von Lehrern des 19. Jahrhunderts“. Berufsbiographien aus Schul-Jahresberichten und Schulprogrammen, 1825–1918, Bd. Paalhorn–Pyrkosch; Reinhold Grünberg: „Sächsisches Pfarrerbuch“. Freiberg 1939–1940; Neues Archiv für Sächsische Geschichte, 1920, S. 152; Dresdner Adressbücher; „Die Limbacher Fabrikanten-Familie Esche“ (www.graenz.name); „Es war eine Schule fürs Leben“ (www.blick.de); Die Gartenlaube, 1902; www.westpreussen.de


George Petermann.
Quid rependam Amatori, qui elegit
pro me mori; ne dupla morte morerer.

Petermann, Georg

Pietistischer Pfarrer in Berlin, der Lausitz und Dresden
auch: Petermannus, Georgius; Petrman, Jiri; Petrmann, György

19.03.1710 Pukanz – 19.12.1792 Dresden

V: Daniel, Kürschner in Pukanz; G: George (*1709 Pukanz, †12.11.1782 Zibelle, studierte zusammen mit seinem Bruder in Halle, 1739 Substitut und ab 1751 Pfarrer in Zibelle, verheiratet mit Elisabeth geb. Zenker, ihr Sohn George, *9.8.1750 Zibelle, Kaufmann in Löbau, verheiratet mit Johanne Eleonora Rahel geb. Fröhnel, *26.5.1755 Walddorf, †29.12.1794 Löbau, Tochter des Chirurgen Johann Gottlieb Fröhnel, ein weiterer Sohn Daniel, *1747 Zibelle, 26.9.1760 Aufnahme in die Lateinische Schule in Halle); E: (1) †1745; K: Johann Samuel (*1747 Dresden, †1811 Hannover, Theologe, Hofmeister beim Freiherren von Mengden in Wildenfels, 1776 Gründer der Freimaurer-Loge zum Goldenen Apfel – ab 1781 in Dresden, wo später Karl August Böttiger Meister vom Stuhl war, ab 1778 Lehrer an der Pagenschule Dresden, ab 1786 Hofmeister beim Prinzen von Mecklenburg-Strelitz, ab 1791 Postkommissarius beim Generalpostamt Berlin)

Petermann musste an seinem damals ungarischen Heimatort Pukanz (heute Pukanec, Westslowakei) eine katholische Schule besuchen. Um den Sohn zu schützen, schickten ihn die protestantischen Eltern später nach Bohnwitz und Bagdan. Ab 1724 besuchte er das Gymnasium in Schemnitz (Banská Štiavnica), 1728 wechselte er nach Pressburg (Bratislava).

Am 1. Oktober 1733 bezog Petermann die Universität Halle zum Studium der Theologie. Er hörte Vorlesungen von Siegmund Jakob Baumgarten, Johann Gottlieb Heineccius und Johann Heinrich Michaelis. Gotthilf August Francke prägte ihn nachhaltig im Sinne des Pietismus seines 1727 verstorbenen Vaters, August Hermann Francke. Petermann blieb mit Francke, Direktor des Waisenhauses Halle, auch nach dem Studium in langjährigem Briefkontakt.

Seine Berufslaufbahn begann er 1734 als Lehrer an der Mägdlein-Schule der Francke'schen Stiftungen.

Im Oktober 1734 erhielt der Student Petermann auf Empfehlung von Francke an den Geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenrat Christian von Herold eine Anstellung als Lehrer und zeitweise als Prediger der böhmischen Exulantengemeinde in Berlin. Der vormalige Pfarrer der Böhmen vor ihrem Weggang 1732 aus Großhennersdorf in der Oberlausitz, Johann Liberda, war auf Betreiben von Henriette Sophie von Gersdorff in Sachsen verhaftet worden und so hatte die Gemeinde in Berlin keinen eigenen Pfarrer mehr. Petermann geriet jedoch zunehmend in theologische Meinungsverschiedenheiten mit seiner Gemeinde, die sich wieder stärker den Traditionen der Brüderlehre zuwandte. So wurden Betstunden

auch ohne Pfarrer abgehalten. Geistlichen Beistand erhielt die Gemeinde vom reformierten Oberhofprediger von Berlin, Daniel Ernst Jablonsky. Petermann, der zunächst nur für ein Jahr in Berlin hatte bleiben und danach nach Halle zurückkehren wollen, beschränkte sich bald auf seine Aufgaben als Lehrer. Andreas Macher, zuvor Konrektor in Teschen, übernahm 1735 die Pfarrstelle. Petermann unterrichtete in Berlin etwa 70 Kinder. Die Organisation des Schul- und Katechismusunterrichts erfolgte nach dem Vorbild des Halleschen Waisenhauses. Von hier besorgte sich Petermann die benötigten Schulbücher in deutscher und tschechischer Sprache. Wegen der Armut der böhmischen Exulanten bat er Gotthilf August Francke um Hilfe, die dieser auch gewährte. Geeignete Schüler bereitete Petermann auf ein Universitätsstudium vor. Dafür gründete er mit Unterstützung von Adolph Gebhard Manitius eine „Anstalt der studierenden Böhmen“. 1737 wurde die in der Tradition der Prager Bethlehemskapelle des Jan Hus stehende Bethlehemkirche der böhmischen Exulantengemeinde in Berlin geweiht (im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, in der DDR abgetragen). Gemeinsam mit Andreas Macher und dem ehemaligen Großhennersdorfer Augustin Schultze verfasste Petermann anlässlich der Kirchweihe Lobgedichte auf den König („Das kleine Bethlehem als ein geistlich Brot – Haus für hungrige Selen“). Schon in

Oberlausitzer Wurzeln der böhmischen Gemeinde in Berlin

1729 begann der preußische König Friedrich Wilhelm I., in der Friedrichstadt protestantische Böhmen anzusiedeln. Ein großer Teil der seit etwa 1717 in Großhennersdorf untergekommenen und ursprünglich aus den Landkreisen Leitomischl und Landskron an der Grenze zu Mähren stammenden Flüchtlinge, etwa 500 Personen, wollte 1732 ebenfalls nach Berlin. Sie verließen ihre zwischenzeitliche Oberlausitzer Heimat aus Unzufriedenheit über die materiellen und rechtlichen Verhältnisse, aber auch aus liturgischer Opposition. Ihr Katechet Johann Liberda reichte ihnen zwar beim Abendmahl nach Tradition der Brüder-Unität Brot statt Oblaten, doch der Druck, sich der in Sachsen vorherrschenden lutherischen Kirche anzupassen, blieb groß. Liberda war ein Anhänger von August Hermann Francke in Halle, welcher die Fluchtbewegung aus Böhmen förderte und dafür Großhennersdorf als Stützpunkt auserkoren hatte. Die Herrin auf Großhennersdorf, Henriette Sophie von Gersdorff, stand zwar dem Pietismus nahe, im Unterschied zum benachbarten Herrnhuter Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf wollte sie aber an der Leibeigenschaft nicht rütteln

und so kam es zum Bruch mit ihren Böhmen. Nachdem der preußische König die Großhennersdorfer Exulanten zunächst nicht aufnehmen wollte, siedelte er sie und Glaubensbrüder aus Zittau auf Vermittlung von Liberda in Neu-Cölln und der Friedrichstadt an. Obwohl in Berlin insgesamt eine größere Toleranz als in Sachsen herrschte, blieben auch hier Konflikte unvermeidlich.

dieser Zeit traten Konflikte zwischen verschiedenen protestantischen Strömungen hervor. Petermann wurde in der Folge wiederholt in Streitigkeiten zwischen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf sowie Francke verwickelt, bei denen es z. B. um Eifersüchteleien im Zusammenhang mit den Missionen in Amerika ging, wo sowohl die Herrnhuter als auch die Lutheraner in Halle die Führungsrolle beanspruchten.

Anfang 1738 ging Petermann als böhmischer Prediger nach Gebhardsdorf (Giebułtów) am Queis zu Gottlob Friedrich von Gersdorff. Augustin Schultze hatte ihm die Berufung überbracht. Diese Entscheidung durch den Standesherren statt durch das Konsistorium sorgte für Unmut. Vor allem fürchtete man aber eine Hinwendung der hiesigen Exulanten zu den Brüdergemeinen Großhennersdorf und Herrnhut. Am 24. März 1738 wurde Petermann in Leipzig ordiniert, kurz darauf trat er seine Stelle als Pfarrer in Uhyst/Spree an. 1741 holte ihn Kabinettsminister Erdmann Graf von Promnitz als Archidiakon in Vetschau und Pfarrer in Missen. An diesen Wirkungsstätten hatte es der pietistische Petermann nicht leicht.
In Gebhardsdorf gab es schon unter seinem Vorgänger theologische Konflikte, die wegen der Einführung eines neuen Gesangbuchs durch Petermann erneut aufbrachen, bis sich die Gemeinde sogar beschwerte. In Uhyst wurde er als „Heuchler aus Halle“ diffamiert und auch in Vetschau gab es Anfeindungen und Beschwerden beim Konsistorium in Lübben.



Die Kirche in Uhyst/Spree wurde bis 1716 fertiggestellt, der Bau des Turms dauerte jedoch bis 1735, also wenige Jahre vor Petermanns Amtsantritt.

Petermann wurde 1747 zum Prediger der böhmischen und deutschen Gemeinde der Johanniskirche in Dresden berufen. Die Kirche („die Böhmische“) befand sich in der Nähe des Pirnaischen Tores am Stadtrand des alten Dresdens und war seit 1650 nach einer Stiftung von Kurfürst Johann Georg I. Heimstatt der ab 1620 massenhaft aus Böhmen geflüchteten Protestanten. Auch hier war Petermann wegen seines Pietismus nicht unumstritten. Schon seine Wahl wurde von heftigen Auseinandersetzungen überschattet. Den ursprünglichen Kandidaten des Oberkonsistoriums, Interimspfarrer Wenceslaus Gregorius, lehnte die Gemeinde ab. Auf Drängen von August III. kam es zu einer Kampfabstimmung, bei der sich Petermann klar gegen Georg Körner durchsetzte. Das Oberkonsistorium hatte skeptische Gemeindemitglieder beschwichtigt, bei diesem Petermann handele es sich nicht um jenen in Gebhardsdorf und Zibelle missliebig aufgefallenen, bezüglich Gebhardsdorf offenbar fälschlicherweise. Viele Mitglieder verließen die Johannisgemeinde, aber Petermann konnte auch viele einflussreiche Persönlichkeiten als Besucher seiner Gottesdienste und als Spender gewinnen, was das Überleben und den weiteren Ausbau der Gemeinde sicherte. 1756 gründete die böhmische Gemeinde in Dresden-Neustadt die Neidesche Stiftsschule, zusätzlich zu einer in der Pirnaischen Gasse betriebenen Schule.
Ein persönlich gutes Einvernehmen bestand zwischen Petermann und Johann Christian Schlipalius, 1746 Katechet und Mittagsprediger an der Frauenkirche, 1754 Prediger an der Sophienkirche und 1756 Prediger an der Kreuzkirche in Dresden.

Zur damaligen Zeit war der Kirchhof der Johanniskirche die bevorzugte Begräbnisstätte des Dresdner Bürgertums. Die Begräbnisse wurden jedoch zumeist nicht von den Pfarrern der Johanniskirche durchgeführt, denen die Kirchenleitung Calvinismus unterstellte, sondern von der Stadtgeistlichkeit. 1752 fand hier Johann Christoph Knöffel, Architekt der Brühlschen Terrasse und des Barockschlosses Rammenau, die letzte Ruhe, 1753 der Orgelbauer Gottfried Silbermann und 1762 der Zeitungspionier Johann Christian Crell.

Der Siebenjährige Krieg bis 1763 stellte die böhmische Gemeinde in Dresden vor große Probleme. Das Pfarrhaus war abgebrannt, Kirchengeräte und Geldspenden aus Hamburg gingen verloren. Kollekten in Regensburg und Lübeck, Beiträge des Oberkonsistoriums, aber auch Spenden der deutschen Gemeinde, bei der Petermann sehr angesehen war, machten den Wiederaufbau des Pfarrhauses 1770 möglich. Petermann blieb bis zum Schluss mit den Francke‘schen Stiftungen in Halle eng verbunden und sammelte z. B. Spenden für die Missionen in Indien und Nordamerika.



Die aus Holz gebaute Johanniskirche (Zeichnung Moritz Krantz, Deutsche Fotothek, CC BY-SA 4.0) musste 1784 abgerissen werden. Die Gottesdienste fanden danach in der nahen Waisenhauskirche statt.

1784 gründete sich unter Petermanns Leitung eine Dresdner Partikulargesellschaft aus mehreren „erweckten" Pfarrern. Zuletzt war Petermann Senior des geistlichen Ministeriums. 1789 begann unter Leitung von Ratsbaumeister Christian Heinrich Eigenwillig der Neubau der Johanniskirche. Ihre Weihe im Jahre 1795 erlebte Petermann nicht mehr.

Petermann verfasste in seiner Dresdner Zeit eine Reihe theologischer und sprachwissenschaftlicher Bücher. Unter seinen Werken ragen das böhmische Gesangbuch von 1748 („Hospodina Srdcem y Rty Chwáleni"), eine böhmische Grammatik sowie ein Buch mit böhmischen Postillen von 1783 („Krestanske Wjry Základ") hervor. Er gab zudem eine böhmische Bibel heraus. Schon 1775 publizierte Petermann beim Intelligenz-Comptoir (ehemals Siegmund Ehrenfried Richter) die theologische Streitschrift „Erlaubte Beleuchtung" gegen bibelkritische Abhandlungen des Engländers Eduard Harwood, wobei er auch auf Antithesen des Berliner Oberkonsistorialrats Wilhelm Abraham Teller zurückgriff.

Quellen: Christian Adolph Pescheck: „Die böhmischen Exulanten in Sachsen". Hierzel, Leipzig 1857; Franckesche Stiftungen zu Halle (Saale): Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen; Digitalisierte „Bergmann'sche Exulantensammlung", in Zusammenarbeit der Ludwig-Maximilians-Universität München und des Hauptstaatsarchivs Dresden; Paul Flade: „Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Dresden 1". 1906; Christian Gottlieb Jöcher, Johann Christoph Adelung, Heinrich Wilhelm Rotermund: „Allgemeines Gelehrten-Lexicon". Gleditsch, 1816; Gottfried Lebrecht Richter: „Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter". 1804; Lausitzisches Magazin". Bd. 25, Fickelscherer 1792; Karl Gottlob Dietmann: „Die gesamte der ungeänderten Augsp. Confeßion zugethane Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen und denen einverleibten, auch einigen angrenzenden Landen". Bd. 1, 1752; Website Johannes-Kantorei; www.apfelloge.de; www.genbo.de; Ursula Bach: „Auszug und Ankunft. Der Weg der Evangelischreformierten Bethlehemsgemeinde durch drei Jahrhunderte"; Thomas Keller: „Das tolerante Brandenburg/Preußen? Toleranzpolitik am Beispiel der böhmischen Exulanten in Brandenburg/Preußen". GRIN Verlag, 2007; Frank Metasch: „Die Einwanderung und Integration von Exulanten in Dresden während des 17. und 18. Jahrhunderts". Dissertation TU Dresden, 2006; www.uhyst.de; Lausitzisches Magazin, 15.12.1782

Dienstags, den 16. May, Ao. 1752.

No. XX.



Dreßdnische Wöchentliche Frag- und Anzeigen,

Von neuen königlichen Mandaten und Generalien, von Pachtungen, von gerichtlichen Citationen und Intimationen, von Sachen, so in- und außerhalb der Stadt zu kaufen, zu verkaufen, zu verauctioniren, zu miethen, und zu vermiethen sind, wie auch was verlohren, gefunden und gestohlen worden; ferner, von Geldern, so zu verleihen oder zu lehnen gesucht werden, und von Personen, welche ihre Dienste antragen, oder Dienste zu vergeben haben: von Avancements, Promotionen und Beförderungen, von Geld- und Wechsel-cours, und von andern dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Sachen

Auf Sr. Königl. Majest. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen allergn. Special-Concession



Art. I. Königl. Mandata und Verordnungen, vom Jahr 1736.



hro Königl. Majest. in Pohlen und Churfl. Durchl zu Sachsen Patent, wegen Annehmung der Ducaten und Louis d' Ors in nicht höhern Wehrt; als sie gemünzt seyn, d. d. Dreßden am 2. März 1736. worinnen angemerket wird, daß alle bishero eingeschlichene, unter denen dem Münzmandat d. a. 1732. von 9. Jul. und dessen Erläuterung d. a. 1733. den 3. März ehemals beygefügten Abdrücken, nicht mit begriffene geringhaltige Gold- und Silbermünze, insonderheit aber das Bayerische, Marggräfl. Bareythische, Würtembergische, und alles andere neue goldene und silberne auf schlechten Gehalt ausgemünzte Geld, in Chursachsen und incorporirten Landen gar nicht, die Du-

u caten

Titelblatt von Richters Zeitung (später „Dresdner Anzeiger“) aus dem Jahre 1752. Diese Gestaltung blieb gültig bis 1760. Der Druck erfolgte in Löbau.

Richter, Siegmund Ehrenfried

Buchdrucker in Görlitz, Verleger in Dresden
16.03.1711 Bautzen – 01.06.1762 Dresden

V: Gottfried Gottlob (*21.2.1682 Bautzen, †18.10.1738 Bautzen, Buchdrucker); G: Karl Gottfried (*13.1.1716 Bautzen, †16.11.1745 Bautzen, Buchdrucker); E: (1) 22.2.1736 Johanna Christiana geb. Herguth (†15.3.1736, Pfarrerstochter aus Henneberg), (2) 26.2.1737 Görlitz, Friederica Christiana († Ende 12/1796, Tochter des Buchdruckers Nicolaus Schill in Lauban, verschwägert mit dem Historiker Karl Gottlob Dietmann, 2. Ehe mit Hofrat Johann Gottfried Haymann, Assessor an der Kommerzien-Deputation Dresden)

Richter stammte aus einer Bautzener Buchdruckerfamilie. Sein Großvater Andreas Richter (1639–1719) hatte 1676 die Familientradition mit der Übernahme der Buchdruckerei von Christoph Baumann begründet. 1707 übergab er das Geschäft seinem Sohn Gottfried Gottlob Richter. Dem folgte 1738 dessen jüngerer Sohn Karl Gottfried Richter. Richters Buchdruckerei ist insbesondere für eine Vielzahl von Drucken in sorbischer Sprache bekannt geworden. Siegmund Ehrenfried Richter, der ältere Sohn von Gottfried Gottlob Richter, lernte bis 1729 beim Vater und ging dann nach Altdorf, Würzburg und Augsburg. 1734 nahm er eine Stelle in der Druckerei von Christoph Zipper & Söhnen in Görlitz an, 1736 übernahm er die Druckerei. Auf sein Erbrecht an der Familiendruckerei in Bautzen verzichtete er. Richter hat 66 Schriften produziert, die für ihren klaren Druck sowie für schöne Initial- und Finalstöcke und Zierleisten gerühmt wurden. Zu seinen Autoren zählten der Historiker Christian Knauth, die Theologen Karl Gottlob Dietmann, David Hollaz und Christoph Haymann mit Schriften zur Religionsgeschichte sowie Gymnasialdirektor Friedrich Christian Baumeister. 1745 ergänzte er sein Geschäft um einen Buchhandel, indem er sich mit Johann Friedrich Fickelscherer verband. Die Görlitzer Firma Richter & Co. ging nach Richters Tod in den alleinigen Besitz Fickelscherers über, der das Geschäft bis 1794 fortführte und u. a. das „Lausitzische Magazin“ und die „Lausizische Monatsschrift“ der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausbrachte.

1746 nahm Richter in Dresden eine Stelle als Hoffaktor an. Hoffaktoren wurden an Fürstenhäusern mit der Regelung finanzieller Angelegenheiten betraut. Dazu zählte inbesondere die Beschaffung von Geldmitteln für Luxusgüter – während der Regentschaft von August III. mit seinem Minister Heinrich von Brühl eine besonders anspruchsvolle Tätigkeit. Am 25. Januar 1749 stellte Richter in Dresden ein Gesuch an August III. um Erteilung des Privilegs für das

Adreß-Comptoir, einer Vermittlungsanstalt zu Produkten, Dienstleistungen und Informationen, und dem damit verbundenen Anzeigenblatt. Weder die Erben des wirtschaftlich erfolglosen Vorbesitzers Gottlob Christian Hilscher noch dessen ehemaliger Konkurrent Johann Christian Crell wollten die 1730 gegründete, erste Zeitung Dresdens fortführen. Andererseits wuchs mit der zunehmenden Bevölkerung und wirtschaftlichen Aktivität der Bedarf daran. Die landesherrliche Zustimmung beinhaltete die Übertragung der Hilscher'schen Konzession, ohne den Abdruck von Kirchennachrichten zu gestatten. Die strikte Trennung von Anzeigenblättern, politischen Zeitungen und speziellen Nachrichtenzetteln wie jenen der Kirchner wurde eifersüchtig verteidigt. Bei Richter erschien das Anzeigenblatt ab dem 1. Juli 1749 wöchentlich. Es sollte bis zur Gründerzeit vorrangig ein Inseraten- und Amtsblatt bleiben, bis es ab 1869 die Redakteure Eduard Ferdinand Springer, Hermann Thenius und Leonhard Lier zu einer führenden Zeitung heutigen Zuschnitts machten. Bereits Richter hatte aber das Konzept der Zeitung erweitert. Als Neuerung gab es die „Gelehrten Anzeigen“ als Beilage. Zudem tauchten unter „Vermischtes“ aktuelle Nachrichten auf. Richters Credo bestand darin, „Vielen zu nutzen, einen jeden zu vergnügen und niemanden zu beleidigen“. Er publizierte lokale und regionale Nachrichten und ignorierte dabei ursprüngliche Verbote. Damit machte er seinerseits Crell und dessen „Dresdner Merkwürdigkeiten“ Konkurrenz. Er druckte auch Preislisten und kirchliche Nachrichten neben Familien-, Stellen- und Gerichtsanzeigen und Wohnungsangeboten. Die „Gelehrten Anzeigen“ richteten sich an Wissenschaftler, die ihr Wissen und ihre Gedanken auf unterhaltsame Art einem breiten Leserkreis nahebringen wollten. Neben Theologie, Jura, Medizin, Wirtschaft, Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Geschichte fand sich auch Raum für Poesie und Literatur. Richter selbst beteiligte sich mit einigen Gedichten. In der Hochzeit der Kleinstaaterei bildeten Artikel über das Münzwesen einen gewissen Schwerpunkt. Ein solcher Beitrag erregte 1752 das Missfallen des Hofes, der sich bei der Zensur, also dem Stadtrat, beschwerte. Der Autor hatte Sachsen zwar gegen Kritiken in einer Berliner Zeitung wegen der Qualität sächsischer Münzen verteidigt, somit aber publik gemacht, dass es eine solche Kritik gab. Richter redete sich damit heraus, dass er das Manuskript anonym erhalten habe. Den Autor konnte oder wollte er nicht nennen. Die Recherche in der Druckerei in Löbau nach dem Originalmanuskript blieb erfolglos. Richter weitete auch den Vertrieb aus, allerdings musste er die meisten Ausgabestellen, wie in Berlin, Breslau, Hamburg und Wien, wieder schließen. Neben Leipzig verblieben nur Görlitz und Löbau. Letztere waren naheliegend, weil die

Produktion der Zeitung in der Löbauer Zweigstelle von Richters eigenem Druckhaus in Görlitz erfolgte. Mit seinem erweiterten Zeitungskonzept hatte Richter das Anzeigenblatt zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Dresden gemacht. Mit Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 stand er vor einer neuen Herausforderung. Wechselnde Besatzungsmächte bedienten sich der Zeitung für ihre Verlautbarungen, Friedenssehnsucht und Kriegsberichterstattung musste Raum gegeben werden. Richter rief in seinen Gedichten göttliche Hilfe gegen die Schrecken des Krieges an. Durch den Beschuss mit Kanonen während der Belagerung Dresdens durch preußische Truppen im Jahre 1760 wurde auch das Domizil von Richters Zeitung in der Landhausstraße zerstört, die daraufhin auf das Areal der späteren Kunstakademie zog. Nachdem sich die Lage etwas beruhigt hatte, dokumentierte man den Ablauf der Kampfhandlungen und deren Folgen ausführlich. Den Hubertusburger Friedensschluss von 1763 hat Richter nicht mehr erlebt. Wenige Tage nach seinem Tod wandte sich die Witwe an den Hof mit dem Appell, ihr das Anzeigerprivileg zu übertragen, auch im Hinblick auf die wirtschaftlichen Folgen des anhaltenden Krieges. Dem Gesuch wurde am 23. Juni 1762 stattgegeben. Damit begann eine Zeit heftiger Auseinandersetzungen, in die auch renommierte Druck- und Verlagshäuser wie die von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Johann Christoph Arnold verwickelt waren. Verschiedene Anwartschaften wurden für den Fall des Ablebens oder des Wegzugs der Witwe Richter zugesagt. Gültig blieb jene für Breitkopf, der den Anzeiger inzwischen druckte und der die Anwartschaft 1790 zusammen mit Buchhandlungen in Dresden, Görlitz und Bautzen (Drachstedt) an Carl Christian Richter weiterveräußerte. Mit dem Tod von Richters Witwe trat die Option in Kraft, wobei dies Carl Christian Richter nicht mehr erlebte. Johann August Tode, ein Verwandter der Witwe Siegmund Ehrenfried Richters, wurde mit der Administration beauftragt. Aber erst mit dem Verkauf im Jahre 1837 durch Carl Christian Richters Enkelin, der Freiin von Schlichten, an Justus Friedrich Güntz für 17.000 Taler kam die inzwischen „Dresdner Anzeiger“ genannte Zeitung in ruhigere Bahnen. Nach Güntz‘ Stiftung im Jahre 1856 ging der Anzeiger in städtischen Besitz über und die Erträge wurden fast 100 Jahre lang für die Wohlfahrt und die Verschönerung Dresdens eingesetzt. Richters großer Verdienst bestand darin, die Zeitung zu einem wirtschaftlich gesunden Unternehmen geführt zu haben.

Quellen: J. Braun: „Richter, Andreas“. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 28, 1889, S. 446–447; Herbert Zeißig: „Eine deutsche Zeitung. Zweihundert Jahre Dresdner Anzeiger“. Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, 1930; Gottlieb Friedrich Otto: „Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetztlebenden Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler“. Görlitz, 1800 ff.; Christian Friedrich Gessner u. a.: „Der so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgiesserey“. 1741



Ernst Rietschel, im Bild porträtiert von seinem Studienfreund Julius Thaeter, war ein Bildhauer von internationalem Rang. Zusammen mit Ernst Hähnel gilt er heute als Begründer der bedeutenden Dresdner Bildhauerschule. Rietschel hat maßgeblich den Übergang vom Klassizismus zum Realismus geprägt und wurde für sein Schaffen vielfach ausgezeichnet. So war er Mitglied einer Vielzahl von nationalen und internationalen Kunstakademien.

Rietschel, <u>Ernst</u> Friedrich August

Professor, Bildhauer
15.12.1804 Pulsnitz – 21.02.1861 Dresden

V: Friedrich Ehregott (*8.2.1768, †21.12.1828), Beutler und Handschuhmacher, Küster an der St. Nicolai-Kirche Pulsnitz; M: Caroline Salome geb. Röllig (*6.9.1770 Gersdorf, †11.10.1834); G: 5, darunter Karoline Friederike (*10.10.1795), Juliane Friederike (*9.2.1800); E: 1) 12.10.1832 Lauchhammer, Albertine geb. Trautscholdt (*1811, †11.7.1835, Tochter eines Oberhüttenmeisters und Buchhalters von Detlev Graf von Einsiedel), 2) 2.11.1836 Dresden, Charlotte geb. Carus (*1810, †12.5.1838, Tochter von Carl Gustav Carus), 3) 2.5.1841 Jena, Marie geb. Hand (*1819, †18.7.1847), 4) 30.4.1851 Dresden, Friederike geb. Oppermann (1841–1906, Schwester von Andreas Oppermann, Advokat in Zittau, Kunstschriftsteller); K: 2 Töchter aus erster Ehe (Adelheid, *20.9.1833; Johanna, *,†1835), 1 Sohn aus zweiter Ehe (Wolfgang, *28.8.1837, †1874, Arzt in Dresden), 2 Söhne und 1 Tochter aus dritter Ehe (Georg, *10.5.1842 Dresden, †13.6.1914 Leipzig, 1868 Pastor in Rüdigsdorf bei Borna, 1874 in Zittau, 1878 Superintendent und 1884 erster Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, 1887 Pfarrer an der Matthäikirche Leipzig, 1889 ordentlicher Professor der praktischen Theologie in Leipzig, 1890 Universitätsprediger und Direktor des Predigerkollegiums zu St. Pauli; Margarethe Charlotte, *8.10.1845, †1846; Hermann, *19.4.1847 Dresden, †18.2.1914 Berlin, Nestor der Heizungs- und Klimatechnik, Rektor der TH Berlin), 1 Tochter aus vierter Ehe (Gertrud, *4.7.1853, †1937, verh. mit Ernst Rudorff, Professor an der Musikhochschule Berlin, 1904 Mitbegründer des Deutschen Bundes Heimatschutz)

Rietschel wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Er erhielt von einem Pulsnitzer Lehrer unentgeltlich Zeichenunterricht und konnte mit kleineren künstlerischen Arbeiten zum Familieneinkommen beitragen, eine kaufmännische Lehre brach er früh ab. Johann Gottlob Seyffert vermittelte ihm 1820 eine Freistelle an der Kunstakademie in Dresden. In den offiziellen Matrikellisten taucht sein Name allerdings nicht auf. Rietschel wurde in Dresden von den Malern Johann Friedrich Matthäi, Ferdinand Hartmann und Crescentius Jakob Seydelmann sowie dem Kunsthistoriker Karl August Böttiger unterrichtet. Der sächsische Kabinettsminister Detlev Graf von Einsiedel verpflichtete ihn 1823 als Modelleur für seine Eisengießerei in Lauchhammer. Rietschel nahm dafür Unterricht bei Hofbildhauer Franz Pettrich. Er beteiligte sich erfolgreich mit Zeichnungen und ersten plastischen Arbeiten an Dresdner akademischen Kunstausstellungen. Gleichfalls vertreten war hier später sein Namensvetter und Schüler Ernst Wilhelm Rietschel (*11.2.1824 Geißmannsdorf, †2.12.1860 München), mit dem er seitdem mehrfach verwechselt wurde.

1826 ging Rietschel statt nach Lauchhammer mit Empfehlungsschreiben von Einsiedel, der ihn auch finanziell unterstützte, und Böttiger nach Berlin zu dem berühmten Bildhauer Christian Daniel Rauch. Als erste

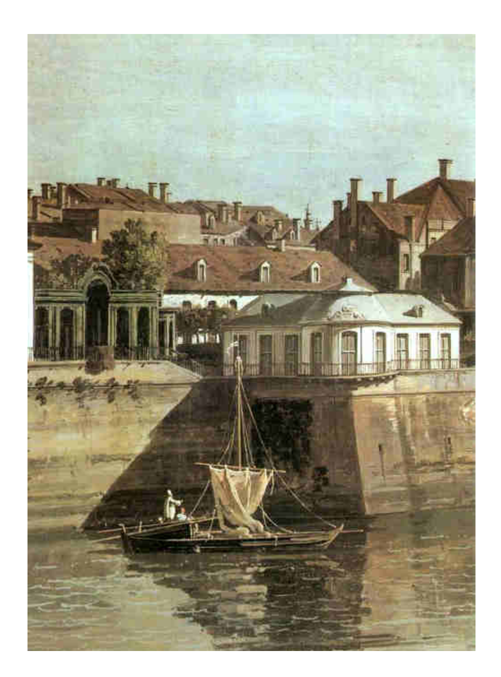
selbstständige Arbeit schuf er die Neptun-Statue für den Marktbrunnen in Nordhausen. 1828 gewann Rietschel den Wettbewerb für ein Reise-Stipendium nach Italien, konnte den Preis als Nichtpreuße aber nicht erhalten. Er wurde ihm stattdessen 1830 von der sächsischen Regierung ausgezahlt. Zuvor besuchte er zusammen mit Rauch München, wo er am Monument von König Maximilian I. Joseph mitwirkte.

1831 kehrte Rietschel aus Italien nach Deutschland zurück. Er begann in Rauchs Atelier mit Arbeiten an der kolossalen Statue von König Friedrich August dem Gerechten für Dresden. Das Denkmal ging auf die Initiative eines Vereins um Prinz Johann, Karl August Böttiger, Gottlob Friedrich Thormeyer und Johann Gottlob von Quandt zurück, die eigentlich Rauch gewinnen wollten, der jedoch Rietschel empfahl. Als Kabinettsminister Detlev Graf von Einsiedel nach den Unruhen des Jahres 1830 sein Amt verlor, schien der Auftrag zunächst gefährdet. Rietschels erstes großes Werk konnte schließlich 1843 im Zwingerhof eingeweiht werden. Für die musikalische Umrahmung der Festveranstaltung waren Richard Wagner und Felix Mendelssohn Bartholdy verantwortlich. Seit 2008 steht das Denkmal auf dem Dresdner Schloßplatz zwischen Hofkirche und Brühlscher Terrasse. Richard Wagner erinnerte sich später an Rietschel: „der krankhafte bleiche Mann mit seiner oft weinerlich ängstlichen Ausdrucksweise konnte von mir eigentlich nur schwer als Bildhauer begriffen werden; doch da nicht unähnliche Eigenschaften mich schon bei Schnorr nicht abgehalten hatten, diesen als gewaltigen Maler aufzufassen, so gelang mir die Befreundung mit Rietschel um so mehr, als ich an diesem keinerlei Affektation wahrnahm und eine seelenvolle, zärtliche Wärme mich immer geneigter zu ihm hinzog. Von ihm entsinne ich mich auch zuerst sehr warme, ja begeisternde Anerkennung meines Wesens, namentlich auch als Dirigent gehört zu haben. Trotz aller Kollegialität unseres reichen Künstlerkreises kam es sonst nämlich niemals zu dem, was ich hier meine, und es war im Grunde genommen eigentlich immer, als ob keiner etwas von dem andern hielte."

Ab 1832/33 lehrte Rietschel als außerordentlicher Professor der Kunstakademie Bossier- und Modellierkunst an der Technischen Bildungsanstalt unter Wilhelm Gotthelf Lohrmann. Diese hatte ihren Sitz zunächst in einem Pavillon auf der Brühlschen

Das Denkmal für König Friedrich August den Gerechten auf dem Schloßplatz in Dresden ist das heute am häufigsten gesehene Werk Rietschels (Foto rechts). Es steht neben der Freitreppe zur Brühlschen Terrasse von Gottlob Friedrich Thormeyer. Der Sockel des Denkmals stammt von Gottfried Semper.


FRIEDRICH AUGUST DEM GERECHTEN
DAS DANKBARE VATERLAND.



Der Gartenpavillon auf der Brühlschen Terrasse wurde von Johann Christoph Knöffel 1747 erbaut (im selben Jahr von Canaletto gemalt). 1828 erfolgte hier die Gründung der Technischen Bildungsanstalt, der heutigen Technischen Universität. Nach dem Wegzug der Bildungsanstalt gehörte der Gartenpavillon zur Kunstakademie, die seit 1791 in der umgebauten Brühlschen Bibliothek (im Bildhintergrund) angesiedelt war. Rietschel, der selbst an der Kunstakademie studiert hatte, besaß im Gartenpavillon sein Atelier.

Terrasse gegenüber der Brühlschen Bibliothek, wo die Kunstakademie untergebracht war, zog jedoch noch 1833 in die Rüstkammer am Jüdenhof.

Ab 1834 lehrte Rietschel als Professor für Bildhauerkunst an der Kunstakademie unter Heinrich Carl Graf Vitzthum von Eckstädt, seinem früheren Lehrer Ferdinand Hartmann (künstlerische Leitung) und Theodor Winkler (Hell) für die Expedition, blieb aber zunächst zusätzlich an der Technischen Bildungsanstalt tätig. Der Kunstakademie gehörten seinerzeit Karl August Böttiger und Franz Pettrich als Mitglieder an. Schon kurz nach Rietschels Amtsantritt geriet die Kunstakademie in eine Krise. Der Landtag stellte sogar ihre Existenz in Frage. Hartmann verteidigte sie schließlich erfolgreich mit dem Hinweis auf die Kunst als Staatsaufgabe. Zudem unterbreitete er Vorschläge, wie die Arbeit effektiver zu gestalten sei. Ab 1836 wurden der Atelierunterricht eingeführt, die Generaldirektion aufgelöst und ein Akademischer Rat, dem auch Rietschel angehörte, als Leitungsgremium berufen. In dieser Funktion zeichnete Rietschel mitverantwortlich für die Weiterentwicklung der Kunstakademie. So wurden aus Düsseldorf die Maler Julius Hübner und Eduard Bendemann geholt, die er schon aus seiner Berliner Zeit kannte, und Julius Schnorr von Carolsfeld, mit dem er seit seinem Aufenthalt in München freundschaftlich verbunden war. Bekannteste Schüler in Rietschels Atelier für Bildhauerei waren Johannes Schilling (1842), Gustav Adolf Kietz (nach 1844), Adolf Donndorf (1853) und Robert Henze (1858).



Prägend für Rietschels Karriere war das ambivalente Verhältnis zu dem Architekten Gottfried Semper, seit 1834 Professorenkollege an der Kunstakademie. Mit ihm arbeitete Rietschel nach dem Denkmal für Friedrich August den Gerechten auch beim Hoftheater (1838–1841) und der Gemäldegalerie (1847–1855, nach Sempers Flucht aus Dresden fertiggestellt) zusammen. Bei beiden Vorhaben schuf Rietschel den Bildschmuck gemeinsam mit Ernst Hähnel. Semper sah in den zwei Bildhauern die ideale Ergänzung, um seine Anschauung vom Zusammenwirken der Künste zu realisieren. Beim Hoftheater hatte er Hähnel ausdrücklich empfohlen. Rietschel schmückte am Hoftheater zwei Giebel mit einer „Allegorie der Tragödie“ bzw. der Musik auf dem Rücken eines Adlers emporgetragen, und schuf die beiden sitzenden Figuren Schillers und Goethes (heute am Eingang der Semperoper). An der Ausschmückung der Gemäldegalerie war auch der Rietschel-Schüler Johannes Schilling beteiligt. Hier hatte Rietschel jedoch zunächst die Calberlasche Zuckersiederei von Gottlob

Rietschel war ein Meister der baubezogenen Plastik. In Bautzen erinnert daran der Rietschelgiebel am Puppentheater des Deutsch-sorbischen Volkstheaters auf der Ortenburg. Es handelt sich dabei um die Figuren des Orestgiebels („Allegorie der Tragödie“, Orestie-Trilogie von Aischylos) des 1869 abgebrannten Semper‘schen Hoftheaters in Dresden. Das Werk befand sich ab 1905 am Bautzener Stadttheater am Lauengraben, fand aber nach dessen Abriss 1969 keine Verwendung. Die Figuren kamen nach Quatitz und Nadelwitz. Seit der Eröffnung des Burgtheaters im Jahre 2003 ist das Werk, durch Glas geschützt, am heutigen Standort zu sehen. Neben der Ausschmückung von Hoftheater und Gemäldegalerie von Gottfried Semper in Dresden schuf Rietschel Reliefs und Statuen für das Hauptgebäude der Universität Leipzig (Augusteum), das Giebelfeld an der Berliner Oper, die Quadriga für das Braunschweiger Schloss und Plastiken für das Logenhaus der Dresdner Freimaurer.

Friedrich Thormeyer Sempers Neubau-Entwurf vorgezogen. Der Fassadenschmuck der Gemäldegalerie erinnerte an bedeutende Vertreter der Künste. Von Rietschel stammte der Entwurf der Nordseite, für die er u. a. die Statuen des Perikles und Phidias, von Holbein, Dürer, Giotto und Goethe sowie zahlreiche Reliefs schuf. In den 1840er Jahren wechselte Gustav Adolph Kietz von Semper zur Bildhauerei bei Rietschel. Semper und Rietschel gehörten zu den Gründungsmitgliedern des Dresdner Gewerbe-Vereins und bemühten sich dort um die Gründung einer Gewerbeschule für junge Handwerker.

Rietschel pflegte in Dresden gute Kontakte zum Hof, vor allem zum späteren König Johann, hatte aber auch vielfältige Beziehungen zu bedeutenden Künstlern und Literaten seiner Zeit. In den 1830er und 1840er Jahren gehörte er neben Carl Gustav Carus, Theodor Winkler, Johann Gottlob von Quandt, Karl Gutzkow, Gottfried Semper und Richard Wagner zu den aktiven Mitgliedern in verschiedenen Vereinen, die er teilweise sogar mit initiiert hatte. Früh fand Rietschel Anschluss an die von Quandt und Friedrich Anton Serre organisierten Gesprächskreise. In der Dresdner Neustadt und auf dem Gut Maxen kam er bei Serre u. a. auch mit Gottlob Friedrich Thormeyer zusammen. Rietschels Umfeld war teilweise noch dem konservativen Spektrum zuzurechnen, zunehmend



Rietschels Denkmal für Carl Maria von Weber (1860) steht vor der Dresdner Gemäldegalerie und ist der Semperoper zugewandt. Der Unterbau stammt von Sempers Nachfolger an der Kunstakademie, Hermann Nicolai. Rietschels Bildwerke haben zum kulturellen Antlitz Deutschlands als Land der Dichter und Denker beigetragen. In Leipzig schuf er 1850 ein Denkmal für Albrecht Daniel Thaer. 1853 stellte Rietschel die Statue für Gotthold Ephraim Lessing in Braunschweig und 1857 die kolossale Doppelstatue mit Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller (rechts) in Weimar fertig.

widerspiegelte sich aber auch hier die Aufbruchstimmung des Vormärz, so im Kreis um Julius Mosen. Im Sächsischen Kunstverein mit seinen etwa 2000 Mitgliedern besaß Rietschel, der dem Direktorium angehörte, wesentlichen Einfluss auf die Förderung der bildenden Kunst und der Künstler in Sachsen. Der Verein organisierte Ausstellungen und kaufte Kunst auf. Rietschel gehörte den ebenfalls eher unpolitischen Albina und Sächsischer Altertumsverein an, war aber auch Mitglied im Literarischen Museum und der Montagsgesellschaft. Erst als es hier im Zusammenhang mit der Revolution von 1848/49 für ihn zu politisch zuging, blieb er fern. Mit den befreundeten Julius Hübner und



Eduard Bendemann, die ebenfalls mehreren dieser Vereine angehörten, wohnte er in einem Haus. Die Söhne der drei Künstler lernten an der Schule von Karl Justus Blochmann, einem Bruder von Heinrich August Blochmann, die für ihre naturwissenschaftliche Ausbildung bekannt war. In seinem Haus erlebte Rietschel hautnah den erbitterten Streit zwischen Hübner und Julius Schnorr von Carolsfeld als Vertreter der Düsseldorfer bzw. Münchner Malschule in Dresden – ihm kam wiederholt eine Vermittlerrolle zu.

Im Unterschied zu Semper sah Rietschel die revolutionäre Entwicklung in Deutschland eher skeptisch. Er gehörte wie Bendemann und Hübner dem Deutschen Verein an, der sich am 11. April 1848 gegründet hatte. Sie strebten grundsätzlich ein „einiges, freies und starkes Deutschland“ an, standen aber weiterhin zu einer konstitutionellen Monarchie in Sachsen, die sie auf eine breite demokratische Grundlage stellen wollten. Eine wirkliche Revolution lehnte man ab. Dem radikaleren Vaterlandsverein trat Rietschel nicht bei. Als es am 3. Mai 1849 die ersten Toten gab, verteidigte er zusammen mit seinem Schüler Kietz in der Akademischen Legion der Bürgerwehr das Rathaus der Stadt gegen „Militär und Proletariat“.

Ein erstes wegen seiner Perfektion gerühmtes Werk Rietschels war die 1850 bis 1854 im Auftrag von König

Friedrich Wilhelm IV. geschaffene Pietà für die Friedenskirche in Potsdam. Vom Protestantismus geprägt, stellte der Künstler nicht mehr nur eine Verherrlichung der Gottesmutter Maria mit dem in ihrem Schoße ruhenden Leichnam Christi dar, sondern betonte die Verehrung des heiligen Leichnams selbst, indem er ihn auf den Boden legte und Maria neben ihm niederknien ließ. Danach schuf Rietschel mit der Statue für Gotthold Ephraim Lessing in Braunschweig ein für seine realistische Darstellung gerühmtes Werk. Dieser Realismus prägte auch das 1857 eingeweihte Monumentalwerk für Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller in Weimar. Rietschel setzte sich bei diesem Auftrag gegen seinen früheren Lehrer Rauch durch, dessen Entwurf, die beiden Dichter in einem antiken Kostüm darzustellen, abgelehnt wurde. Das Doppel-Monument sollte ebenso realistisch werden wie die Lessing-Statue in Braunschweig und so fiel die Wahl auf Rietschel. Der war sich ob seines Entwurfs selbst nicht sicher und schickte Gustav Adolph Kietz mit den Modellen nach München in die Erzgießerei, weil er die Kritik des bayerischen Königs fürchtete. Am 3. September 1857, dem 100. Geburtstag von Großherzog Karl August, wurde sein Goethe-Schiller-Denkmal enthüllt. Rietschel stellte die beiden Dichter gleichrangig nebeneinander, ein in sich ruhender Goethe legt dabei als Zeichen seiner Freundschaft dem jüngeren, voranstrebenden Schiller die Hand auf die Schulter. Drei Jahre später wurde in Dresden das Denkmal für Carl Maria von Weber enthüllt. Wegen der Flucht von Richard Wagner als einem der wichtigsten Fürsprecher hatte es hier Verzögerungen gegeben.

Als letztes Hauptwerk entwarf Rietschel in Worms ein monumentales Reformationsdenkmal. Es erinnert an das Erscheinen Luthers vor dem Reichstag in Worms im Jahre 1521, um vor Kaiser Karl V. seine Thesen zu verteidigen. Um die Gestalt Luthers gruppierte Rietschel Laien- und Priestervertreter sowie Stätten der Reformation. Mit diesem Ensemble wollte er „eine feste Burg“ des Glaubens symbolisieren. Rietschel selbst schuf neben dem Entwurf der Gesamtanlage auch die Lutherfigur und die Statue des John Wiclef, eines Wegbereiters der Reformation aus dem 14. Jahrhundert. Die anderen Bildwerke wurden nach Rietschels Tod von seinen Schülern Adolf Donndorf (Savonarola, Friedrich der Weise, Reuchlin, Petrus Waldaus, Magdeburg), Gustav Adolph Kietz (Hus, Philipp der Großmütige, Melanchthon, Augsburg) und Johannes Schilling (Speyer) entworfen. Beteiligt war zudem der Architekt Hermann Nicolai, Sempers Nachfolger als Professor für Baukunst an der Kunstakademie Dresden. Rietschel selbst ist in Worms mit einem Porträt an der rechten Ecke des Reichstagsreliefs dargestellt.

Vor allem mit seinen monumentalen Hauptwerken hat Rietschel Identifikationsfiguren des Strebens nach deutscher Einheit verewigt. Daneben schuf er eine große Anzahl von kleineren Plastiken, so von Karl August Böttiger (s. Seite 65) und dem berühmten Mineralogen Abraham Gottlob Werner. Die Abgüsse seiner Werke wurden zunächst im Rietschel-Museum, um das sich nach seinem Tod Hermann Hettner, Julius Schnorr von Carolsfeld, Carl Gustav Carus und Ernst Hähnel maßgeblich bemüht hatten, im Palais im Großen Garten gezeigt. Das repräsentative Palais beherbergte seit 1841 im Untergeschoss den Sächsischen Altertumsverein, dem auch Rietschel angehörte. Der Verein präsentierte hier sakrale Bildwerke. 1869 wurde das Rietschel-Museum im Obergeschoss untergebracht, wo es bis 1889 verblieb. Seit 1861 hatte ein Komitee zur Gründung eines solchen Museums eine nahezu



Das Luther-Denkmal vor der Dresdner Frauenkirche stammt vom Rietschel-Schüler Adolf Donndorf. Es lehnt sich am Vorbild des großen Reformationsdenkmals seines Lehrers in Worms an. Der Kopf Luthers beim Dresdner Denkmal geht auf einen Entwurf von Rietschel selbst zurück. Das Wormser Luther-Denkmal wurde häufig, teilweise nach abweichenden Entwürfen Rietschels, nachgegossen. Zu den bekanntesten Luther-Denkmalen nach Rietschel gehören neben jenem an der Frauenkirche Monumente in Washington und in Görlitz. Für die Walhalla schuf Rietschel eine Büste Luthers.



Martin Luther steht im Zentrum des Wormser Reformationsdenkmals mit einer Bibel im Arm (siehe auch Abb. links). Die Lutherfigur hat Ernst Rietschel geschaffen, der Kopf stammt von Adolf Donndorf.

vollständige Sammlung von Modellen zu Rietschels Bildwerken zusammengetragen. Aus Worms kamen als Geschenk die Modelle zum dortigen Reformationsdenkmal. König Johann stellte die Räumlichkeiten im Palais zur Verfügung. Das Museum stand unter der Leitung von Hermann Hettner. Heute befinden sich Rietschels Werke in der Dresdner Skulpturensammlung.

Seine letzte Ruhe fand Rietschel in Dresden auf dem Trinitatisfriedhof. Das Medaillon schuf sein Schüler Adolf Donndorf. Die nach dem Zweiten Weltkrieg rekonstruierte Grabstätte befindet sich in unmittelbarer Nähe zum Grab von Carl Gustav Carus, für das Rietschel Reliefs angefertigt hatte.

Besonders in Rietschels Heimatstadt Pulsnitz wird sein Andenken in Ehren gehalten. An seinem Geburtshaus erinnert eine Gedächtnistafel an ihn. Zudem werden hier einige Gipsabgüsse und Dokumente aufbewahrt. Der Stein am Grab der Eltern auf dem Pulsnitzer Friedhof stammt von Rietschel. Seit 1890 steht auf dem Marktplatz ein Denkmal, von seinem Schüler Gustav Adolph Kietz geschaffen, eine Straße sowie Grund- und Mittelschule tragen Rietschels Namen. Seit 1933 gibt es in der St. Nicolai-Kirche eine „Ernst-Rietschel-Kapelle“, nur wenige Schritte vom Geburtshaus entfernt, mit Zeichnungen, Briefen, einer Kopie der Potsdamer Pietà und weiteren Skulpturen in Gipsabgüssen. 1990 wurde der Ernst-Rietschel-Kulturring gegründet, der alle zwei Jahre einen von Rietschels Nachfahren gestifteten Kunstpreis für Bildhauerei vergibt, und im Jahre 2000 öffnete in Rietschels Geburtshaus eine Galerie.

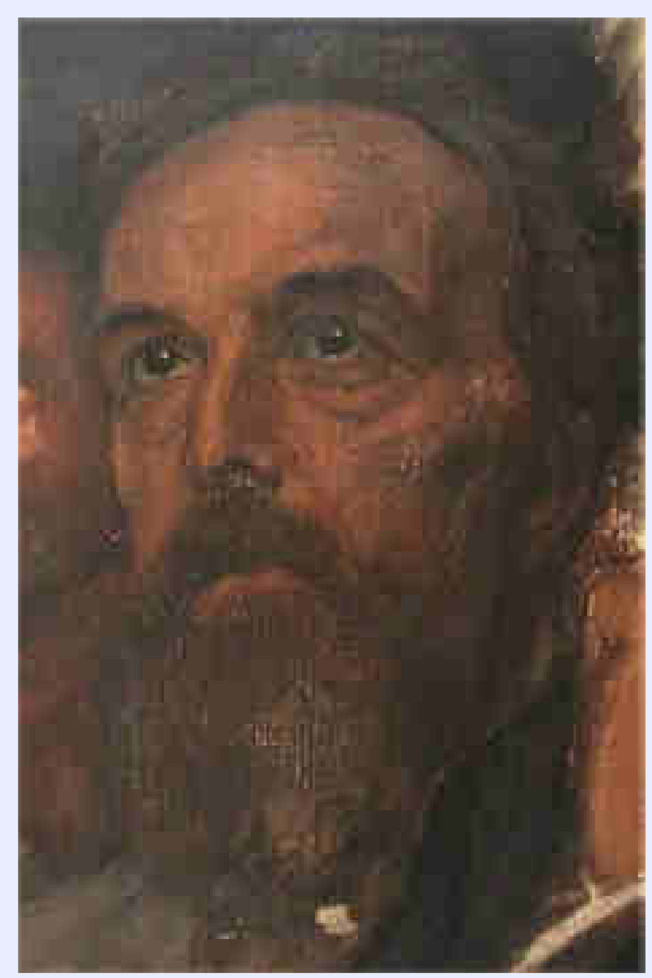


Das Rietschel-Denkmal in Pulsnitz stammt von Gustav Adolph Kietz. Es steht auf einem Sockel aus Granit und wurde aus Mitteln des Landes-Kunstfonds und der Stadt Pulsnitz errichtet. In einer Sitzecke vor dem Ratssaal des Rathauses (im Hintergrund) ist Rietschel auf einem Bleiglasfenster abgebildet.

Das Denkmal für Ernst Rietschel auf der Brühlschen Terrasse wurde von dessen Schüler Johannes Schilling 1876 an der Stelle seines ehemaligen Ateliers errichtet. Hier befand sich zunächst die Technische Bildungsanstalt, später übernahm die Kunstakademie den Pavillon. Rietschels Schüler haben mit ihren Bildwerken den „Balkon Europas" maßgeblich geprägt. Von Schilling stammen an der Freitreppe vom Schloßplatz die Plastiken „Abend" und „Nacht" (unten) und „Morgen" und „Mittag" (oben), das Denkmal für Gottfried Semper in der Nähe des Albertinums und die vergoldete „Saxonia" auf einem Turm des Oberlandesgerichts. Schilling und Robert Henze schufen kunstvolle Figuren bzw. Reliefs für die Kunstakademie. Von Henze stammt auch die Figur der Fama auf deren Spitze.



Quellen: Richard Muther: „Rietschel, Ernst". ADB, Bd. 28, 1889, S. 596–602; Bärbel Stephan: „Rietschel, Ernst Friedrich August". NDB, Bd. 21, 2003, S. 613–614; Andreas Oppermann: „Ernst Rietschel". Brockhaus, 1863; www.ernst-rietschel.com; Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 16, Leipzig 1908, S. 930; Paul Schumann: „Dresden". Berühmte Kunststätten, Bd. 46, E. A. Seemann, Leipzig 1909; Dirk Hempel: „Literarische Vereine in Dresden. Kulturelle Praxis und politische Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert". Walter de Gruyter, 2008; Christiane Theiselmann: „Das Denkmal Friedrich August I. von Sachsen von Ernst Rietschel". Zeitschrift für Kunstgeschichte, Bd. 53, H. 1, 1990, S. 1–24; Max Georg Mütterlein: „Gottfried Semper und dessen Monumentalbauten am Dresdner Theaterplatz". Dissertation, TH Dresden, 1913; Friedrich von Boetticher: „Malerwerke des 19. Jahrhunderts". Dresden, 1898; „Allgemeine Betrachtungen über die Pilze und chemische Beiträge zur näheren Kenntniss derselben von Dr. Julius Lehmann". Blochmann und Sohn, 1855; Adressbücher der Stadt Dresden, 1833, 1834, 1837.1861; Kunstchronik: Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, 22.10.1869, E.A. Seemann Leipzig, S. 1–2 ; Max Maria von Weber: „Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild". Ernst Keil Leipzig, 1866; Carl Friedrich Glasenapp: „Das Leben Richard Wagners in 6 Büchern". Band 2, Breitkopf & Härtel Leipzig, 1905; Wilhelm Kaulen: „Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler: ihren mündlichen Mitteilungen nacherzählt". Winter Frankfurt, 1878; www.worms.de; Ekkehard Mai: „Die deutschen Kunstakademien im 19. Jahrhundert: Künstlerausbildung zwischen Tradition und Avantgarde". Böhlau Verlag Köln Weimar, 2010; Kunstakademie Dresden – Studentenordnung 1778–2012



Quelle Bildzitat: Lebenslauf des Malers Osmar Schindler, Maschinuskript ohne Datum, vermutlich verfasst von Pfarrer Semm (1924–1935 in Bischofswerda), digitalisiert, leicht bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Pfarrer Dr. Tobias Mickel Bischofswerda, im April 2005, http://www.christusbote.de

Schindlers letztes Werk war für die Sakristei der Christuskirche in Bischofswerda bestimmt. Das Bild ist infolge des frühen Todes des Künstlers unvollendet geblieben. Er stellte darin auch seine Mutter, sich selbst (links) sowie Frau und Sohn dar.

Schindler war während des Studiums auch von dem bekannten Bildnismaler Leon Pohle geprägt worden. Sein „Bildnis eines Bildhauers“ wurde 1888 bei einer Ausstellung von Studienarbeiten an der Dresdner Kunstakademie mit einer Großen Silbernen Medaille ausgezeichnet. Nach dem Studium verdiente sich Schindler seinen Lebensunterhalt als Porträtmaler. Bedeutende Persönlichkeiten wie Christian Otto Mohr (Professor am Polytechnikum und der TH Dresden), Hermann Prell (Professor an der Kunstakademie) und Wilhelm von Rueger (Vorsitzender des Gesamtministeriums) ließen sich später von ihm porträtieren. Ein frühes Damenbildnis (1891, ehemals Heimatmuseum Bischofswerda) gehört wie neun weitere Bilder Schindlers zum Bestand der Gemäldegalerie Neue Meister Dresden.

Schindler, Osmar Heinrich Volkmar

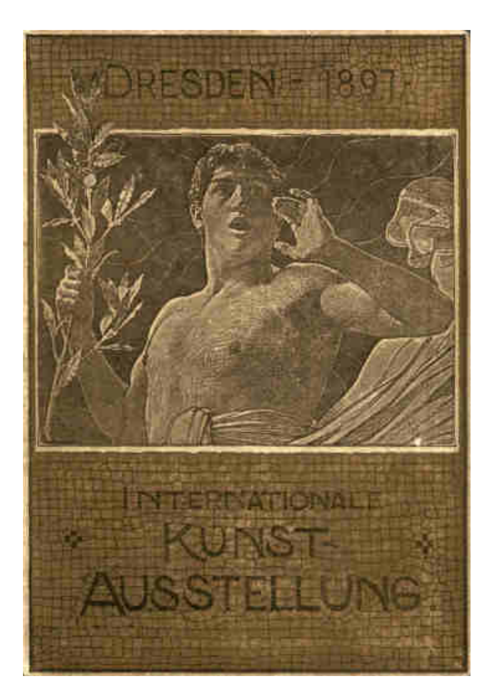
Professor, Maler in Dresden
21.12.1867* Burkhardtsdorf – 19.06.1927 Dresden-Wachwitz
(* lt. Grabstein auf dem Friedhof Dresden-Loschwitz abweichend: 22.12.)

V: Carl Friedrich Julius (†20.6.1878 Bischofswerda, Kaufmann); M: Emilie Auguste geb. Arnold aus Bischofswerda (1827–27.11.1903); G: 2 Brüder (Ottomar, Oskar); E: 1906 Emma Minna geb. Arnold (26.5.1866–9.11.1939); K: Ernst Arnold (*1906, †1906), Heinrich Erhard (*5.4.1908, vermisst April 1945)

Schindler wurde im erzgebirgischen Burkhardtsdorf geboren. Die Familie besaß in dieser Gegend einstmals mehrere Spinnereien. Sein eigentliches Zuhause fand er aber in Bischofswerda. Von hier stammte seine Mutter und nach einer kurzen Zwischenstation bei Mittweida zog die Familie 1876 hierher. Schindler besuchte in Bischofswerda die Volksschule und war Kurrendaner. Sein Studium an der Kunstakademie Dresden ab 1882 wäre nach dem frühen Tod des Vaters ohne die finanzielle Unterstützung durch seinen Onkel Carl Ernst Theodor Schindler, dessen eigener Sohn in Italien verstorben war, undenkbar gewesen. Nachdem er zunächst bei Oskar Rassau Bildhauer werden wollte, wandte sich Schindler bald der Malerei zu. Er lernte an der Kunstakademie bei Ferdinand Pauwels, Leon Pohle, Friedrich Preller d.J., also Vertretern der Weimarer Malschule, und Karl Gottlob Schönherr, der vor allem für seine religiösen Motive bekannt war. Schönherr malte 1889 in Bischofswerda das Altarbild.

Wohnhaus in der Osmar-Schindler-Straße Bischofswerda.

Ab 1890 hielt sich Schindler mehrfach längere Zeit im Ausland auf. In Dresden wurde er vom einflussreichen Monumentalmaler Hermann Prell inspiriert und gefördert. 1895 traf Schindler bei Florenz sein großes Vorbild Arnold Böcklin, ebenfalls ein ehemaliger Weimarer, mit dem er die Vorliebe für naturnahes Malen teilte. Im selben Jahr erhielt er einen wegweisenden Auftrag für zwei allegori-



„Die erste internationale Kunstausstellung zu Dresden im Jahre 1897 muß als epochemachend für Dresden bezeichnet werden. Hier wurde zum ersten Male der Grundsatz betont und in die Tat umgesetzt, daß es sich nicht um einen großen Kunstmarkt, sondern um eine Eliteausstellung handeln dürfe, und daß es auch nicht bloß gelte, diese ausgewählten Kunstwerke auszustellen, sondern auch Ausstellungskunst zu zeigen, durch die Art der Ausstellung, durch architektonische und dekorative Anregungen künstlerisch zu wirken und anzuregen.“ (Paul Schumann: „Dresden“. Berühmte Kunststätten Bd. 46, 1909) Auf seinem Ausstellungsplakat, das heute zum Bestand des Kupferstichkabinetts Dresden gehört, stellte Schindler einen „siegkündenden olympischen Wettstreiter“, umrahmt von einem Goldmosaik, dar. Mit der Wahl des Motivs erinnerte er an die in der Öffentlichkeit begeistert aufgenommenen ersten Olympischen Spiele der Neuzeit 1896 in Athen, ein Gleichnis für die Aufbruchstimmung in Dresdens Kunstleben. Gleichzeitig steht Schindlers Werk für den Aufstieg der Plakatgestaltung zu einer eigenständigen Kunstrichtung, als „Kunst für die Straße“. Die „Plakatwelle“ ging Anfang des 19. Jahrhunderts von den damaligen Zentren der Industrialisierung und Kunst, London und Paris, aus. Schindlers Plakat gehörte zu den ersten bedeutenden Arbeiten dieser Kunstrichtung in Dresden.

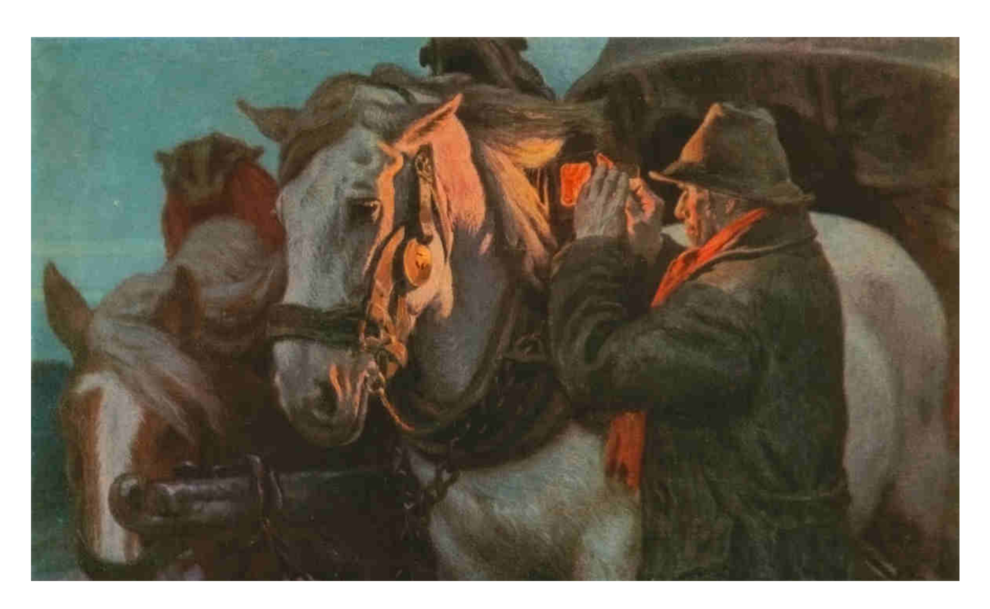
sche Wandgemälde („Architektur“, „Chemie“) für die Königlich-Technische Staatslehranstalt Chemnitz. 1897 wurden sie in Dresden im Canaletto-Saal an der Brühlschen Terrasse mit großem Erfolg gezeigt. Sie gelten seit dem Umbau der Chemnitzer Aula in einen Hörsaal in den 1950er Jahren als verschollen.

1897 gewann Schindler den Wettbewerb für das Plakat zur I. Internationalen Kunstausstellung in Dresden, nachdem der ursprüngliche erste Preisträger disqualifiziert worden war. Diese Ausstellung markierte einen Wendepunkt in der bildenden Kunst Dresdens. Nach Jahren der Stagnation kamen von 1895 bis 1901 mit

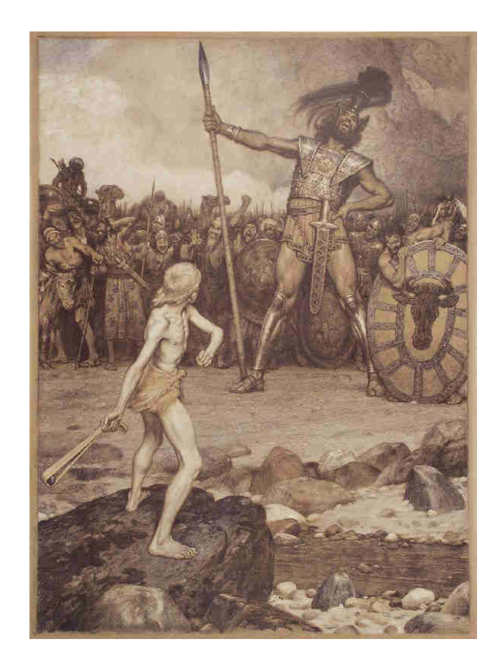
Gotthardt Kuehl, Carl Bantzer, Otto Gussmann und Eugen Bracht Vertreter moderner Stilrichtungen an die Kunstakademie. Sie lösten schrittweise Schindlers Lehrer, als Vertreter des Kolorismus traditionell geprägt, im Leitungsgremium der Akademie, dem akademischen Rat, ab. Insbesondere Kuehl, ein ehemaliges Gründungsmitglied der Münchner Sezession, nahm großen Einfluss auf die Gestaltung der I. Internationalen Kunstausstellung in Dresden, in der sich nach dem Vorbild der Münchner Sezessionisten Einflüsse von Impressionismus und Jugendstil widerspiegelten. Auch Schindler schuf in jener Zeit Gemälde, die diesen Stilrichtungen, teilweise in gemischten Formen, zuzuordnen sind. Aus der verbliebenen bzw. wieder gewachsenen Distanz zum Impressionismus entwickelte er später, wie der Bautzener Hans Unger, einen eigenen neorealistischen, farbintensiven Malstil. Vor allem der Dresdner Anzeiger, unter dem Kunstredakteur Paul Schumann ein Fürsprecher der Avantgarde, gehörte zu den Kritikern.

Im Jahre 1900 erhielt Schindler eine Anstellung an der Kunstakademie, drei Jahre später erfolgte die Berufung zum Professor. Bis 1924 bildete er Generationen von Kunststudenten aus. Schindler lehrte in der Mittelklasse (Gipssaal) und der Oberklasse (Aktsaal, Malsaal). Zu seinen namhaftesten Schülern zählten George Grosz, Karl Hanusch, Bernhard Kretzschmar und Paul Wilhelm. Er entdeckte zudem das Talent von Hanns Georgi und ließ ihn während dessen Ausbildung am Fletcher‘schen Lehrerseminar in seinem Atelier arbeiten. Mit dem aufkommenden Expressionismus und später der Neuen Sachlichkeit sowie dem Aufstieg solcher Maler wie Otto Dix schwand jedoch Schindlers Reputation. Als Künstler ist er, selbst ein tiefgläubiger Christ, durch Monumental- und Altarbilder in Kirchen hervorgetreten. Sie werden für ihre Harmonie in Farbe und Form gerühmt. Das Wandaltarbild in Klotzsche (1905–1907) zeigt, in Kaseinfarben direkt auf Putz gemalt, die Kreuzigung Christi. Viele von Schindlers Gemälden sind volkstümlich gestaltet. Das Altarbild in der Lutherkirche Chemnitz (1908) zeigt Jesus inmitten einfacher Menschen – den Kirchenbesuchern im gutbürgerlichen Lutherviertel oblag es, das Bild zu deuten. Die „Emmausjünger“ (1915) in der Kirche Freital-Potschappel tragen die Kleidung von Stahlarbeitern. Auch in Otterwisch, Jahnsbach und Bischofswerda finden sich noch heute Schindlers Kirchengemälde, das Altarbild der Dresdner Annenkirche wurde 1945 zerstört. Ein christliches Motiv zeigt zudem das monumentale Wandbild im heutigen Evangelischen Gymnasium Annaberg.

Schindler ließ sich von seinen Reisen („Am Gardasee“), von der Sagenwelt („Siegfried“) und der deutschen Geschichte („Schiller, aus Don Carlos vortragend“) inspirieren, nahm aber



„Im Kumtlampenschein“ (oben), „David und Goliath“ (unten).

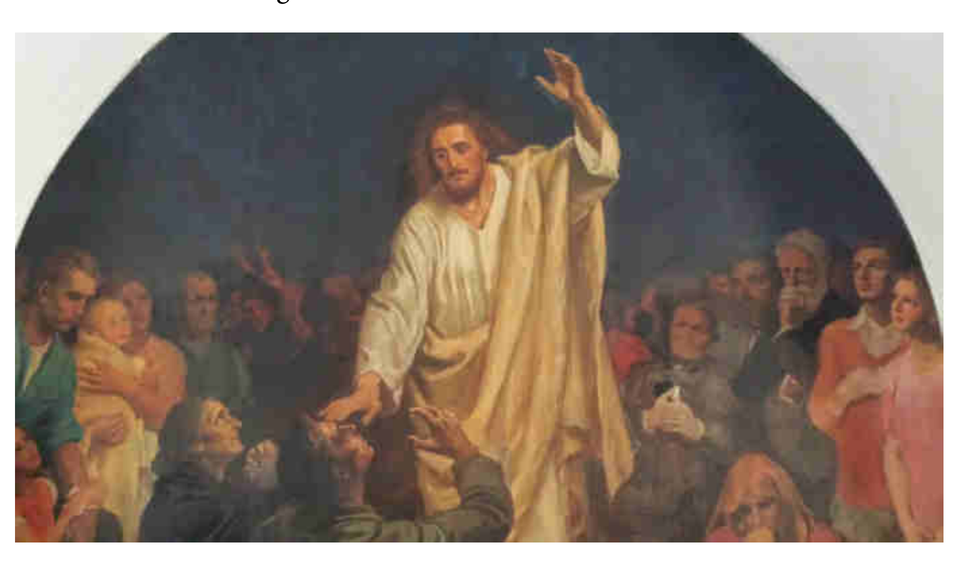


auch zu Ereignissen der Zeitgeschichte Stellung mit „Weltbrand 1914“. Das berühmteste Werk, schon 1901 geschaffen, zeigt ein Motiv aus dem alltäglichen Leben. „Im Kumtlampenschein“ widerspiegelt sich ein Stück Romantik nach (fast) vollbrachtem Tagewerk – und die tiefe Verbundenheit zwischen Mensch und Pferd, als sie noch die Mühsal des Alltags teilten. Schindler, der selbst lange in der Johannstadt wohnte, malte dafür den Kutscher Hermann mit seinem alten Schimmel vom Fuhrgeschäft Jank in der Pfotenhauerstraße. Das Bild befindet sich im Besitz der Gemäldegalerie Neue Meister, eine Lithografie mit demselben Motiv im Kupferstichkabinett. Viele Kopisten trugen dazu bei, Schindlers Hauptwerk weltweit bekannt zu machen. Reproduktionen finden sich noch heute in unzähligen Wohnzimmern. Das Pastell „David und Goliath“ gehörte, nachdem es bei Aufräumungsarbeiten im Schloss Königsbrück nach 1945 gefunden

worden war, ebenfalls zum Bestand der Gemäldegalerie Neue Meister, wurde aber 1998 an die Alteigentümer zurückgegeben. Trotz seiner großen Arbeitsbelastung an der Akademie und durch Auftragsarbeiten war Schindler mehrfach auf bedeutenden Kunstausstellungen vertreten, z. B. mit „Im Kumtlampenschein“ 1901 in Dresden (Kleine Goldene Medaille), „David und Goliath“ auf der Weltausstellung St. Louis 1904 und „Verspottung Christi“ mit großem Erfolg in Berlin 1909. Letzteres Bild, im Besitz der Kirche Fischerhude, wird heute wegen vermeintlich antijudaistischer Tendenzen kontrovers diskutiert.

Auch wenn Schindler Bischofswerda schon in jungen Jahren verlassen hatte, blieb er der Stadt doch verbunden. Hier war sein Vater begraben und hier lebte noch lange seine Mutter. Die Mutter malte er, wie sie vom Fenster des Wohnhauses, die Bibel lesend, den Blick über Bischofswerdas Dächer streifen ließ. Die nach ihm benannte Straße erinnert noch heute an Osmar Schindler.

Quellen: Falk Drechsel, Zwönitztal-Kurier, 24.2.2007; Gernot Werner: „Er schuf Gemälde, auf denen Ross und Reiter bekannt sind: vor 75 Jahren verstarb Osmar Schindler“. Dresdner Neueste Nachrichten, 12 (2002), 10.6., S. 7; Ortsverein Pillnitz e.V.: „Künstler am Dresdner Elbhang“. Teil 1, Elbhang-Kurier-Verlag, 1999, S. 145; Heike Biedermann u. a.: „Osmar Schindler in der Dresdner Galerie“. Sandstein Verlag Dresden, 2011; Friedrich von Boetticher: „Malerwerke des 19. Jahrhunderts“. Bd. 2, 1898, S. 562; Adressbücher der Stadt Dresden, 1892, 1904, 1913; Johannes Weber: „Aus der Geschichte meiner Heimat“. Unveröffentlichte Chronik von Bischofswerda, 1977, S. 100; Websites der Kirchen Bischofswerda, Klotzsche, Potschappel und Chemnitz; Paul Schumann: „Dresden“. Berühmte Kunststätten Bd. 46, Verlag E.A. Seemann Leipzig, 1909; Kataloge der Kunstausstellungen St. Louis, Dresden und Berlin



Sakristeigemälde „Blindenheilung“ in Bischofswerda. Im Bild zu sehen sind auch Schindlers Frau und Sohn (Mutter mit Kleinkind).



Johann Gottlob Schneider war einer der bekanntesten Orgelvirtuosen seiner Zeit. Die Dresdner nannten ihn „Orgel-König".

Schneider, Johann Gottlob

Hoforganist in Dresden
28.10.1789 Altgersdorf – 13.04.1864 Dresden

V: Johann Gottlob (*1.8.1753 Waltersdorf, †3.5.1840 Altgersdorf), Sohn des armen Häuslers und Zwillichwebers Johann Christoph Schneider, der durch sein Musiktalent weit über seinen Heimatort Waltersdorf hinaus bekannt war, musste in seiner Jugend am Webstuhl arbeiten, lernte trotzdem Klavier und Violine, 1774 Organist, 1779 zusätzlich Unterschulmeister in Waltersdorf, 1787 Hauptlehrer und Organist in Alt- und Neugersdorf, 1832 Civilverdienstorden; M: Anna Rosina geb. Hänisch (*5.1.1762 Jonsdorf, †9.1.1832 Altgersdorf), Bleichnerin; G: 1 vor seiner Geburt verstorbener Halbbruder, 1 Halbschwester (18.3.1774–1808, verh. 1792 mit Karl Gottlieb Krause aus Neusalza) aus der 1. Ehe des Vaters, Johann Christian Friedrich (*3.1.1786 Waltersdorf, †23.11.1853 Dessau, 1798 Gymnasium Zittau, sang im Kirchenchor und wirkte als Chorpräfekt, 1805 humanistische Studien an der Universität Leipzig, in der Musik bei Johann Gottfried Schicht, unterrichtete ab 1806 Orgel und Gesang an der Ratsfreischule, 1807 Organist der Paulinerkirche, 1807 Freimauer-Loge „Balduin zur Linde", 1810 Musikdirektor der Operngesellschaft von Joseph Seconda, 1813 Organist an der Thomaskirche, 1816 Leitung der Singakademie, 1817 Musikdirektor am Stadttheater Leipzig, 1820 „Elementar-Handbuch der Harmonie und Tonsetzkunst" bei Peters, 1822 Hofkapellmeister in Anhalt-Dessau, leitete zahlreiche überregionale Musikfeste, 1829 Gründung der Musikschule Dessau, komponierte 16 Oratorien, darunter „Das Weltgericht" in 3 Teilen für Soli, Chor und Orchester (1820), sowie 6 Opern und 23 Sinfonien, Mitglied, Ehrendoktor bzw. Ehrenmitglied der Universitäten Halle und Leipzig, der Konservatorien Paris und Stockholm sowie der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften), Johann Gottlieb (*19.7.1797 Altgersdorf, †4.8.1856 Hirschberg, besuchte das Gymnasium Zittau, Studium in Leipzig, 1815 Musiklehrer in Bautzen, 1817 Organist in Sorau, 1825 Organist an der Kreuzkirche in Hirschberg), 4 früh verstorbene Geschwister; E: 12.11.1812 Julie Friederike Auguste geb. Weidisch (5.8.1789–21.6.1856), Tochter eines Zittauer Stadtrichters

Schneider war der Sohn eines Lehrers und Organisten in Alt- und Neugersdorf. Den ersten Musikunterricht erhielt er im Alter von fünf Jahren wie zuvor sein älterer Bruder Friedrich und später der jüngere Bruder Johann Gottlieb vom Vater. Neben dem Orgelspiel lernte Schneider auch Klavier, übte viele Orchesterinstrumente (Violine, Viola, Oboe, Klarinette, Fagott, Horn, Trompete und Posaune) und war insbesondere ein talentierter Cellist. Im Alter von zehn Jahren trat er in Rumburk bei einem Konzert („Die Schöpfung" von Joseph Haydn) als Posaunenbläser auf. Seinen Vater musste er gelegentlich an der Orgel vertreten. 1801 kam Schneider auf das Gymnasium in Zittau, wo er wie zuvor sein Bruder Friedrich musikalisch sehr gefördert wurde. Er sang als Sopran im Chor der Johanniskirche unter Johann Gottlieb Schönfeld, trat mit Soli in Konzerten in Görlitz und Löbau auf und wirkte als Präfekt des Chores. Orgelunterricht erhielt er von Johann Gottlieb Unger. 1810 gab Schneider in Zittau ein Klavierkonzert.



Das Geburtshaus von Johann Schneider, heute Neugersdorf, Rudolf-Breit-scheid-Straße 4, wurde von der Familie 1788 bezogen. Das Umgebindehaus steht unter Denkmalschutz. Foto: Matej Batha (Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 3.0)

Nach einem kurzen Studium der Rechte an der Universität Leipzig im Jahre 1810 bei Christian Gottlieb Haubold widmete sich Schneider ganz der Musik und interpretierte als Organist an der Paulinerkirche vorzugsweise Johann Sebastian Bach. Die Stelle hatte er 1811 in der Nachfolge seines Bruders Friedrich erhalten. Im selben Jahr wurde er zudem als Gesanglehrer an der Ratsfreischule unter Karl Gottlieb Plato angestellt. Wichtige musikalische Anregungen verdankte er Thomaskantor Johann Gottfried Schicht. Gefördert wurde er aber auch vom Universitätsprofessor Ernst Platner.

1812 kehrte Schneider als Organist an der Görlitzer Hauptkirche St. Peter und Paul mit ihrer Sonnenorgel in die Oberlausitzer Heimat zurück. Er studierte die Orgelbaukunde, um Orgeln selbst prüfen und reparieren zu können, lehrte Orgel, Klavier und Gesang und gründete einen Gesangverein. Georg Ottomar Baumeister gehörte zu seinen Schülern. Ab 1816 gab Schneider Orgelkonzerte, die ihn weit über die Grenzen der Oberlausitz hinaus führten, beispielsweise nach Altenburg, Dessau, Freiberg, Gotha, Leipzig, Liegnitz und Weimar. Man rühmte sein Improvisationsvermögen und die Interpretationen von Johann

Sebastian Bach. In Görlitz organisierte er Musikfeste, so 1820 mit dem „Weltgericht“ seines Bruders Friedrich. Mit dem Musikdirektor seiner Kirche, Johann August Blüher, veranstaltete er Konzerte, in denen Schneider dirigierte, sang oder Klavier spielte. Bei einem Gastspiel in Dresden begeisterte er Heinrich Vitzthum von Eckstädt, seinerzeit Direktor von Hofkapelle, Hoftheater und Kunstakademie, und Theodor Winkler (Hell) derart, dass man ihm die Stelle des Hoforganisten an der katholischen Hofkirche in der Nachfolge von Anton Dreyssig (aus Leutersdorf, einem Nachbarort von Neugersdorf) anbot, die er aber nicht annahm.

Bei einem Auftritt in der Dresdner Sophienkirche überzeugte Schneider Oberhofprediger Christoph Friedrich Ammon und anlässlich der Orgelprüfung der Silbermann’schen Orgel in der katholischen Hofkirche im Jahre 1825 Carl Maria von Weber, die ihn als Hoforganisten an die evangelische Sophienkirche empfahlen. Auch an anderen Orten wurde er wiederholt zu Rate gezogen, um Orgelprüfungen vorzunehmen. So spielte er 1825 auf der von ihm geprüften neuen Orgel in Bischofswerda. Am 12. Dezember 1825 trat Schneider die Nachfolge des evangelischen Hoforganisten Friedrich George Kirsten in Dresden an. Er konzertierte in der Sophienkirche und der Kreuzkirche, wirkte als Instruktor der evangelischen Kapellknaben und spielte vor König Anton dem



Die Görlitzer Sonnenorgel von Eugenio Casparini mit einem Prospekt von Johann Conrad Buchau wurde 1703 fertiggestellt und seit 1827 mehrfach umgebaut. Ihren Namen verdankt sie den 16 Sonnen, um die herum die Orgelpfeifen wie Sonnenstrahlen angeordnet sind. Foto: Zairon (Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 3.0)

Gütigen sowie bei privat organisierten Aufführungen wie von Carl Gustav Carus.

Schneider war seit dem 2. November 1815 Freimaurer in der Görlitzer Loge „Zur gekrönten Schlange“ und ab dem 9. Februar 1827 in Dresden in der Loge „Zum Goldenen Apfel“, in der er auch als Musikdirektor wirkte. Logenbrüder waren seinerzeit u. a.



Die Prüfung der Silbermann-Orgel mit Vorspiel in der katholischen Hofkirche von Dresden im Jahre 1825 war von entscheidender Bedeutung für Schneiders Karriere. Später bewahrte er sie vor einer von Hofkapellmeister Carl Gottlieb Reißiger geforderten Umstimmung. Johann Gottlob Schneider: „So wie diese Orgel gebaut ist, wird keine mehr gebaut“.

Karl August Böttiger, Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf, Julius Gottlob von Nostitz und Jänkendorf und Gottlob Friedrich Thormeyer.

1830 übernahm Schneider die Direktion der Dreyssig'schen Singakademie, mit der er viele öffentliche Auftritte hatte. Als Lehrer für Orgelspiel war er so anerkannt, dass die Schüler von weit her zu ihm kamen. Theodor Berthold, Edmund Kretschmer und Gustav Adolf Merkel gehörten zu seinen bekanntesten Dresdner Schülern. Felix Mendelssohn Bartholdy war mehrfach bei Schneider in Dresden und empfahl diesen den Schülern des Leipziger Konservatoriums. Auch Robert Schumann nahm Stunden. Zudem bildete Schneider Schüler des Friedrichstädter Lehrerseminars zu Organisten aus. 1832 wurde die Jehmlich-Orgel in der Kreuzkirche durch Johann Schneider und Kreuzkantor Ernst Julius Otto eingeweiht.

Schneider veröffentlichte nur wenige Kompositionen. 1849 erschien bei der Arnoldischen Verlagsbuchhandlung sein mit dem Waldenburger Seminardirektor Friedrich Wilhelm Schütze herausgegebenes „Evangelisches Kirchenpräludienbuch“ als Lehr- und Lernbuch für den Orgelunterricht in Schullehrer-Seminarien.

1853 ging Schneider auf Initiative von Sigismund Ritter von Neukomm mit dem Kölner Männergesangverein nach London zu zwei sehr erfolgreichen Konzerten in der Exeter-Hall. Eine in England erhoffte Konzertreise durch das Land kam aber nicht zustande.



Die Sophienkirche, die protestantische Hofkirche, war die Wirkungsstätte Schneiders in Dresden (vor dem Umbau, ca. 1850). Die Orgel stammte von Gottfried Silbermann.

König Johann verlieh Schneider am 4. März 1857 anlässlich des 50. Jahrestags der Gründung der Dreyssig'schen Singakademie das Ehrenkreuz des Verdienstordens. Nachdem er im Jahr zuvor nach dem Tod seiner Frau schon hatte seine Tätigkeit im Chor ruhen lassen, gab Schneider die Direktion 1857 endgültig auf. Zu seinem 50-jährigen Organistenjubiläum am 21. August 1861 erhielt er das Ritterkreuz des Albrechtsordens und von der Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde. Mehrere Dresdner Vereine verliehen ihm eine Ehrenmitgliedschaft, so der Pädagogische Verein (schon vorher), der Tonkünstlerverein, die Liedertafel von Ernst Julius Otto und Orpheus. Die Organisten Dresdens und ehemalige Kapellknaben gründeten eine Johann Schneider-Stiftung, die elternlosen Lehrersöhnen Stipendien für eine Orgelausbildung gewährte.

Johann Gottlob Schneider wurde auf dem Dresdner Trinitatisfriedhof neben seiner Frau beigesetzt.

Quellen: Hans Michael Schletterer: „Schneider, Johann Gottlob"/„Schneider, Friedrich". In: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 32 (1891), S. 129–131/110–119; Gustav Schilling: „Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften: oder Universal-Lexicon der Tonkunst". F. H. Köhler, 1838; Königlich Sächsischer Hof-, Civil- und Militär-Staat, 1828; www.christusbote.de; Wm. A. Little: „Mendelssohn and the Organ". Oxford University Press, 2010; C. Lenning (pseud. von Friedrich Mossdorf), Hermann Theodor Schletter, Moritz Alexander Zille, Verein Deutscher Freimaurer: „Allgemeines Handbuch der Freimaurerei". Bd. Quaderstein-Zytomierz. Nachträge und Berichtigungen, F.A. Brockhaus, 1867; „Johann Schneider's Goldnes Amtsjubiläum". Urania: Musik-Zeitschrift für Orgelbau, Orgel- und Harmoniumspiel, Nr. 1, 1862, S. 12–15; Neues Universal-Lexikon der Tonkunst: Für Künstler, Kunstfreunde und alle Gebildeten, Bd. 3, Schäfer, 1861; Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. 18, Ausg. 1, B.F. Voigt, 1842; Friedrich August Leßke: „Johann Schneider, der Meister im Orgelspiel". Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, Bd. 3, 1900, S. 53–66; Berliner musikalische Zeitung, 6.7.1833; Moritz Fürstenau: „Johann Schneider". Leipziger allgemeine musikalische Zeitung, 13.2.1867, S. 56–57

Das alte Bautzener Gymnasium auf der Schulbastei am Kornmarkt (bis 1868, Lithographie um 1840, oben, mit Porträt).

Medaille von Hofgraveur Reinhard Krüger (rechts).





Siebelis, Karl Gottfried

Magister, Pädagoge und Philologe in Bautzen
10.10.1769 Naumburg – 07.08.1843 Bautzen

V: Johann Gottlieb (†1772), Bäckermeister in Naumburg; M: †1772; G: 4 ältere; E: (1) 16.10.1803 Juliana Wilhelmina geb. Behr († Februar 1810, Tochter eines Konsistorialassessors in Gera), (2) bis zu seinem Tod; K: 1 Sohn aus 1. Ehe, Carl Hermann (wechselte 1819 vom Gymnasium Bautzen nach Gera, während des Armeedienstes diszipliniert), 1 Sohn aus 2. Ehe, Johannes (*15.5.1817 Bautzen, †8.10.1867 Hildburghausen, Mitglied der Lausitzer Predigergesellschaft, Philologe und Gymnasialprofessor in Hildburghausen), Töchter: Anna verh. Käuffer (†1833, Lehrerin, verheiratet mit einem ehemaligen Bautzener Conrektor, Professor am Landesgymnasium Grimma und Hofprediger in Dresden), Marie (verheiratet mit Pfarrer Krüger, Purschwitz)

Siebelis verlor früh seine Eltern und wurde von den (Stief-)Großeltern Kießling aufgezogen. Der Stiefgroßvater stammte aus Löbau in der Oberlausitz und besaß in Naumburg eine Strumpffabrik, verstarb aber noch während Siebelis' Schulzeit, sodass dieser in Kost und Logis gegeben werden musste. Am Rathsgymnasium Naumburg wurde Siebelis von seinem Lateinlehrer Friedrich Wilhelm Döring gefördert, vor allem aber von Rektor Müller. Befreundet war er mit seinem Mitschüler Georg Friedrich Pöschmann, später Professor für Geschichte in Dorpat.

Im Jahre 1788 begann Siebelis in Leipzig ein Studium der Theologie, Philosophie und Philologie, wobei ihm sein Erbteil und Stipendien aus Naumburg und Zeitz zugute kamen. Er freundete sich mit seinem Studiengenossen Gottfried Hermann an. Zu seinen Lehrern zählten neben Christian Daniel Beck auch Samuel Friedrich Nathanel Morus, Wolfgang Reiz, Karl August Gottlieb Keil, Ernst

Car. Gottf. Siebelis, Numburgensis, juvenis ingenii felicissimi ac modestiae eximiae, jam in eo est, ut relicta schola patria in Universitatem literarum Lipsicam iter paret. Parentibus vero jam olim orbatus non ita omnino instructus esse videtur, ut hoc iter multorum sane sumtuum solus ac ope aliorum destitutus feliciter ingrediatur atque absolvat. Omni assiduitate, immo, quam potius laudaverim, diligentia studuit omnia generis literis, quibus aetas scholastica studere solet. Operam suam dedit hebraicae, graecae, latinae ut et teutonicae linguae, nec non reliquis literis, quae ornant doctum, et in omnibus, quae aggreditur, egregie adjuvant. Quam ob rem non possum non etiam atque etiam commendare hujus adolescentis paupertatem ac integritatem omnibus, quos is aditurus est, literarum fautoribus ac patronis.

Aus dem Abgangszeugnis.

Platner und Johann Georg Rosenmüller. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Magisterarbeit riet ihm August Wilhelm Ernesti, sich zu habilitieren. Doch Siebelis ging das kleine ererbte Vermögen aus und er musste seinen Lebensunterhalt als Hauslehrer verdingen. Trotzdem fand er Aufnahme in der „Societas Philologica Lipsiensis" seines Professors Beck, der auch Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt angehörte. Siebelis' angegriffener Gesundheitszustand verhinderte danach Anstellungen als Lehrer in Halle bzw. Eisleben. 1798 wurde Siebelis auf Vermittlung seines ehemaligen Naumburger Rektors Müller zum Conrektor an die Stiftsschule in Zeitz berufen. Für den Schulgebrauch schuf er hier 1800 sein bekanntes Werk „Hellenica". Zur Berufswahl als Lehrer sagte Siebelis selbst im Rückblick auf sein Leben: „So wurde ich, was ich wünschte, praktischer Schulmann und noch jetzt im Greisenalter bereue ich es nicht, sondern danke Gott, dass er mich hat Schulmann werden lassen."

Siebelis trat am 30. Januar 1804 am Gymnasium in Bautzen das Rektorenamt in der Nachfolge von Ludwig Gedike an. Den Tipp sich zu bewerben hatte ihm der befreundete Friedrich August Carus aus Bautzen gegeben, inzwischen Philosophieprofessor in Leipzig. Das Bautzener Gymnasium entwickelte sich unter Leitung von Gedike und Siebelis zu einer der führenden deutschen Lehranstalten. Siebelis war sozial engagiert und stets bescheiden: Er förderte Kinder aus wenig bemittelten sorbischen Familien, wie z. B. Handrij Lubjensky und Bjedrich Adolf Klin, und gründete 1810 zwei Armenschulklassen. Die Schrecken des napoleonischen Krieges 1813 erlebte Siebelis hautnah. Mehrfach wurden französische und russische Truppen im Gymnasium und in seiner Wohnung einquartiert. 1814 führte Siebelis neue Lehrbücher nach der Grammatik von Philipp Karl Buttmann ein.

Siebelis gehörte seit 1816 zu den Freimaurern der Loge „Zur goldnen Mauer", die sich besonders sozialen Zielen verpflichtet fühlte. Schon 1819 war er in den dritten Rang und zum zweiten Redner unter dem Meister vom Stuhl Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt befördert worden, dessen Söhne Robert Stöckhardt und Ernst Theodor Stöckhardt zu seinen bekanntesten Schülern zählten, wie auch der spätere Philologe Karl Friedrich Ameis, Karl Traugott Kanig und Eduard Gottlob von Nostitz und Jänkendorf. Mit Stöckhardt, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und dem katholischen Bischof Franz Lock gehörte Siebelis dem Gesellschaftsverein „Bautzner Societät" an.

Im Jahre 1817, nach der Gründung des Landständischen Seminars, erhielt das Gymnasium den Status einer höheren Lehranstalt zum Zwecke der

Vorbildung für die Universität. Es herrschte jedoch akuter Lehrermangel. 1826 wurden von 6 Lehrern in 4 Klassen 270 Schüler unterrichtet, wovon innerhalb eines Jahres 36 auf die Universität gingen. Ab 1827 konnte Siebelis – nachdem das Bautzener Gymnasium neben kommunaler auch staatliche Unterstützung erhielt – schrittweise den Lehrkörper erweitern.

Seit 1826 war Siebelis Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Außerdem berief ihn die Lateinische Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitglied. Im Jahre 1829 gründete er anlässlich seines 25-jährigen Amtsjubiläums die Stiftung des „Stipendiums Siebelisianum", das bis weit nach seinem Tode einem Primaner für die beste prosaische oder poetische Behandlung eines gegebenen Themas in lateinischer Sprache gewährt wurde. Zum Amtsjubiläum erhielt Siebelis u. a. eine von Hofgraveur Reinhard Krüger geschaffene Medaille. Nicht immer wurde er aber so geehrt: Als es darum ging, einen Teil der Stiftung von Gregorius Mättig für die Gründung einer Bürgerschule in Bautzen zu verwenden, zog sich Siebelis breiten Unwillen zu. Er beschwerte sich erfolgreich beim König, dass dies nicht den Statuten der Mättig-Stiftung entspräche, die nur die Förderung der hiesigen evangelischen Schule, inzwischen zum Gymnasium geworden, vorsähe. Seit jener Zeit verstimmten insbesondere Kritiken nicht mehr, dass Siebelis' strikte Orientierung am klassischen Humanismus vermeintlich zulasten der deutschen Sprache und praktischer Ausbildung ginge. Im Jahre 1835 gelang es Siebelis, das Gymnasium zeitgemäß umzuorganisieren: In diesem Rahmen wurde die Prima in drei Klassen aufgeteilt. Sie bildeten zusammen mit der ehemaligen zweiten Klasse das eigentliche Gymnasium; die neuen Quinta und Sexta bildeten das Progymnasium. Katholische und protestantische Schüler lernten bei ihm in Eintracht und Siebelis versuchte, seine Schüler für das Sammeln sorbischer Kostbarkeiten (Volkslieder, Märchen, Sagen, Sprichwörter) zu begeistern. 1832 hatte er den sorbischen Sprachunterricht eingeführt und 1839 gestattete er die Gründung des Vereins „Societas Slavica Budissinensis" zur Pflege der sorbischen Sprache und Kultur.

Regelmäßig zu Ostern publizierte Siebelis seine Schulschriften, in denen er das Programm des Bautzener Gymnasiums darlegte. Hierin gab er wissenschaftlichen Diskussionen den Vorrang vor Selbstdarstellung. Sein ehemaliger Schüler Robert Heller vermerkte dazu: „Die Ehre seiner Schule, der sittliche Wohlstand und der wissenschaftliche Fortschritt seiner Zöglinge ging ihm über alles". Siebelis zeichnete eine breite Gelehrsamkeit aus, und er war ein bedeutender Kritiker und Erklärer des Altertums. Insgesamt gehen auf ihn

54 Schriften zurück. Siebelis publizierte in den Schulschriften eigene Arbeiten zu philologischen und historischen Themen, aber auch Werke mit pädagogischem und theologischem Inhalt. 1811/12 ergänzte und vollendete Siebelis die vom Gothaer Professor Carl Gotthold Lenz begonnene Bearbeitung von Bruchstücken verschiedener Geschichtsschreiber über Attika. 1813 erörterte er die Vorbildwirkung von Johannes von Müller, einem Schweizer Geschichtsschreiber und Publizisten aus dem Umfeld von Johann Gottfried Herder, auf Gymnasiasten. Große Beachtung fand 1817 „Die Bibel, die beste Grundlage der Erziehung unserer Kinder“ anlässlich der 300-Jahr-Feier der Reformation. Nachdem Carl Ludwig Fernow, Johann Heinrich Meyer und Johannes Schulze bis 1820 schon 7 Bände zu den Werken des bedeutenden Kunsthistorikers Johann Joachim Winckelmann herausgegeben hatten, wurde Siebelis gebeten, für den achten Band ein umfassendes Register anzufertigen, wozu er mit Karl August Böttiger in Kontakt stand. Mit der „kritisch-exegetischen“ Ausgabe des griechischen Schriftstellers Pausanias in 5 Bänden von 1822 bis 1828 schuf er sich selbst ein Denkmal. In „Stimmen aus den Zeiten der alten griechischen und römischen Classiker“ (1832) schrieb Siebelis die zeitlosen Worte: „Durch das jetzt überall vorherrschende, wetteifernde Streben nach unmittelbarem Nutzen und Gewinn, der sich durch Zahlen berechnen läßt, und nach dem Reichthum, der noch größeren Vortheil versprechende Unternehmungen unterstützen soll, wird die Achtung gegenüber des Menschen hohe Würde ... in den Hintergrund gedrängt.“

Siebelis emeritierte am 6. April 1841. Für seine Verdienste wurde er zum Ritter des Königlich Sächsischen Civilverdienstordens ernannt. Er galt als einer der bedeutendsten Pädagogen seiner Zeit, machte sich auch international einen Namen. Siebelis war ein Lehrer aus Passion und bekannte sich zur Liebe zur jungen Generation. Sein ehemaliger, ihn verehrender Schüler Ameis schilderte in einem Nachruf die segensreiche Wirkung auf das Bautzener Gymnasium, aber auch für die Weiterentwicklung deutscher Schulprogramme im Sinne des klassischen Humanismus, und seine Erziehungsprinzipien fern von autoritärem Diktat: Nichts war in den Augen von Siebelis schlimmer als „ängstliche und erniedrigende Aufseherei“. Er verteidigte stets die humanistische Bildung, denn sie entfremde die Schüler keineswegs dem christlichen Glauben, sondern trage im Gegenteil zu seiner Weckung bei.

Quellen: Carl Friedrich Ameis: „Der Gymnasiallehrer in seinem edlen Berufe und als Mensch, als Blätter der Erinnerung an Karl Gottfr. S.“. Hennings‘sche Buchhandlung Gotha, 1845; Richard Hoche: „Siebelis, Karl Gottfried“. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 34 (1892), S. 168; Wilhelm Pökel: Philologisches Schriftsteller-Lexikon. A. Krüger, 1882; Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. F.A.

Brockhaus Verlag Leipzig, 1847; Johann Georg Meusel: „Das Gelehrte Teutschland". 1825; Sanct Johannis Freimaurer-Loge zur goldnen Mauer, Mitgliederverzeichnisse 1816, 1819, 1832, 1834, 1842; E. F. Wüstemann, Jahrbücher für Philologie und Paedogogik. B. G. Teubner, 1829 und 1846; Dr. Schubart: „Zur Geschichte des Gymnasiums in Budissin". Gedr. bei E.M. Monse, 1863; Peter Kunze: „Siebelis, Karl Gottfried". In: Sächsische Biografie, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, bearb. von Martina Schattkowsky; Otto, G. F.: Lexikon d. OL Schriftst. u. Künstler, Görlitz 1800 ff; Hans Mirtschin: „Die Gesellschaft Societät zu Bautzen". Vortrag vor dem Altstadtverein, Bautzen, 26.10.2010

Bibliografie (Auswahl)

„Diatribe de Aeschyli Persis", Leipzig, 1794
„Hellenika seu antiquissimae Graecorum historiae res insigniores usque ad primam olympiadem", Barth Leipzig, 1803 und 1815
„Symbolae criticae et exegeticae", 1803
„Übersetzung des Anfanges der Schrift des Seneca über die Wohlthaten", Bautzen, 1806
„Einige Worte über die beiden unteren Classen des Bautzener Gymnasiums", Bautzen, 1807
„Ueber Amtstreue, vorzüglich in Beziehung auf den Schulmann", Bautzen, 1807
„Trauergedicht an Karl Gottfried Siebelis in Bautzen bey dem Tode seiner Gattin", Bruder Leipzig, Februar 1810
„Wie müssen Jünglinge auf gelehrten Schulen studiren?", Bautzen, 1811
„Philochori fragmenta", Schwickert Leipzig, 1811
„Phanodemi, Demonis, Clitodemi atque Istri fragmenta", Car. Gottl. Lenz et. S., 1812
„Johannes von Müller, ein Muster für studirende Jünglinge", Bautzen, 1813
„Vier Schulschriften", Dresden, 1817
„Wie Johannes v. Müller über die griechischen und römischen Classiker und ihr Studium urtheilte", Bautzen, 1817
„Die Bibel, die beste Grundlage der Erziehung unserer Kinder", Zittau und Leipzig 1817, Bautzen 1834
„Haben denn auch die Gelehrtenschulen unsers Vaterlandes Ursache, an der frohen Feyer des Regierungs-Jubiläums des Königs Antheil zu nehmen?", Monse Bautzen, 1818
„Register zu Winckelmann's Werken", Heinrich Meyer und Joh. Schulze (Hrsg.), Walther'sche Hofbuchhandlung Dresden, 1820
„Einige Gedanken von Luther über die alten Sprachen und Classiker, und über die Schulen und Städte, in welchen das Studium betrieben und befördert werden soll", Bautzen, 1822
„Pausanias", 5 Bände, Leipzig, 1822–1828
„De Strabonis patria, genere, aetate", Bautzen, 1828
„Disputationi de Rhiano subjuncta est brevis horum solemnium et rerum scholasticarum hujus anni narratio", Bautzen, 1829
„Stimmen aus den Zeiten der alten griechischen und römischen Classiker", Bautzen, 1832
„Kleines griechisches Wörterbuch in ethymologischer Ordnung", Leipzig, 1833
„Disputationes quinque, quibus periculum factum est. Stimmen aus den Zeiten der alten griechischen und römischen Classiker", ergänzte Schrift, Leipzig, E. Kummer, 1837, 196 S.
„Additamenta ad disputationes quinque, quibus periculum factum est ostendendi, in veterum Graecorum Romanon que doctrina religionis ac morum plurima esse, quae cum Christiana consentiant amicissime etc.", Leipzig, 1842
„Lebensbeschreibung", Weller Bautzen, 1843



Bruno Steglich (Quelle: Christa Haensel, München).

Steglich, Carl Bruno Max

Professor, Agrarwissenschaftler in Dresden
09.02.1857 Kleindrebnitz – 28.01.1929 Dresden

V: Carl Christian (*14.8.1815 Kleindrebnitz, †23.12.1874 Großdrebnitz), Bauerngutsbesitzer; M: Johanna Auguste geb. Gottlöber (*2.8.1821 Großdrebnitz, †15.1.1894 Bischofswerda); G: Auguste Alwine verh. Biebrach (*4.8.1843 Kleindrebnitz, †20.12.1885, verheiratet mit dem Lehndorfer Rittergutsbesitzer), Clara Mathilde verh. Rumpelt (*3.4.1845 Kleindrebnitz, †22.7.1915 Bischofswerda, verheiratet mit einem Radeberger Fabrikbesitzer), 1 früh gestorbener Bruder; E: 24.4.1887 Leipzig, Margaretha Therese geb. Ledig (*8.2.1864 Leipzig, †11.8.1942 Trebsen); K: Elsa (Else) Caroline (*6.4.1885 Rochlitz, †6.3.1973 Kochel, verheiratet mit dem Papierfabrikbesitzer Johannes Max Wiede in Trebsen), Olga Loddy (Lotte) (*19.7.1887 Rochlitz, †22.5.1977 Pullach, Schwiegertochter von Heinrich Gustav Haensel, Fabrikant und Ehrenbürger in Pirna), Carl Christian (*29.9.1894 Dresden, †6.9.1914 Harre/Belgien)

Bruno Steglich hatte seine Wurzeln in einem der größten Bauerngüter von Kleindrebnitz und im Erbgericht Großdrebnitz. Seine Vorfahren sind als Bauern in Klein- und Großdrebnitz über acht Generationen nachweisbar und hatten mehrfach das Amt eines Gerichtsschöppen inne. Georg Steglich (* um 1540) wurde erstmals 1576 erwähnt als Bauerngutsbesitzer mit 3 Ruten und 30 Schock. Carl Christian Steglich, Bruno Steglichs Vater, war Bauer und Salzfuhrmann, während des Maiaufstands 1849 Hauptmann der Kommunalgarde in Kleindrebnitz und kaufte 1861 das Erbgericht Großdrebnitz seiner Schwiegereltern. In Großdrebnitz übernahm er auch die Funktion des Gemeindevorstands. Um sich weiterzubilden, gehörte er dem forstwirtschaftlichen Verein Stolpen an.





Steglichs Geburtshaus (oben) und sein Vater Carl Christian (links).



Nach dem Tod des Vaters leitete die Mutter das Erbgericht Großdrebnitz mit einem Verwalter, bis es 1887 an die Familie Hilmes verkauft wurde.

Bruno Steglich besuchte in Großdrebnitz die Schule und erhielt Privatunterricht. Von 1867 bis 1871 ging er in Bautzen auf die Bürgerschule und das Realgymnasium, von 1871 bis 1876 besuchte er in Dresden die „Dreikönigschule“, eine Realschule I. Ordnung. Das Rüstzeug für die spätere Laufbahn in der Agrarwissenschaft erwarb sich Steglich bereits in seiner Oberlausitzer Heimat, nachdem er ursprünglich Ingenieur werden wollte. Im elterlichen Erbgericht hatte die Arbeitspferdezucht Tradition. Während der Hospitanz- und Assistenzzeit an der Landwirtschaftsschule Bautzen (1877–1878) bei Eduard Heiden konnte er auch Erfahrungen in der Versuchsstation Pommritz sammeln, die jener seinerzeit leitete. Es entwickelte sich bei Steglich ein starkes Interesse am agrikulturchemischen und pflanzenphysiologischen Versuchswesen. Während eines Volontariats auf dem Rittergut Deutschbaselitz (1876–1877, Verwalter: Bernhard Müller, Eigentümer: Friedrich Theodor von Zezschwitz) erlernte Steglich die Teichwirtschaft. 1878/79 leistete er in Bautzen im 4. Königlichen Sächsischen Regiment Nr. 103 seine einjährige freiwillige Militärpflicht ab. Steglichs Ausbildung fiel dank der positiven Wirkungen des von Heinrich August Blochmann mitverfassten Gesetzes über „Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“ in die Zeit eines großen Aufschwungs der

sächsischen Landwirtschaft. Beginnend in Leipzig-Möckern wurde das landwirtschaftliche Versuchswesen in Deutschland aufgebaut. Dieser Entwicklung Rechnung trug auch eine Umgestaltung der wissenschaftlichen Ausbildung in Sachsen. 1869 erfolgte die Loslösung der Landwirtschaftslehre von der Forstakademie Tharandt und die Etablierung als eigenständige Fachrichtung im Sinne von Justus von Liebig unter Leitung von Adolph Blomeyer an der Universität Leipzig. Steglich studierte von 1879 bis 1883 bei Blomeyer und Friedrich Anton Zürn. Seit dieser Zeit war er Mitglied der „Akademisch-Landwirtschaftlichen Verbindung Agronomia", für die er das Wappen entworfen hatte und der er zeitlebens verbunden blieb. 1882 reichte Steglich seine Dissertation „Über den Mechanismus des Pferdehufes" ein, die mit „magna cum laude" bewertet wurde. Als schriftliche Examensarbeiten verfasste er „Genaue Information über ein Landgut (Rittergut Großzschocher) mit Entwerfung das den Verhältnissen am besten entsprechenden Wirtschaftsplanes und Begründung desselben" und „Die Bedeutung des Wassers für die Lebensvorgänge der Pflanzen". Mit dem „Großen Examen" in Landwirtschaft, Botanik und Tierheilkunde von 1883 erwarb er die Berechtigung, die landwirtschaftlichen Fachdisziplinen als Lehrer zu vertreten.

Ab 1883 lehrte Steglich an der landwirtschaftlichen Schule Rochlitz, ab Oktober 1887 in Chemnitz. Besonders Rochlitz wurde zu einer wichtigen Lebensstation. 1884 heiratete er Margaretha Therese geb. Ledig. Deren Mutter, Olga geb. Mothes, entstammte der Juristendynastie des Advokaten Dr. August Ludwig Mothes (15.5.1794–19.1.1856, Freimaurer „Minerva zu den drei Palmen", Namensgeber einer Straße in Leipzig). Steglichs Schwiegervater, Dr. Karl Hermann Ledig (17.10.1828–26.9.1864), war bei Mothes zeitweise Referendar und übernahm nach dessen Tod die Praxis. Zu den Geschwistern von Steglichs Schwiegermutter gehörten der Architekt und Kunstschriftsteller Dr. Oskar Mothes (27.12.1828–4.10.1903) und der Rittergutspächter Hugo Mothes in Stötteritz, mit dem Druckereibesitzer und Verleger Otto Dürr und dem Kaynaer Pfarrer Heinrich Trübenbach, ehemals Hauslehrer bei Mothes, war sie verschwägert. Pfarrer Trübenbach führte die Trauung von Steglich und Margaretha Therese an der Nikolaikirche Leipzig durch. Zu den angeheirateten Cousins von Steglich gehörte August Mothes, Jurist in Leipzig, mit dem enge Kontakte bestanden. In Rochlitz wurden beide Töchter des Ehepaars Steglich geboren. An der landwirtschaftlichen Schule in Rochlitz schrieb Steglich 1884 mit seiner „Anleitung zum Plan- und Situationszeichnen" zu einem Thema, das zu jener Zeit an allen landwirtschaftlichen Lehranstalten gelehrt wurde. Das Buch erschien bei dem renommierten Landwirt-

schaftsverlag von Paul Parey in Berlin. Zur Landwirtschaftsschule Rochlitz gehörte auch eine Fischzuchtanstalt. In Steglichs Rochlitzer Zeit fielen die Untersuchungen des Sächsischen Fischereivereins zu den Fischereiverhältnissen von Zschopau und Mulde, die in den Folgejahren auf weitere Gewässersysteme ausgedehnt wurden. Vermutlich hat diese Arbeit unter dem Protektorat von Prinz Georg, Herzog von Sachsen, einen wichtigen Einfluss auf Steglichs spätere Karriere gehabt. In seiner bekanntesten Publikation, „Die Fischwässer im Königreiche Sachsen“ (1895), fasste er die 10-jährigen, etappenweise durchgeführten Untersuchungen des Sächsischen Fischereivereins in einer nahezu lückenlosen Übersicht über die fischereiliche Nutzung sächsischer Gewässer zusammen. Steglich selbst hatte die Untersuchungen zur Weißen Elster und Pleiße sowie mit den Schwerpunkten geologische Beschaffenheit, Wasserqualität und Fließhindernisse zur Elbe durchgeführt. Wichtigster Mitarbeiter war Adolf Endler, der weitere Gewässersysteme untersuchte und später die Landwirtschaftsschule in Meißen leitete.

Steglich war 1887 in Chemnitz der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG) beigetreten. Zum 1. April 1890 erhielt er den königlichen Auftrag, eine landwirtschaftliche Versuchsstation in Dresden als Abteilung einer „Versuchsstation für Pflanzenkultur“ am Botanischen Garten unter Oscar Drude einzurichten und als Vorstand zu leiten. Er war damit praktisch Versuchs-Kulturobergärtner Franz Ledien gleichgestellt. Die neue Versuchsstation ergänzte die seit 1862 an der Tierärztlichen Hochschule Dresden bestehende Einrichtung zur Untersuchung des Stoffwechsels von Haustieren und die 1869 von Friedrich Nobbe in Tharandt gegründete „Pflanzenphysiologische Versuchs- und Samenkontrollstation“ an der Forstakademie. Die enge Abstimmung und Zusammenarbeit mit Tharandt wurde durch ein gemeinsames Kuratorium unter Johann Friedrich Judeich überwacht. Während in Tharandt mikroskopische und chemische Untersuchungen sowie Vegetationsversuche im Gewächshaus im Mittelpunkt standen, wurden in Dresden Anbauversuche im Freien durchgeführt. Dafür standen zwei Hektar zur Verfügung. Steglichs Hauptaufgaben bestanden in der Organisation und Durchführung von Arbeiten zur Verbesserung landwirtschaftlicher Nutzpflanzen, in der Hauptsache verschiedener Getreidesorten, durch Züchtung und zur Ertragssteigerung durch Düngung. Die von Steglich 1896 initiierte und angeleitete Pirnaer Saatzuchtgenossenschaft erhielt für den „Pirnaer Roggen“ auf der Weltausstellung in Paris 1900 eine Goldmedaille. Steglich widmete sich mit Kursen für Landwirte zudem frühzeitig der Wissensvermittlung. 1901 wurde ihm der Professorentitel verliehen. 1904 erfolgte die Zu-


Nr. 20. 1895.

Nr. 20. 1895.

Schriften
des
unter dem hohen Protektorate
S. K. Hoheit des Prinzen Georg
stehenden
Sächsischen Fischereivereines.

Die Fischwässer im Königreiche Sachsen.

Darstellung der gesammten sächsischen Fischereiverhältnisse.

Auf Grund eigener Ermittelungen herausgegeben
vom
Sächsischen Fischerei-Verein.

Bearbeitet von
Dr. Bruno Steglich.

Mit einer Fischwasserkarte in Buntdruck, einer Elbstromkarte in 17 Blatt, 3 Profiltafeln des Elbstromes, einer graphischen Darstellung der Stromgeschwindigkeit, sowie 23 in den Text gedruckten Abbildungen von Fanggeräthen.

Dresden 1895.
G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Steglichs wichtigstes Werk (1895).

sammenführung der Dresdner und Tharandter Einrichtungen in der „Pflanzenphysiologischen Versuchsstation zu Dresden". Die Samenkontrollstation ging dabei in Steglichs landwirtschaftlicher Abteilung auf. Dem gemeinsamen Kuratorium stand zu jener Zeit Max Neumeister vor. Die Dresdner Versuchsstation führte Samen- und Sortenprüfungen durch und beriet die praktischen Landwirte. Es galt, wissenschaftliche Grundlagen für die heimische Landwirtschaft und den Obstbau zu schaffen und dafür z. B. auch dendrologisch-phänologische Beobachtungsstationen im Erzgebirge zu betreiben. Auf Anregung der „Kaiserlichen biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft" zu Dahlem wurde nach Vorschlag und Begutachtung durch den Landeskulturrat, zufolge Ministerialverordnung vom 23. September 1904, im Königreich Sachsen die Organisation des Pflanzenschutzdienstes unter Leitung von Steglich gegründet. Angegliedert



Direktoriumsgebäude des Botanischen Gartens im Bau (Foto Bruno Steglich, 1891, dessen spätere Dienstwohnung Stübelallee 2), Eröffnung des vergrößerten Botanischen Gartens am neuen Standort Ostern 1893.

waren landesweite Meldestellen. International fanden Steglichs Arbeiten zu Pflanzenzüchtung, Pflanzenschutz und Obstbau in den USA und Skandinavien Beachtung. Im Jahre 1904 unternahm er mit Unterstützung der Julius Adolph Stöckhardt-Stiftung und der sächsischen Regierung eine Studienreise nach Skandinavien, die ihn auch in die bekannte Saatzuchtanstalt Svalöf (Schweden) führte. Besondere Verdienste erwarb sich Steglich um den Ausbau des Feldversuchswesens in Sachsen durch Einrichtung zahlreicher, nach klimatischer Lage und Bodenbeschaffenheit ausgewählter Anbaustationen. Um 1910 arbeitete er auch mit dem Rittergut Schmölln des August Schmatz zusammen. Auf 183 Hektar wurden Schmöllner Gebirgsweizen, Gelbhafer, Hannagerste und Oberlausitzer Thimotheegras angebaut. Die Samenkörner dieses ertragreichen und wertvollen Futtergrases unterschieden sich in Schwere und Größe vorteilhaft von den marktüblichen Sorten und wurden im Rahmen eines Samenpreiswettbewerbs der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Zahlreiche Vorträge vor der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen dienten einer schnellen Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Die Ökonomische Gesellschaft gewährte den praktischen Landwirten seinerzeit vielfältige Unterstützungsleistungen, neben der Weiterbildung auch zur Durchführung von Samen- und Sortenprüfungen sowie beim Verkauf. Steglich war in der Ökonomischen Gesellschaft Mitglied im Gesellschaftsausschuss und Obmann im Sonderausschuss für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Hilfsstoffe. Als Vorstandsmitglied verfasste er 1914 eine Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Schwestergesellschaft Ökonomische Societät in Leipzig – sein Schwiegergroßvater Ludwig Mothes hatte die umstrittene Abtrennung der Ökonomischen Gesellschaft mit Sitz in Dresden seinerzeit als Syndikus der Leipziger Societät begleitet. Steglich engagierte sich im Landeskulturrat als Verantwortlicher für Fischzucht und ab 1919 für das landwirtschaftliche Versuchswesen, in der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (Hochzuchtkommission für landwirtschaftliche Pflanzenzuchten, Kommissionen für Saatenanerkennung, Sortenversuche, Flachs-, Obst- und Weinbau), im Verband landwirtschaftlicher Versuchsstationen unter Leitung von Friedrich Nobbe im Ausschuss für Pflanzenproduktion und Pflanzenschutz sowie im Sächsischen Fischereiverein. Unter seinem langjährigen Vorsitz stand insbesondere der Besatz der Gewässer im Vordergrund. Grundlage hierfür war eine Verbreitung der künstlichen Fischzucht, v. a. von Forelle, aber auch Lachs, Schnäpel und Felchen. Unter der Leitung des Fischereivereins wurde die Regenbogenforelle in Sachsen eingeführt. Besonders erfolgreich war die Tätigkeit des Vereins in der Teich-

wirtschaft. Neben seinem Wirken in der Versuchsstation lehrte Steglich von 1912 bis 1921 als Professor für Land- und Volkswirtschaft an der Tierärztlichen Hochschule Dresden unter Wilhelm Ellenberger. Steglich war Mitglied in der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, in der Deutschen Botanischen Gesellschaft, in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS Dresden (seit 1890), schriftwechselndes Mitglied bei FLORA – Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau (seit 1900), und er interessierte sich für geschichtliche Belange. So war er Mitglied im Verein für die Geschichte Dresdens und im Sächsischen Altertumsverein.

Der Erste Weltkrieg unterbrach Steglichs berufliche Karriere. Nach dem frühen Kriegstod seines Sohnes Carl Christian in den belgischen Ardennen – den Steglich nie vollständig verwinden konnte – trat er 1914 freiwillig als Offizier des Landsturm-Bataillons XII/9 in den Armeedienst und war bis 1918 zeitweise in Mazedonien, Ungarn und Frankreich im Einsatz. 1916 erhielt Steglich die Beförderung zum Hauptmann der Landwehr. Außerdem wurde ihm das Kriegsverdienstkreuz verliehen. Fachliche Arbeiten in Dresden sollten helfen, die Not der Bevölkerung zu lindern, so 1915 im Rahmen der Schädlingsbekämpfung in der Landwirtschaft die „Anleitung zu gemeinsamer Vertilgung der Feldmäuse“ im Auftrag des Innenministeriums.



Steglich meldete sich mit 57 Jahren freiwillig zum Kriegsdienst.

Steglichs großer Verdienst lag im steten Ausbau der zunächst kleinen Versuchsstation zu einer selbstständigen, vom Botanischen Garten losgelösten „Staatlichen Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt“ mit den drei Abteilungen Pflanzenernährung und Bodenchemie, Pflanzenbau und Samenkontrolle sowie Pflanzenschutz. Zu seinen wichtigsten Mitarbeitern gehörten Walter Baunacke (Phytopathologie) und Hermann Pieper (Saatgutforschung). Nach der Neuordnung des landwirtschaftlichen Versuchswesens 1919/20 bestanden in Sachsen insgesamt drei Versuchs-

anstalten, neben Dresden in Pommritz unter der Leitung von Georg Derlitzki und in Möckern unter Gustav Fingerling. Steglich führte die Dresdner Versuchsanstalt bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im November 1923 zu großem Ansehen für ihre Leistungen bei der Erforschung und Verbreitung der wissenschaftlichen Grundlagen der Landwirtschaft und des Obst- und Gartenbaus in Deutschland. Für seine Verdienste um die sächsische und deutsche Landwirtschaft wurden ihm hohe staatliche und wissenschaftliche Auszeichnungen zuteil. 1901 erhielt er das Albrechtskreuz, 1908 verlieh ihm König Friedrich August III. das Ritterkreuz erster Klasse, 1912 wurde er zum Regierungsrat ernannt und 1914 verlieh ihm der König die Krone zum Ritterkreuz des Albrechtsordens. Die DLG ehrte ihn mit der „Großen Silbernen Eyth-Denkmünze" (1910), der Landesobstbauverein (1899), der Landwirtschaftliche Kreisverein Dresden (1915) und der Deutsche Fischereiverein (1919) jeweils mit der silbernen Verdienstmedaille. Die Ökonomische Gesellschaft zu Dresden und der Sächsische Fischereiverein ernannten Steglich zum Ehrenmitglied.

Bemerkenswert in seinem persönlichen Leben war die Bekanntschaft mit namhaften Künstlern seiner Zeit. Die musische Aufgeschlossenheit Steglichs ging bis in die Zeit im Großdrebnitzer Erbgericht zurück, wo er Klavierunterricht erhielt und wo die Eltern eine Vielzahl von Nachdrucken berühmter Gemälde besaßen. Vom Hofmaler Ludwig Otto befanden sich eine Großdrebnitzer Ansicht und ein Porträt von Steglichs Sohn Carl Christian im Besitz der Familie Bruno Steglich. Ludwig Otto hatte die jüngste Tochter Marie des ehemaligen Großdrebnitzer Pfarrers Carl August Rüdiger – eine Freundin von Steglichs Schwester Clara – geheiratet und kam häufig ins Dorf, um hier zu malen. Auch im Dresdner Verein „Harmonie" (Palais Hoym) bestanden vielfältige gesellschaftliche Kontakte. Robert Sterl schuf ab 1907 insgesamt sechs Porträts von Mitgliedern der Familie Wiede von Steglichs Tochter Else. Das Bildnis von Else Wiede aus dem Jahre 1925 befindet sich heute ebenso in der Gemäldegalerie Neue Meister wie die von Ludwig Otto 1918 gemalten Porträts von Else und ihrem Mann Johannes Wiede. 1912 entwarf Karl Schulz ein Kirchenfenster in Trebsen, das u. a. Steglichs Tochter und Enkel zeigt und durch die Glasmalanstalt Bruno Urban aus Dresden realisiert wurde.

Nach der Pensionierung bis zu seinem Tod wohnte Steglich in Dresden, Blochmannstraße 21. Nach der Einsegnungsfeier auf dem Trinitatisfriedhof wurde er nach Trebsen überführt. Hier erinnert noch heute ein 1930 von Georg Wrba geschaffenes Grabmal an ihn. An seinem Geburtsort geriet er jedoch in Vergessenheit.



Kirchenfenster in Trebsen mit Steglichs Tochter Else, Schwiegersohn und Enkel.

Lediglich in den Vorarbeiten von Richard Garbe für eine Dorfchronik von 1938 findet sich ein Vermerk. Daran änderte selbst ein auszugsweiser Nachdruck aus Steglichs unveröffentlichtem Manuskript „Erinnerungen aus meinem Leben“ in den Großdrebnitzer Kirchenbriefen 1995 nichts, da dies nur unter dorfgeschichtlichen Aspekten erfolgte, ohne die Bedeutung des Autors zu erkennen. Die Wiederentdeckung geht auf Frank Fiedler zurück, der etwa im Jahre 2000 bemerkte, dass jener Bruno Steglich aus dem Großdrebnitzer Kirchenbrief mit dem Autor der „Fischwässer im Königreiche Sachsen“ identisch ist. 2004 erschien in den „Sächsischen Heimatblättern“ eine erste Biografie von Frank Fiedler und Mathias Hüsni, basierend auf dem Nachruf von Walter Baunacke und eigenen Recherchen in Großdrebnitz, Dresden und Trebsen. Der Wert jener Arbeit bemaß sich v. a. darin, dass 75 Jahre nach dem Tode des Nestors des



Georg Wrba schuf: Grabmal Bruno Steglich (1930, oben), Büste Johannes Wiede (1932), Halbreliefs von Bruno Steglich (unten) und Margaretha Steglich (je 1932), Grabmal Wiede in Trebsen (1934), Büsten für Johannes Wiede und Else Wiede (je 1935).



landwirtschaftlichen Versuchswesens in Dresden erstmals eine ausführliche Würdigung erschien. Im selben Jahr zitierte Theophil Gerber ihn in „Per-

sönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin, Biographisches Lexikon“, Band 2, mit einem kurzen Artikel (S. 743–744). Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde der TU Dresden beauftragte Frank Fiedler danach, einen Beitrag zu Steglich für die „Sächsische Biografie“ zu schreiben. Die Recherchen wurden dadurch erschwert, dass einerseits Steglichs Lebenserinnerungen nach ihrem teilweisen Nachdruck in Großdrebnitz verschollen blieben, andererseits gab es lange keine Hinweise auf heutige Nachkommen, selbst in Trebsen nicht. Kurz vor dem Erscheinen 2006 des mit Uwe Fiedler gemeinsam verfassten Online-Artikels in der Sächsischen Biografie konnte der Kontakt zur Familie hergestellt werden, was viele wesentliche Erkenntnisse ermöglichte. Steglichs erste Tochter Else war in Trebsen mit dem Papierfabrikbesitzer Johannes Wiede, einem Sohn des bedeutenden sächsischen Firmengründers Anton Wiede, verheiratet gewesen. Nach der Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sie noch einige Zeit in Halle gelebt. Gestorben ist sie 1973 in Kochel am See, also nicht in Bad Tölz, wie man in Trebsen nach einem zu DDR-Zeiten abschlägig beschiedenen Umbettungsantrag vermutete. Identität und Verbleib der zweiten Tochter, Lotte, waren bis vor kurzem unbekannt. Sie hatte einen Sohn des Chemikers und Fabrikanten Heinrich Gustav Haensel (Ehrenbürger von Pirna) geheiratet und war 1977 in Pullach verstorben. In München und Umgebung wohnen auch heute noch Nachkommen und Verwandte von Steglich. Im „Schiebocker Landstreicher“ erschien 2010 von Uwe Fiedler der Artikel „Zwei Professoren aus einem kleinen Dorf“, der Steglich und Max Neumeister gemeinsam gewidmet war. Zudem ist Uwe Fiedler federführend an den Artikeln zu Steglich in der Wikipedia und im Stadtwiki Dresden beteiligt.

Quellen: Walter Baunacke: „Regierungsrat Prof. Dr. S. †“. Die kranke Pflanze 6/1929, H. 3, S. 37 f.; Fr. Schäfer: „Wissenschaftlicher Führer durch Dresden“. v. Zahn & Jaensch, Dresden, 1907; P. Hillmann: „Die deutsche landwirtschaftliche Pflanzenzucht“. Berlin, 1910; Christa Haensel: Familiennachlass Wiede/Haensel/Steglich, München, mit B. Steglich: „Erinnerungen aus meinem Leben“, Dresden 1927, Günter Kloss: „Georg Wrba (1872–1939): ein Bildhauer zwischen Historismus und Moderne“. Imhof, 1998, Hermann Pieper: Nachruf Prof. Bruno Steglich, 1929; Universitätsarchiv Leipzig; Kirchenarchiv Großdrebnitz, Kirchenarchiv Trebsen; Evangelisch-Lutherisches Pfarramt St. Nikolai – St. Johannis Leipzig; Sächsisches Staatsarchiv Leipzig; Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung; Stadtarchiv Dresden; Archiv des Rochlitzer Geschichtsvereins; Sächsische Landesanstalt für Landwirtschaft Dresden; Friedrich W. Rach, Pressereferent DLG Frankfurt/M.; Dr. Klaus Schmiedel, Königstein; Roland Paeßler: „Ahnenlinie der „oberen“ Bauern Steglich in Kleindrebnitz, mit Anmerkungen zur Verbreitung der Familie Steglich in Kleindrebnitz und Großdrebnitz und einer Zuarbeit von Frank Fiedler“. 2004; Richard Garbe: „Vorarbeiten für eine Dorfchronik von Großdrebnitz“. Unsere Heimat, Beilage zum Sächsischen Erzähler, 11.4./18.4.1938; Dr. Karl Steinmüller: Wiede-Chronik mit Stammtafel Steglich, 1939; Die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, G. Schönfeld, 1890, S. 472–476; Dresdner Adressbücher 1892–1929; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft“. 1925

Bibliografie (Auswahl)

„Über den Mechanismus des Pferdehufes unter besonderer Berücksichtigung der Hufrotationstheorie des Prof. Dr. Lechner in Wien", Dissertation, Universität Leipzig, Julius Klinkhardt, 1883
„Anleitung zum Plan- und Situationszeichnen: für Landwirte und landwirtschaftliche Lehranstalten", Parey, Berlin, 1884
„Schematische Darstellung des Zahnwechsels beim Pferd zur Altersbestimmung aus dem Gebiß: für Landwirthe, Offiziere, Sportsmen und Pferdebesitzer", Voigt, Leipzig, 1885
„Einrichtung, Ziel und Aufgaben der Versuchsstation für Pflanzenkultur zu Dresden", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1890/91
„Über Verbesserung und Veredelung landwirtschaftlicher Kulturgewächse durch Züchtung", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1892/1893
„Die Fischwässer im Königreiche Sachsen: Darstellung der gesammten sächsischen Fischereiverhältnisse", hrsg. vom Sächsischen Fischerei-Verein, Schönfeld, Dresden, 1895, 290 S.
„Sortenauswahl und Züchtung des Getreides", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1895/96
„Das Nährstoffbedürfnis der Obstbäume", Sitzungsberichte und Abhandlungen FLORA, 1898
„Über die Züchtung des Pirnaer Roggens und Untersuchungen auf dem Gebiete der Roggenzüchtung im allgemeinen", Jahrbuch der DLG, S. 198–210, 1898
„Beschaffenheit und Gewinnung guter Braugerste", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1898/1899
& v. Langsdorff, „Illustrierter landwirtschaftlicher Vereinskalender", 1899
„Neuere Anschauungen und Erfahrungen über die Anwendung und Wirkung der künstlichen Düngemittel", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1903
„Einrichtung u. Tätigkeit der Saatzuchtanstalt Svalöf in Schweden und Fortschritte auf dem Gebiet d. Pflanzenzüchtung", Reichenbach, Leipzig 1905, 27 S.
„Kurze Anleitung zu Anbau und Behandlung des Flachses", Heinrich, Dresden, 1905, 15 S.
„Organisation des Pflanzenschutzes im Königreiche Sachsen", Sächs. Landw. Zeitschr. 54, S. 581–587, 1906
& H. Degenkolb und M. Barth, „Statik des Obstbaues", Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft und Parey, Berlin, 1907, 147 S.
„Bearbeitung von Selektions- und Zuchtverfahren für Roggen", Jahrbuch der DLG, 1907
„Förderung und Hebung der Rentabilität des Pflanzenbaues durch Organisation der Pflanzenzüchtung", Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, 1908
„Über Düngungsversuche mit Kalkstickstoff, Stickstoffkalk und Kalksalpeter", Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, F.W.C. Vogel, 1908
„Das Auftreten der Bisamratte in Sachsen und ihre Bekämpfung", Schriften Sächs. Fischereiver., 49, S. 34–44, 1919
„Ergebnisse zwölfjähriger Düngungsversuche in der Gutswirtschaft des Herrn Richard Kirchner in Grünbach b. Wilsdruff", Arbeiten aus dem Gebiet der Sächsischen Landwirtschaft, H. 6, 1920
& Fingerling, G. Derlitzki, „Neuorganisation der landwirtschaftlichen Versuchsstationen in Sachsen und ihre Aufgaben", Mitteilung der Ökonomischen Gesellschaft im Freistaat Sachsen, H. 47, Dresden, 1921
„80 Jahre ohne Stalldünger", Berichte über Düngungsversuche auf dem Staatsgute Wingendorf im Freistaate Sachsen, Jahrbuch der DLG, S. 18–28, 1921
„Die Bedeutung der Phosphorsäurefrage für die Intensivierung der Bodenproduktion", Schriften der Ökonomischen Gesellschaft im Freistaat Sachsen, Reichenbach, Leipzig, 1922
„Zweck und Ziele des Pflanzenschutzes und dessen Organisation im Freistaate Sachsen", Arbeiten aus den Gebieten der sächs. Landwirtschaft, H. 9, S. 10–16, 1922
& Pieper, „Vererbungs- und Züchtungsversuche mit Roggen", Fühling's Landw. Zeitung, 71, 1922
„Die Einwanderung, Ausbreitung und Lebensweise der Bisamratte, ihre wirtschaftlichen Gefahren und ihre Bekämpfung in Sachsen bis zum Jahre 1922", Korresp.-Bl. f. Fischzüchter, 30 u. 31, S. 66–70 und 7–11, 1925
Mitarbeit bei B. W. Schöne, „Die Sächsische Landwirtschaft – ihre Entwicklung bis zum Jahre 1925, sowie Einrichtungen und Tätigkeit des Landeskulturrats Sachsen zu Dresden", Dresden, 1925
„Erinnerungen aus meinem Leben", unveröffentlichtes Manuskript, Dresden, 1927



Porträtbüste des Steudner-Denkmals im Görlitzer Stadtpark.

Steudner, Carl Julius Theodor Hermann

Dr. phil. h.c., Botaniker, Mediziner und Afrikaforscher
01.09.1832 Greiffenberg (Gryfów Śląski) / Schlesien – 10.04.1863 Wau / Afrika

V: Carl Theodor Hermann (*11.9.1806 Greiffenberg, †9.5.1832 Greiffenberg), Leinwandkaufmann, Sohn des Kaufmanns Carl Theodor Steudner (1777–1821) und Charlotte Fredericke Henriette geb. Weissig (1785–1837); M: Juliane Louise Mathilde geb. von Monsterberg (*27.9.1809 Görlitz, †23.9.1876 Görlitz), Tochter eines Leutnants und Juliane geb. Gebauer

Hermann Steudner stammte als einziges Kind von Carl Theodor Hermann Steudner, einem reichen Leinwandkaufmann, aus begüterten Verhältnissen. Die Steudners waren im schlesischen Greiffenberg seit Jahrhunderten ansässig und hatten mehrfach das Amt des Bürgermeisters inne. Mehrere Familienmitglieder arbeiteten als Ärzte. Die Familie ging in der achten Generation vor Hermann Steudner zurück auf Melchior Steudner (1507–1585), der Greiffenberg zwischen 1549 und 1579 langjährig als Bürgermeister vorstand. Dessen Sohn Johann Steudner (1544–1609) war Senator in Greiffenberg. Eine Tochter von ihm heiratete den Naturforscher Caspar Schwenckfeld, auf den bedeutende Arbeiten zur Fauna, Flora, Geologie und Geographie Schlesiens zurückgehen. Melchior Steudner (1586–1646) in der sechsten Generation studierte Theologie und Jura, war Senator, Stadtrichter und von 1617 bis 1636 Bürgermeister von Greiffenberg. In seine Amtszeit fielen 1620 der Baubeginn am Rathausturm und 1630 der Wiederaufbau der abgebrannten Kirche St. Hedwig. Dessen Sohn Theodor Steudner (1645–1715) studierte Medizin und promovierte 1669 in Leyden. Graf Schaffgotsch ernannte ihn zum Leibarzt. Von 1706 bis 1715 war er Bürgermeister in Greiffenberg. Theodor Steudner (1688–1766) in der vierten Generation vor Hermann Steudner war ein preußischer Accise-Kontrolleur. Dessen Sohn Carl Friedrich Steudner (1728–1807) war wiederum Arzt in Greiffenberg, dessen Sohn Carl Theodor Steudner (1777–1821) Kaufmann. Ein Cousin des Vaters von Hermann Steudner, Johann Ernst Robert Steudner (1810–1876), war Kreisphysikus in Hirschberg und Meister vom Stuhl der dortigen Freimaurer-Loge.

Hermann Steudners Vater verstarb schon vor der Geburt des Sohns. Jener besuchte in Greiffenberg die Elementarschule und höhere Bürgerschule. Deren Rektor, Heinrich Gustav Moritz Laubichler, weckte die Begeisterung des Jungen für Botanik und Geologie, die sich in gemeinsamen Exkursionen zum benachbarten Riesengebirge weiter festigte. 1844 zog die Mutter mit ihrem Sohn nach

Görlitz, damit er auf eines der berühmtesten Gymnasien Schlesiens, das Augustum im ehemaligen Franziskanerkloster, gehen konnte. 1846 wechselte Steudner auf die Realschule Görlitz, wo er 1850 das Abitur ablegte.

Steudner studierte ab 1850 Naturwissenschaften in Berlin, wobei sein hauptsächliches Interesse der Botanik galt. Eigentlich hatte er Medizin studieren wollen, tatsächlich belegte er aber neben Botanik bei Alexander Braun, Nathanael Pringsheim, Carl Jessen und Karl Koch, der sich seinerzeit in Berlin habilitierte, auch Naturgeschichte, Mineralogie, Geognosie, Versteinerungskunde, Zoologie, Chemie und vergleichende Physiologie bei bedeutenden Lehrern wie Christian Gottfried Ehrenberg (Begründer der Mikropaläontologie), Heinrich Wilhelm Dove (Begründer der wissenschaftlichen Meteorologie und Wettervorhersage) und Carl Ritter (Wegbereiter einer wissenschaftlichen Geographie). 1852 begann Steudner ein Medizinstudium in Würzburg. Hier lernte er Rudolf Virchow kennen, der wegen seiner Beteiligung an der Märzrevolution Berlin hatte verlassen müssen und von 1849 bis 1856 in Würzburg lehrte. Steudner war mit dem späteren „deutschen Darwin", Ernst Haeckel, befreundet. Sie besuchten Virchows Vorlesung zur „allgemeinen pathologischen Anatomie" und dessen berühmten „pathologisch-anatomischen Mikroskopierkurs" sowie Lehrveranstaltungen bei Franz von Rinecker und Albert von Kölliker. Außerdem hörten sie Botanik-Vorlesungen bei August Schenk, unternahmen mit ihm botanische Exkursionen und arbeiteten an dessen Herbarium. Aus der Würzburger Zeit stammen Exponate des Flechtenherbars des Senckenberg Museums für Naturkunde Görlitz. Im Februar 1854 wurde Steudner wegen Trunkenheit und Widerstands gegen die Staatsgewalt zu einer dreimonatigen Festungshaft verurteilt.

Steudner kehrte im Herbst 1854 nach Berlin zurück. Nach Ableistung seiner Militärpflicht widmete er sich wissenschaftlichen Studien. Das Erbe des Vaters sicherte ihm finanziellen Spielraum. Er schloss sich in Berlin Karl Koch an. Koch war am Botanischen Garten angestellt und Generalsekretär des „Vereins zur Beförderung des Gartenbaues im Preußischen Staate". Die Verbindung von Koch und Steudner bestand wohl zum gegenseitigen Vorteil, denn Koch litt mit seiner vielköpfigen Familie in Berlin lange Not, da ihm die angestrebte Professur zunächst verwehrt blieb und er sich mit befristeten und schlecht bezahlten Anstellungen zufrieden geben musste. Seine fachübergreifenden Arbeiten zu Botanik und Gartenbau fanden wenig Anerkennung. Steudner arbeitete in der Berliner Zeit an einer umfassenden Pflanzen-Geographie. Dazu unternahm er Exkursionen in alle deutschen Gebirge, in die öster-



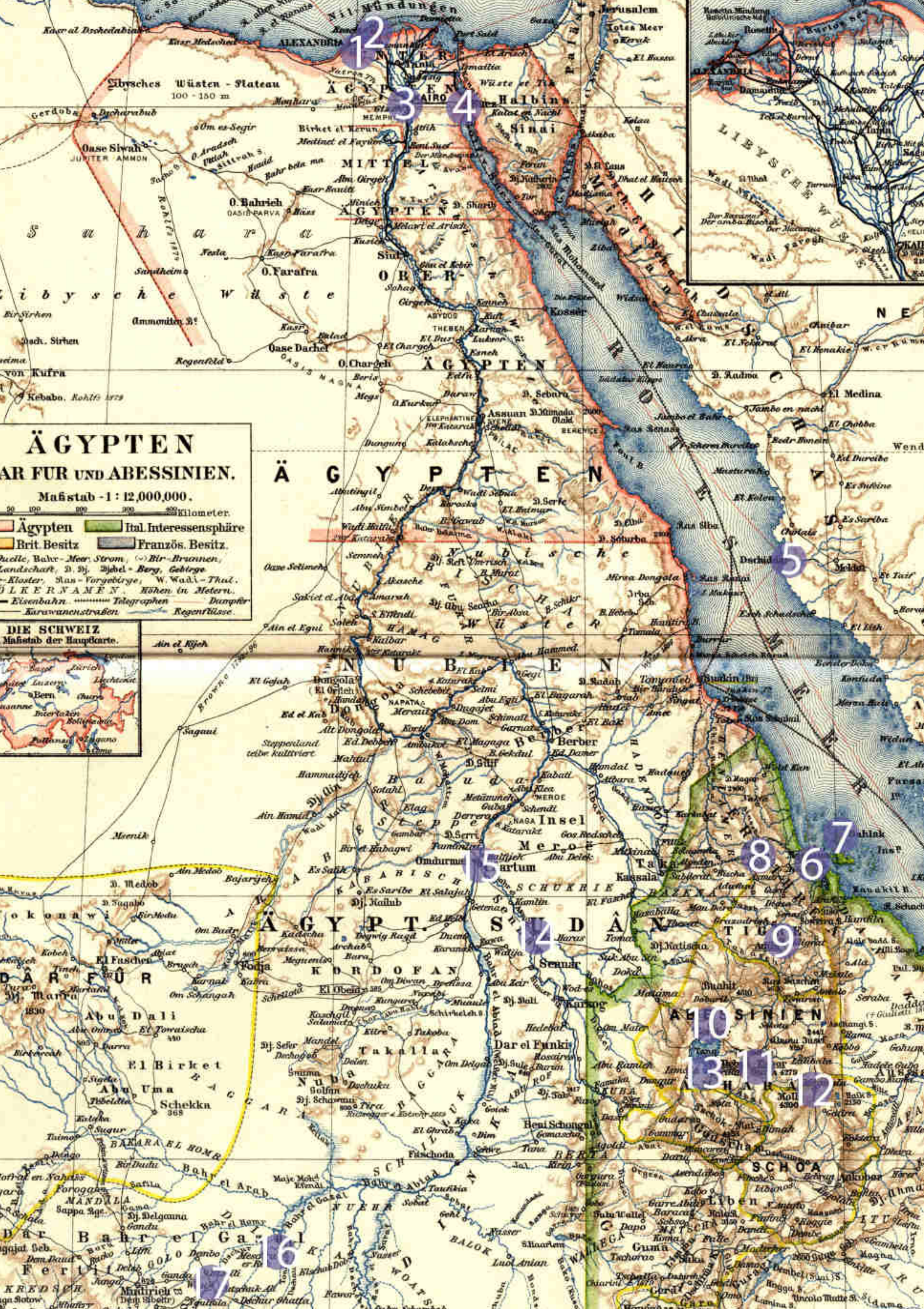
Nachweis der Alge „Ulothrix variabilis Kützing“ durch Steudner in einem Brunnen in Biesnitz am Fuß der Landeskrone. Ludwig Rabenhorst schrieb: „Der meist quadratische Zellenkern ist hier sehr charakteristisch.“ Abbildung: University of Michigan (Lizenz CC BY-NC)

reichischen Alpen und die Lombardei. 1857 stellte er in einem Katalog des Botanischen Gartens Berlin die dort vorhandenen Arten von Thalia L. nach der – umstrittenen – Einteilung von Koch zusammen. Ludwig Rabenhorst publizierte einen Algennachweis Steudners aus Görlitz. Vor dem Gartenbauverein berichtete jener über Gartenbauausstellungen in der Oberlausitz. 1860 wurde Steudner in Berlin in die „Gesellschaft Naturforschender Freunde“ gewählt und er knüpfte Kontakte zur „Gesellschaft für Erdkunde“ um seine früheren Professoren Dove und Ehrenberg.

Steudner beteiligte sich wie Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler aus Muskau an einer von Carl Ritter gegründeten Stiftung zur Förderung der Geographie. Dessen Nachfolger als Präsident der Gesellschaft für Erdkunde, Heinrich Barth, weckte in Steudner das Interesse am „Schwarzen Kontinent“. Steudner meldete sich für die von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, initiierte Expedition in die Nilländer. Das Ziel der Expedition bestand in der Aufklärung des Schicksals des Afrikaforschers Eduard Vogel aus Leipzig, der seit 1855 als verschollen galt. Es wurde vermutet, dass er in das für Europäer gesperrte Sultanat Wadai (heute östlicher Tschad) eingedrungen war.

Als Vorbereitung für die vom berühmten Afrikareisenden Theodor von Heuglin geleitete Expedition lernte Steudner die arabische Sprache. Seine Dissertation zum Thema Pfeilwurzgewächse („Marantaceae") reichte er an der Universität Jena kurz vor der Abreise nach Afrika ein. Die Promotionsurkunde „Doctoris Philosophiae Honores" ist auf den 9. Mai 1861 datiert. Burkard Wilhelm Leist und Carl Nipperdey vertraten dabei die Universität. Während der Anfahrt über Wien und Triest informierte sich Steudner in Wien bei Theodor Kotschy über die von ihm und Wilhelm Schimper in Ostafrika gesammelten Pflanzen.

Nach der Ankunft am 4. März 1861 in Alexandria [**1**] besuchte er zunächst die Hafenstadt Rosette [**2**] im Nildelta und erforschte die Umgebung Kairos [**3**]. Er beabsichtigte, in Kairo den Freimaurern beizutreten. Man vermutete davon Vorteile bei der Aufnahme in Arabien. Neben Steudner als Botaniker und Geologe gehörten auch der Astronom und Meteorologe Gottlob Theodor Kinzelbach und als Präparator der spätere österreichische Honorarkonsul in Khartum Martin Hansal zur Gruppe, die ebenfalls Freimaurer waren bzw. wurden. Um ungünstigen klimatischen Verhältnissen zur Reisezeit in Khartum, dem eigentlichen Ausgangspunkt der Suche in Wadai, aus dem Weg zu gehen und mehr Zeit zur Akklimatisierung zu gewinnen, wählte man als Reiseroute einen Umweg über Abessinien. Die Erforschung und kartografische Erfassung unbekannter Landstriche stellte aber nur ein Nebenziel der Expedition dar. Die Reise führte von Kairo nach Suez [**4**] und gemeinsam mit Mekka-Pilgern auf einem Dampfschiff nach Dschidda [**5**] (heute Saudi-Arabien), bevor man auf einer Barke über das Rote Meer nach Massaua [**6**] (Eritrea) übersetzte, das am 17. Juni 1861 erreicht wurde. Auf dem nahen Dahlak-Archipel [**7**] führten sie ornithologische und botanische Studien durch. Aus dem Land der Bogos kommend, dem nächsten Ziel, stieß der Ethnograph Werner Munzinger hinzu. Auf Maultieren und Kamelen erreichte die Gruppe über Keren [**8**] auf ihrer Reise durch das raue Hochland Abessiniens am 14. November 1861 Adua [**9**]. Steudner interessierte sich neben der Flora v. a. für die afrikanische Naturmedizin. In Adua wurden sie schon von Wilhelm Schimper erwartet. Auch Schimper empfahl der Expedition, statt direkt nach Khartum zu reisen, zunächst beim abessinischen Kaiser Tewodros freies Geleit zu erbitten. Der führte Krieg gegen abtrünnige Stämme in der südlich gelegenen Galla-Provinz. Auf der Suche nach dem Kaiser kamen Heuglin und Steudner zuerst nach Gonder [**10**] und über Gaffat bei Debra Tabor [**11**] am 15. März 1862 zur Festungsstadt Magdala [**12**]. Nachdem sie den Kaiser im Kriegslager auf der Hochebene Edschebet bei den Kollo-Bergen erreicht hatten,



ÄGYPTEN
AR FUR UND ABESSINIEN.
Maßstab - 1 : 12,000,000.
Kilometer.
Ägypten
Ital. Interessensphäre
Brit. Besitz
Französ. Besitz
DIE SCHWEIZ
Maßstab der Hauptkarte.
ALEXANDRIA
Kairo
Jerusalem
Totes Meer
Port Said
Libysches Wüsten - Plateau
Oase Siwah
Sinai
MITTEL ÄGYPTEN
OBER-ÄGYPTEN
Siut
Kosser
Assuan
Libysche Wüste
Ammonien
Oase Dachel
ÄGYPTEN
NUBIEN
Dongola
Berber
Suakin
Massaua
Chartum
Omdurman
Kassala
Sennar
KORDOFAN
El Obeid
ÄGYPT. SUDÂN
DÂR FÛR
ABESSINIEN
SCHOA
Faschoda
Bahr el Ghasal
Bahr el Arab
Dschidda
El Medina
Mekka
Bahr el Abiad
Schekka
Insel Meroe
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17



Eine Gruppe mit Heuglin, Steudner und dem Jäger Schubert bestieg Ende September 1861 den Zad'-Amba. Sie trafen auf Mönche, selbst Gemsjäger nahmen den beschwerlichen Weg kaum auf sich: „Mit Händen und Füßen uns anklammernd, oft durch das dicht verwachsene Gestrüpp auf dem Bauche kriechend, bald durch schachtähnliche Felsenrisse wie Schornsteinkehrer senkrecht hinaufklimmend..." (Steudner in Mitteilungen an H. Barth)

ließ dieser sie jedoch zunächst nicht frei weiterreisen. Die Gruppe wurde Zeuge brutaler Plünderungen. Nach dreiwöchigem Aufenthalt durften sie am 25. April 1862 zusammen mit dem Dessauer Botaniker und Zeichner Christoph Eduard Zander aufbrechen. Heuglin und Steudner hatten im Unterschied zu Munzinger und Kinzelbach ab Adua die geplante Route verlassen und nutzten die kreuz und quer durch das nördliche Abessinien führende Suche nach dem Kaiser zu systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen. Steudner gewährte den Einheimischen und seinen Expeditionskollegen wiederholt medizinische Hilfe. Aber auch er selbst hatte mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Am Tanasee **[13]** vorbei kamen sie unterhalb der Einmündung des Rahad **[14]** zum Blauen Nil, über den sie schließlich am 6. Juli 1862 Khartum **[15]** im Sudan erreichten. Hier erfuhren sie, dass Heuglin wegen seiner „Eigenmächtigkeit" die Leitung der Expedition – und damit die finanzielle Unterstützung – entzogen worden war. Während eines mehrmonatigen Zwangsaufenthalts unternahmen Heuglin und Steudner auf den Spuren des österreichischen Botani-

kers Theodor Kotschy zunächst eine dreiwöchige Reise nach Kurdufan. Sie erhofften sich von dem angenehmeren Klima auch gesundheitliche Besserung.

Auf Einladung der holländischen Hofdame und Abenteurerin Alexandrine Tinné beteiligten sie sich ab dem 25. Januar 1863 an deren Expedition nach den im Südwesten Sudans gelegenen und bis nach Zentralafrika reichenden Quellgebieten des Weißen Nils. Steudner war begeistert von der guten Ausrüstung Tinnés, die einen Dampfer für ein Jahr gemietet hatte und der Barken, 150 Träger, Leibwächter und 40 Maultiere zur Verfügung standen. Die Reise führte stromaufwärts in den Bahr al-Ghazal (Gazellenfluss), der am 5. Februar 1863 erreicht wurde. Die Gebiete entlang des Gazellenflusses waren sumpfig und verseucht mit Malaria-Mücken. Am 25. Februar 1863 erreichte man den Rek-See **[16]** (Meschra er Rek) im Quellgebiet des Gazellenflusses. Viele Expeditionsmitglieder erkrankten. Heuglin und Steudner erhielten den Auftrag, einen Landweg zum angrenzenden, gesünderen Gebirge zu suchen. Wegen der nahenden Regenzeit war Eile geboten – man musste auch verlorene Zeit aufholen, weil die Damen nicht auf Luxus verzichten wollten und an Land in Sänften getragen werden mussten. In der Nähe des Djurflusses bei Waw **[17]** im südwestlichen Sudan erkrankte Steudner an „Gallenfieber“



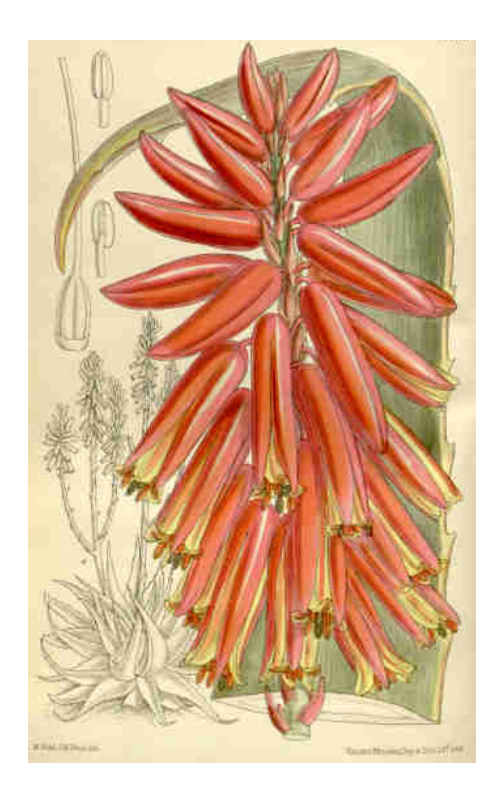
Die Expeditionsgruppe von Heuglin (ganz rechts sitzend und Wasserpfeife rauchend) und Steudner (im Bild links neben Heuglin).

(eine Diagnose, die früher häufig im Zusammenhang mit Typhus gestellt wurde) und verstarb nach drei Tagen. Seine Kameraden bestatteten ihn unter einer Baumgruppe nahe dem Fluss. Mit Steudner verlor die Gruppe nicht nur einen wichtigen Naturforscher, sondern auch den Arzt. Weitere 4 der 9 Expeditionsmitglieder starben in der Folgezeit. Die Expedition konnte deswegen nicht alle Ziele erreichen. Sie wurde später von Georg Schweinfurth vollendet. Die umfangreichen Ergebnisse der Tinnéschen Expedition auf botanischem Gebiet publizierte Theodor Kotschy 1865 unter dem Titel „Plantae Tinneanae“. Die Expedition von Heuglin und Steudner war seinerzeit umstritten. Sie hatte das eigentliche Ziel, Vogel zu finden, verfehlt – auch Munzinger und Kinzelbach mussten schließlich dessen Tod konstatieren. Es war auch Steudner zu danken, dass stattdessen eine überaus große Zahl wichtiger

botanischer, mineralogischer und faunistischer Studien sowie kartografische Arbeiten durchgeführt werden konnten. Sie hatten eigenverantwortlich entschieden, die aussichtslose Suche nach Vogel abzubrechen und dafür den wissenschaftlichen Untersuchungen den Vorrang zu geben. Die Expedition wurde v. a. von Alfred Brehm verteidigt. Es sei vermerkt, dass Steudner mit privaten Mitteln von 500 Talern pro Jahr die Reise erst mit ermöglicht hatte und auch dieser Beitrag nach der Routenänderung gesperrt wurde.

Steudner leistete unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen und von Krankheiten geplagt in der Kürze der ihm zur Verfügung stehenden Zeit mit seinen Expeditionskameraden wichtige Pionierarbeit. Er gehörte zu den ersten Opfern der deutschen Afrikaforschung des 19. Jahrhunderts. Die von ihm verfassten Berichte in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde" und der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" besaßen große Bedeutung, weil viele der bereisten Gebiete von keinem Botaniker vor ihm erforscht worden waren. Er schilderte auf lebendige Weise jedoch nicht nur die Natur, sondern zudem Land und Leute, sodass die Berichte auch einen hohen ethnologischen Wert besitzen. Karl Koch wurde von Heuglin gebeten, Steudners Aufzeichnungen und Sammlungen auszuwerten. Ein Teil der naturhistorischen Sammlung ging nach Görlitz. Steudners Beobachtungsgabe sind bemerkenswerte Entdeckungen zu verdanken. An ihn erinnern die Namen vieler Pflanzenarten („Steudneri"; „Steud" ist dagegen dem Botaniker Ernst Gottlieb von Steudel zuzuordnen) sowie der Zwergwüstengecko („Tropiocolotes Steudneri", 1869 von Wilhelm Peters beschrieben). Karl Koch hatte schon 1862 die Gattung „Steudnera K. Koch" aus der Familie der Aronstabgewächse nach Steudner benannt. Wilhelm Stricker erinnerte im „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin" von Rudolf Virchow im „Ärztlichen Nekrolog 1863" an ihn. Die von Steudner gesammelten Pflanzen befinden sich heute in international bedeutenden Herbarien, darunter in der Sammlung afrikanischer Gewächse im Botanischen Museum Berlin-Dahlem, in den Kew Royal Botanic Gardens London, im Natural History Museum London, Muséum national d'histoire naturelle Paris, Swedish Museum of Natural History Stockholm und South African National Biodiversity Institute, National Herbarium Pretoria. Die gefundenen Gesteine hatte Steudner an Alexander Sadebeck gesandt, der sie der Deutschen Geologischen Gesellschaft zugänglich machte. Eine Insektensammlung ging an das Zoologische Museum Berlin.

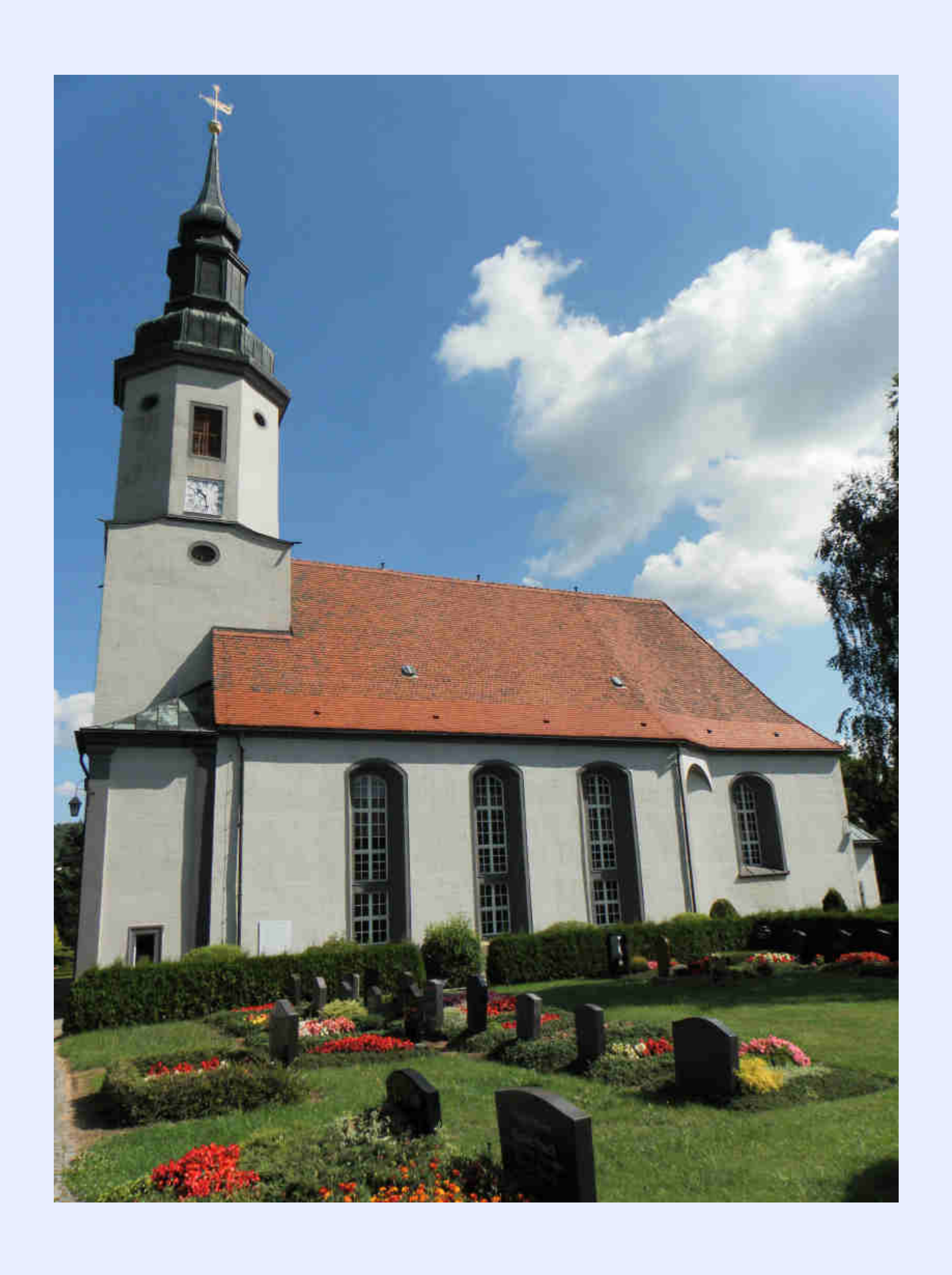
Steudner hatte nie die Bindungen nach Görlitz verloren. Er war Ehrenmitglied der Naturforschenden



„Aloe steudneri“ kommt in Eritrea und Äthiopien im felsigen Semien-Gebirge in Höhen um 3000 Meter vor. Hermann Steudner hatte hier das Typusexemplar gesammelt.

Gesellschaft, die aus seinem Nachlass Briefe aus Afrika an seine Mutter aufbewahrt. Görlitz gedachte dem früh Verstorbenen mit einem am 15. Oktober 1874 unweit des Parkhäuschens im Stadtpark enthüllten Denkmal. Es entstand auf Initiative und auf Kosten der Mutter kurz vor ihrem eigenen Tod und bestand nach dem Entwurf des Berliner Bildhauers Eduard August Lürssen aus einem Obelisk, einer darauf stehenden marmornen Porträtbüste sowie zwei seitlichen Sphinxen. Die später angebrachte Bronzebüste fiel im Zweiten Weltkrieg dem Metallbedarf der Rüstungswirtschaft zum Opfer. Der Obelisk blieb erhalten und trägt noch immer seinen Namen. Die Reste des Denkmals stehen heute an der westlichen Friedhofsmauer.

Quellen: „Zur hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages von Hermann Steudtner“. In: Martin Noack, Niederschlesische Heimatblätter, 1928–1939; Friedrich Ratzel: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 155–156; Löwenberger Heimatgrüße (Goldammer-Verlag Würzburg): Heinz Kulke, „Der Frühvollendete – Zum 100. Todestage Hermann Steudners, des aus Greiffenberg stammenden Afrikaforschers“ (08/63), S. 3–5, „Dr. Hermann Steudner – der Afrikaforscher aus Greiffenberg“ (09/72), S. 10–11, „Die Sippe der Steudner aus Greiffenberg“ (03/80), S. 10–11; Karl Heinrich Emil Koch: „Nachruf“. Wochenschrift des Vereines zur Beförderung des Gartenbaues in den Königlich preussischen Staaten, Wiegandt & Hempel, Nr. 30, Berlin, 25.7.1863, S. 1; „Personalnotizen“. Plant Systematics and Evolution, Springer Wien, Bd. 11, H. 3, 1861, S. 101–102 u. Bd. 13, H. 1, 1863, S. 335–337; Ernst Haeckel: „Entwicklungsgeschichte einer Jugend, Briefe an die Eltern 1852/1856“ (8.2., 17.2., 27.2., 1.6.1853). Leipzig, KF. Köhler, 1921; Karl Heinrich Emil Koch: Wochenschrift des Vereines zur Beförderung des Gartenbaues in den Königlich preussischen Staaten, Wiegandt & Hempel, Berlin, 25.7.1862, S. 115; Dr. Clemens Wimmer: Mitteilungen, Bücherei des Deutschen Gartenbaues e.V. Berlin; Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 1907; Annelore Rieke-Müller: „Der Blick über das ganze Erdenrund – Deutsche Forschungsreisen und Forschungsreisende im 19. Jahrhundert bis zur Deutschen Afrika-Expedition 1860–1863“. Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 22, Heft 2–3, S. 113–123, Wiley-VCH Verlag GmbH & Co. KGaA, Weinheim, 1999; Dr. Schindler: „Nekrolog. Vorgetragen zur Hauptversammlung im October 1863“. In: Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, Bd. 12, S. 201–205, 1865; Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, Bd. 13, S. 8, 1868; Bo Beolens et al: „The Eponym Dictionary of Reptiles“. JHU Press, 2011; Würzburger Abendblatt, 23.2.1854; Steudners Reiseberichte; Universitätsarchive Würzburg und Jena, Mitteilungen 29.9.2007 bzw. 24.9.2015



Der Turm der Putzkauer Kirche wurde von 1701 bis 1707 zu Johann Heinrich Stöckhardts Amtszeit errichtet.

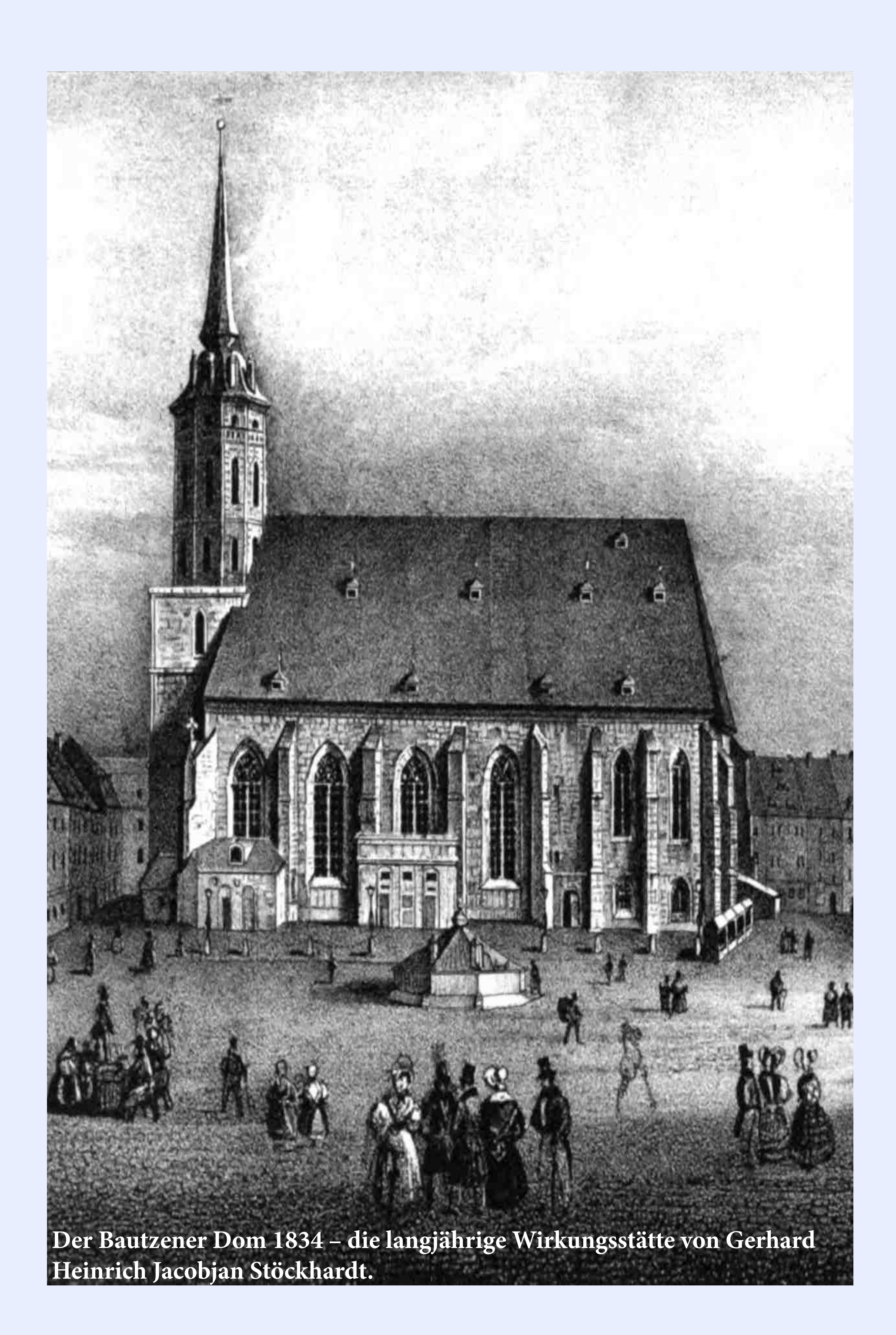
Stöckhardt, Johann Heinrich

Magister, Philologe und Pfarrer in Putzkau
13.07.1657 Miltitz – 14.08.1711 Putzkau

V: Johann Gerhard (*um 1626 Dresden, †1691 Brinnis), Pfarrer in Miltitz und Brinnis; M: Martha geb. Schütze (*2.10.1632 Friedrichswalde), Pfarrerstochter; G: David (*3.10.1658 Miltitz, † jung), Esther Catharina (*19.11.1661 Miltitz, †1744, verh. mit Christian Laurentii, Pfarrer in Papstdorf und Wehlen, deren Tochter Esther Christiana verh. mit Pfarrer Johann Gottfried Metzner in Neukirch), Gottlieb (*5.4.1664 Miltitz, †1742, Pfarrer in Lauterbach, verh. mit Dorothea geb. Metzner aus Neukirch); E: 16.10.1683 Putzkau, Margareta Elisabeth geb. Hentschel (*1662 Putzkau, †1709 Putzkau); K: Johann Jacob (*1684 Putzkau, †1721, ab 1711 Pfarrer in Putzkau), Johanna Margaretha (*1685 Putzkau, verh. mit Christian Jentsch, Archidiakonus in Bischofswerda), Johann Gerhard (*28.7.1686 Putzkau, †19.4.1745 Schwarzbach, Pfarrer in Dobra, Thierbaum und Schwarzbach), Henriette Catharina (*1688, verh. mit Christoph Friedrich Faber, Pfarrer in Klix), Esther Martha (*1693, † jung), Johann Gottfried (*1697/1698 Putzkau, †2.10.1759 Saaleck, Pfarrer in Saaleck), Johanna Catharina (*1700, verh. mit Johann Balthasar Lange, Pfarrer in Reichwalde und Neschwitz)

Der spätere Begründer des Putzkauer Zweiges der Gelehrtenfamilie Stöckhardt besuchte ab 1665 die Kreuzschule Dresden. Ab 1670 absolvierte er – wie später sein Bruder Gottlieb (Begründer des Lauterbacher Zweiges) – die Fürstenschule Grimma. An der Universität Leipzig verteidigte Stöckhardt 1678 seine „Dissertatio de blanda mulierum rhetorica, occasione axiomatis Richteriani publicae eruditorum censurae & ventilationi expositai“ bei Georg Schultze zur Redekunst der Frauen. 1679 leitete er selbst die Prüfungskommission Philologie zur Magisterarbeit von Johann Michael Reinhold aus Freiberg. Seine Studien schloss Stöckhardt 1680 mit der „Publica et solemnis misericordiae divinae promulgatio“ über die „göttliche Barmherzigkeit“ bei Professor Georg Möbius ab. Am 27. September 1683 wurde er Substitut und 1685 in der Nachfolge seines Schwiegervaters, Jakob Hentschel, Pfarrer in Putzkau. 1687 gehörte er zur Erbengemeinschaft, die das großväterliche Haus in Dresden, zwischen Kreuzkirche und Frauenkirche gelegen, an die Familie Schaffhirt verkaufte. Putzkau war seinerzeit dem Freiherrn von Friesen verpflichtet. Als dessen Ehefrau Maria Margaretha 1689 starb, hielt Stöckhardt eine vielbeachtete Leichenpredigt. Von 1701 bis 1707 leitete er die Rekonstruktion der Putzkauer Kirche mit dem Anbau des steinernen Turms. An Stöckhardt erinnerte lange außen an der Südseite der Kirche das Epithaphium VIXIT, VICIT, VIVIT („Jesus hat gelebt, gesiegt und lebt“). Drei seiner Söhne und viele weitere Nachfahren wurden wiederum Pfarrer, darunter sein Urenkel Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt in Bautzen.

Quellen: S. 412 ff.



Der Bautzener Dom 1834 – die langjährige Wirkungsstätte von Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt.

Stöckhardt, Gerhard Heinrich Jacobjan

Magister, Pastor, Philologe und Freimaurer
28.03.1772 Schwepnitz b. Königsbrück – 28.10.1830 Bautzen

V: Johann Gottrau (*4.10.1717 Putzkau, †15.5.1791 Schwepnitz), wuchs bei seinem Stiefvater Jacob Barthel in Bischofswerda auf, Gymnasium Freiburg und 1731–1737 Bautzen, Universität Leipzig, 1741 Hospitalprediger und Mädchenlehrer in Königsbrück, 1742 Pfarrer in Schwepnitz mit Kosel und Grüngräbchen; M: Johanna Sophia geb. Hoffmann (*1734, †7.9.1820 Klitzschen), Pfarrerstochter aus Glaubitz; G: Halbgeschwister (1. Ehe des Vaters) Esther Johanna Christiana (*2.12.1754 Schwepnitz, †6.12.1754 Schwepnitz), Gerhard Samuel (*28.9.1756 Schwepnitz, †17.6.1758), Schwester (2. Ehe des Vaters) Esther Theodora (*14.10.1763 Schwepnitz, †18.3.1813, verh. mit Pfarrer Carl Gottlob Meyer in Klitzschen); E: (1) 9.7.1799 Oelsnitz, Johanna Juliane Theophila geb. Pinder (*27.4.1772 Oelsnitz, †16.3.1811 Bautzen, Tochter des Bürgermeisters Johann Christoph Pinder in Adorf), (2) 1812 Bautzen, Erdmuthe Wilhelmine geb. von Leonhardi (*1.4.1778 Weida, †4.3.1820 Bautzen, Tochter des holländischen Flottenkapitäns und ehemaligen Gouverneurs von Ceylon Commodore von Leonhardi und Stieftochter von George Leonhard von Sperl auf Gräfendorf), (3) 29.4.1821 Pirna, Henriette geb. Wintruff (*1793 Weida, †12.10.1834 Pirna, Tochter des Advokaten Daniel Christoph Wintruff); K: (1. Ehe, 4 Söhne und 1 Tochter) Gerhard Julius (*20.12.1800 Glauchau, †1.6.1825 Bautzen, Mitglied der Lausitzer Predigergesellschaft, designierter Bürgerschullehrer und Freimaurer in Bautzen), Heinrich Robert (*11.8.1802 Glauchau, †10.10.1848 St. Petersburg, Professor für römisches Recht), Hermann Eduard (*24.10.1803 Glauchau, †24.12.1845 Lichtenstein, Gymnasium Bautzen, Kaufmann in Glauchau, Bautzen, Waldenburg und Lichtenstein), Gustav Albin (*20.2.1805 Bautzen, †11.2.1855, Dr. med., Gymnasium Bautzen, Lehre an der Ratsapotheke Bautzen, Medizinstudium in Leipzig, Assistent bei Carl Gustav Carus, Verdienste als praktischer Arzt in Glauchau während der Cholera-Epidemie 1848), Aurora (1807–1809 Bautzen), (2. Ehe, 4 Söhne) Ernst Hermann (*1812 Bautzen,† früh), NN († früh), Hermann Constanz (*7.10.1814 Bautzen, †8.11.1875 Dresden, Gutsverwalter, Versicherungsinspektor in Mannheim, Wien, Pest und Dresden), Ernst Theodor (*4.1.1816 Bautzen, †27.3.1898 Bautzen, Agrarwissenschaftler)

Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt wurde als jüngstes von vier Kindern des Schwepnitzer Pfarrers Johann Gottrau Stöckhardt geboren. Sein Vater, ein Sohn des Putzkauer Pfarrers Johann Jacob Stöckhardt und Enkel von Johann Heinrich Stöckhardt, machte ihn schon früh mit Latein und Griechisch vertraut und vermittelte ihm so die Aufgeschlossenheit für fremde Sprachen. Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt lernte in seiner Kindheit und Jugend früh Not und Entbehrungen kennen. Brände und harte Winter betrafen die ganze Gemeinde. Die Pfarrersfamilie litt unter Erkrankungen des Vaters und Verlusten durch Einbruch.

Stöckhardt besuchte ab 1787 das Gymnasium in Bautzen, zunächst unter dem als Lateiner gerühmten Rektor Christoph Jeremias Rost und 1790/91 unter Karl August Böttiger, einem Philologen, Altertumsforscher und Schriftsteller der

Aufklärung. Böttiger lehrte Stöckhardt die englische Sprache. In dieser Zeit erwachte auch sein Interesse an allem Italienischen. Die Anregungen dazu erhielt er von Johann Gottlieb Cober, von 1762 bis 1792 Konrektor in Bautzen. Cober war als vormaliger Hauslehrer noch lange in Verbindung zum ehemaligen sächsischen Gesandten in Rom Johann Ludwig Graf von Bianconi geblieben und galt als ausgewiesener Philologe. Für ihn verfasste Stöckhardt 1797 den Nachruf „Canzone alla morte di Cobero". Für seine schulischen Leistungen erhielt Stöckhardt eine Ratsmedaille. Mit Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost, Philosophieprofessor in Leipzig und Sohn des Bautzener Schulrektors, blieb er auch später noch in Kontakt, ebenso mit Karl August Böttiger.

Kurz nach dem Tod des Vaters im Jahre 1791 begann Stöckhardt sein Studium an der Universität Leipzig. Durch Vermittlung des späteren Ministers von Burgsdorff und seines Professors Christian Gottlieb Seydlitz erhielt er dafür ein königliches Stipendium. Zu seinen Lehrern zählten neben Seydlitz Ernst Platner, Karl Adolf Caesar und Karl Heinrich Heydenreich aus Stolpen in der Philosophie, Christoph Friedrich Loesner in der Philologie sowie Samuel Friedrich Nathanel Morus, Gottlieb Immanuel Dindorf, Karl August Gottlieb Keil, Christian Gottlieb Kühnöl, Karl Christian Palmer, Johann Georg Rosenmüller, Gottlieb Samuel Forbiger und der aus Kamenz stammende Johann Friedrich Burscher in der Theologie. Stöckhardt schloss sich der „Societas Philologica Lipsiensis" von Christian Daniel Beck an, wo er Karl Gottfried Siebelis kennenlernte. Durch seinen Vater geprägt, der selbst noch in sorbischer Sprache gepredigt hatte, gehörte Stöckhardt der Lausitzer Predigergesellschaft als außerordentliches Mitglied an. 1793 verteidigte er seine Magisterarbeit „Commentatione de poësi cum philosophia arctissime coniuncta" bei Karl August Gottlieb Keil. Anschließend wollte sich Stöckhardt als Privatdozent für Philosophie, Philologie und Kunsttheorie habilitieren. Zudem predigte er an der Thomaskirche und der Paulinerkirche. Auch der damals berühmte Literaturkritiker Giralomo Tiraboschi war schon auf ihn aufmerksam geworden. Sie korrespondierten regelmäßig und Tiraboschi vermittelte 1793 Stöckhardts Aufnahme in die „Societa de' Volschi".

1794 berief Graf Carl Heinrich von Schönburg auf Empfehlung Dindorfs Stöckhardt zum Privatlehrer der einzigen Tochter des Hauses, Renate Auguste Louise Henriette (1783–1859), nach Vorder-Glauchau/Wechselburg. Stöckhardt verzichtete daraufhin auf die Fortsetzung seiner universitären Karriere. Sein Werdegang verlief damit ähnlich wie der eines Cousins seines Vaters, des fast 40 Jahre als Diakon in Glauchau und Pastor in Gesau wirkenden Gottfried Gerhard

Stöckhardt (1721–1788). Dieser war ebenfalls nach seinem Studium in Leipzig zunächst beim Grafen von Schönburg Hauslehrer, und er war gleichfalls schriftstellerisch tätig. Mit den Schönburgs hielt sich Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt oft in Dresden auf und er nutzte diese Gelegenheiten, um seine Italienisch-Kenntnisse zu vertiefen. Zudem wurde er häufig mit der Korrespondenz des Grafen in Französisch und Englisch betraut. Zu Schönburgs engen Bekannten gehörte dessen vormaliger Hofmeister Christian Gottfried Körner. Vermutlich durch Schönburg und Körner kam Stöckhardt erstmals mit der Freimaurerei in Berührung. In dieser Zeit erwarb er sich mit der Herausgabe und sachkundigen Kommentierung italienischer Lesebücher von Giovanni Boccaccio („Scelta delle migliori novelle di Boccaccio con annotazione", 1794) und Ludovico Ariosto („Le commedie in prosa, l'erbolato e le lettere di Lodovico Ariosto", 1798) einen Namen als Philologe. 1799 wurde Stöckhardt zum Archidiakonus in Glauchau und Pastor an die Filialkirche in Gesau bestellt.

Im Jahre 1804 kehrte Stöckhardt als Pastor Secundarius und Mittagsprediger an der Hauptkirche St. Petri nach Bautzen zurück. Pastor Primarius war hier Friedrich Wilhelm Janson Sartorius. Vertrauensvoll arbeitete Stöckhardt an der Simultankirche St. Petri mit dem katholischen Bischof Franz Georg Lock zusammen. Im Dom St. Petri wurden während des napoleonischen Kriegs 1813 Verletzte versorgt und Kriegsgefangene festgehalten. Stöckhardt half wiederholt als Dolmetscher. Anlässlich der Feier zu seiner 25-jährigen Amtseinführung im Jahre 1824 wurde seine „Begeisterung für alles Heilige auf dem Weg durchs irdische Leben" hervorgehoben. Stöckhardt erwarb sich große Verdienste um seine Gemeinde mit der Ausarbeitung des neuen Gesangbuches („Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder", 1826) und um den theologischen Nachwuchs mit der Einrichtung einer „Uebungsanstalt in theologischen Wissenschaften" für die Mitglieder des Predigerkollegiums im Bautzener Bezirk (1828): „...mit einem zweckmässigen Plane zur Errichtung solcher Anstalten, wodurch die Candidaten des Predigtamtes in der Oberl. zur Führung geistlicher Aemter zweckmässig vorbereitet werden können ...". Dem Magistrat der Stadt Bautzen diente Stöckhardt um 1829 als geistlicher Schulinspektor.

Eine bedeutende Rolle in Stöckhardts Leben spielte die Freimaurer-Loge „Zur goldnen Mauer". Sie war 1802 auch als Bildungsstätte für das aufstrebende Bautzener Bürgertum vom damaligen Rektor des Gymnasiums, Ludwig Gedike, gegründet worden. Die Logenbrüder bemühten sich stets um das Allgemeinwohl; sie waren mildtätig und gründeten ein Privatseminar zur Ausbildung von Volks-



Der Dom in Bautzen.

schullehrern. Unter dem Meister vom Stuhl August Gotthilf Taube wurde Stöckhardt 1805 in die Loge aufgenommen. Schnell stieg er auf, wurde schon 1806 in den 3. Rang befördert und stand ihr nach Taubes Tod 1816 für mehr als 13 Jahre als Meister vom Stuhl vor. Die große Bedeutung der Freimaurer für das Bautzen des 19. Jahrhunderts ist den Namen ihrer Mitglieder zu entnehmen, zu denen beispielsweise Karl Siegmund Bornemann (Direktor der Bürgerschule), Friedrich August Adolph von Gersdorf (Oberamts-Regierungs-Präsident), Heinrich Gottlob Gräve (Historiker), Ernst Friedrich Hartz (späterer Bürgermeister), Ernst Gottlob Monse (Druckereibesitzer), Gottlob Heinrich Ohle (Medizinprofessor in Dresden),

Karl Benjamin Preusker (Bibliotheksgründer), Karl Gottfried Siebelis, Friedrich August Treutler (Professor der Naturgeschichte in Dresden) sowie die späteren Professoren für römisches Recht bzw. Agrarwissenschaft, Stöckhardts Söhne Heinrich Robert Stöckhardt und Ernst Theodor Stöckhardt gehörten. Besonders bekannt wurde die Freimaurerloge „Zur goldnen Mauer" – noch zu Taubes Zeiten – während der Befreiungskriege gegen Napoleon. Obwohl Sachsen auf der Seite Napoleons stand, empfing man Gebhard Leberecht von Blücher und August Neidhardt von Gneisenau im September 1813 festlich: Die beiden Führer der Schlesischen Armee gehörten der nationalen Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln" an. Blücher hielt bei diesem, seinem zweiten Besuch in Bautzen in einem Jahr die berühmte, von Vaterlandsliebe und humanitärer Gesinnung zeugende Rede. Zum Schluss trank man auf das Wohl der beiden (gegnerischen) Könige. Im Jahre 1820 gründete Stöckhardt auf Veranlassung des Repräsentanten der Freimaurer-Landesloge und späteren Landesgroßmeisters Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf zusammen mit Bischof Lock den freimaurernahen Ortsverein „Rath und That", der sich der sozialen Fürsorge und öffentlichen Wohlfahrt verpflichtet sah. Dem Verein gehörten anfangs 25, ein Jahr später 126 Mitglieder an. Großes Ansehen erwarben sich die Bautzener Freimaurer unter Stöckhardt, als sie 1827 Hilfe für die Geschädigten des Stadtbrandes organisierten. Ab 1827 gaben Seminardirektor Pomsel, Zeichenlehrer von Gehrsheim und Schlossapotheker Eduard Paeßler Handwerkslehrlingen in einer Sonntagsschule unentgeltlich Unterricht. Diese Schule wurde zur Keimzelle für die Bautzener Industrie- und Gewerbeschule, der Verein „Rath und That" für die Kinder-Arbeitsschule und die Kinderbewahranstalt.

Von den vielen Schriften, Übersetzungen sowie Gedichten Stöckhardts sind die 1811 erschienene „Sprachlehre für Italienisch-Lehrer mit Lesebuch für Schüler" und das ab 1801 mehrfach aufgelegte Deutsch-Italienische Wörterbuch „Dizionario portatile, italiano – tedesco, e tedesco-italiano" hervorhebenswert. Die Sprachlehre wurde seinerzeit gerühmt, wie gewissenhaft der Verfasser bemüht war, seine Theorie mit der Anwendung zu verbinden. Noch 1838 schrieb Felix Mendelssohn Bartholdy an den Verlag, um ein Exemplar des Wörterbuchs zu erhalten. Seine Kenntnisse des Italienischen brachte Stöckhardt auch anlässlich von Festlichkeiten zur Verherrlichung der sächsischen Königsfamilie zur Geltung. Die von Friedrich August dem Gerechten in Auftrag gegebene Kantate „Albino und Tajo" wurde anlässlich der Vermählung von Maria Josepha Amalia von Sachsen mit dem spanischen König Ferdinand am 29. August 1819 im großen Königlichen Konzertsaal

aufgeführt. Die Übersetzung des allegorischen Stücks mit Bezug zur Elbe stammte von Theodor Hell, die Musik von Hofkapellmeister Francesco Morlacchi und den königlichen Kammersängern um Sassaroli und Benincasa. Stöckhardt schrieb zudem für die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, die Leipziger Literaturzeitung und das Neue Lausitzische Magazin.

Für seine Verdienste wurde Stöckhardt 1826 mit der Aufnahme in die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften geehrt. Er war außerdem Ehrenmitglied der Großen Landesloge von Sachsen sowie der nationalen Loge „Zu den drei Weltkugeln". Vom 25. bis 27. Juni 1830, wenige Monate vor seinem Tod, konnte Stöckhardt noch an den Feierlichkeiten in Bautzen zum 300. Jahrestag der Augsburger Konfession teilnehmen. Am zweiten Tag predigte er: „Wie wir unsere Kinder zum Festhalten an der evangelischen Lehre ermuthigen sollen". Heinrich Robert Stöckhardt verfasste einen Lebenslauf seines Vaters, der im Neuen Lausitzischen Magazin als Nekrolog gedruckt wurde. Hermann Arthur Lier erinnerte an ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt ist namentlich auf der großen Glocke des Domes St. Petri verewigt. Das Stadtmuseum Bautzen besitzt ein von Friedrich Freiherr von Gersheim gemaltes Porträt.

Quellen: Nekrolog im Neuen Lausitzischen Magazin, IX, S. 435–443; Lindner und Hersch (Bearb.): „Das Gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden Gelehrten Teutschlands" (17. Nachtrag zur 4. Ausg.). Lemgo, Verlag der Meyerschen Hof-Buchhandlung, 1825; Gottlieb Friedrich Otto: „Lexikon der seit dem fünfzehenden Jahrhunderte verstorbenen und jetztlebenden Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler". Burkhart Görlitz, Bd. 3, S. 336–337, 1803; Hermann Arthur Lier: „Gerhard Heinrich Jacobian Stöckhardt". Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 287–288; Reinhold Grünberg (Bearb.): „Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsens (1539–1939)". Verlagsanstalt Ernst Mauckisch Freiberg, 1940; Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 66, S. 526–527, Januar-März 1799; Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 42, S. 329–336, 27. Februar 1812; Nr. 203, S. 1620–1621, 1825; S. 214, März 1831; „Stammtafel der Familie Stoeckhardt, Putzkauer und Lauterbacher Zweig, den Verwandten zu Lieb zusammengestellt und mit Erläuterungen auf Grund handschriftlicher Mittheilungen und sonstiger Quellen-Nachweise versehen von Prof. Dr. Ernst Theodor Stoeckhardt". Wagner Weimar, 1883; The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints; Karin Stöckhardt, Mitteilungen; Dr. Schubart: „Zur Geschichte des Gymnasiums in Budissin". E.M. Monse, 1863; Martin Reuther: „Oberlausitzer Forschungen: Beiträge zur Landesgeschichte". Koehler & Amelang, 1961; Richard Wilhelm: „Die Glocken der Stadt Bautzen". 1917; Katalog der Gemäldesammlung Stadtmuseum Bautzen, 1954; Leipziger Zeitung, 25.9.1820; Michael Wetzel: „Carl Heinrich III., Graf von Schönburg". Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky; Archivverbund Bautzen, Stadtarchiv, 66001 Verein Rat und Tat, lfd. Nr.; Morgenblatt für gebildete Leser, Bd. 13, Cotta'sche Buchhandlung, 1819; „Beschreibung der Feierlichkeiten, welche am dritten Jubelfeste der Augsburger Confession den 25., 26. und 27. Juni 1830 im Königreich Sachsen stattgefunden haben: nebst einigen Jubelpredigten und Angabe der zu diesem Feste in Sachsen erschienen Schriften". J.F. Glück, 1830

Ein ernstes Wort ward unserm Bund gesprochen,
Verwaist steht er von seinem Oberhaupt! —
Ein Glied der Kette ward in Ihm zerbrochen,
Ein Bruderherz hat uns der Tod geraubt!

Es war wie wir in einen Kreis geschlungen,
Der bis nach Westen hin zum Grabe reicht;
Hat uns geliebt — gekämpfet und gerungen —
Geglaubet — und die Palme dort erreicht!

Nun sehn wir den Vollendeten im Glanze,
Wie keiner unsre Erdennacht erhellt,
Und schauen Ihn in Seinem Siegeskranze,
Als den Bewohner einer höhern Welt!

Was Er als Lehrer und als Mensch gewesen,
Als Meister in der Säulen Doppelreihn,
Das wird man tief in unserm Innern lesen,
Und Ihm ein Denkmal unsrer Liebe seyn!

Sie war ja stets in allen Seinen Leiden
Das Loos, nach dem Sein Herz in Stillem rang;
Und traun! — der Mann ist wahrlich zu beneiden,
Dem es wie. Ihm um diesen Preis gelang.

Er hat vollendet Seiner Laufbahn Stufen,
Zum ew'gen Osten leitet Ihn der Stern,
Wo Brüder Ihm verklärt entgegen rufen,
Der Aar nun weilet — und das Leiden fern!

Vermagst Du einen Tropfen Deiner Labe.
Vollendeter! — so senk ihn in das Herz
Der Deinen, die gebeugt an Deinem Grabe
Mit Wehmuth kämpfen und gerechtem Schmerz!

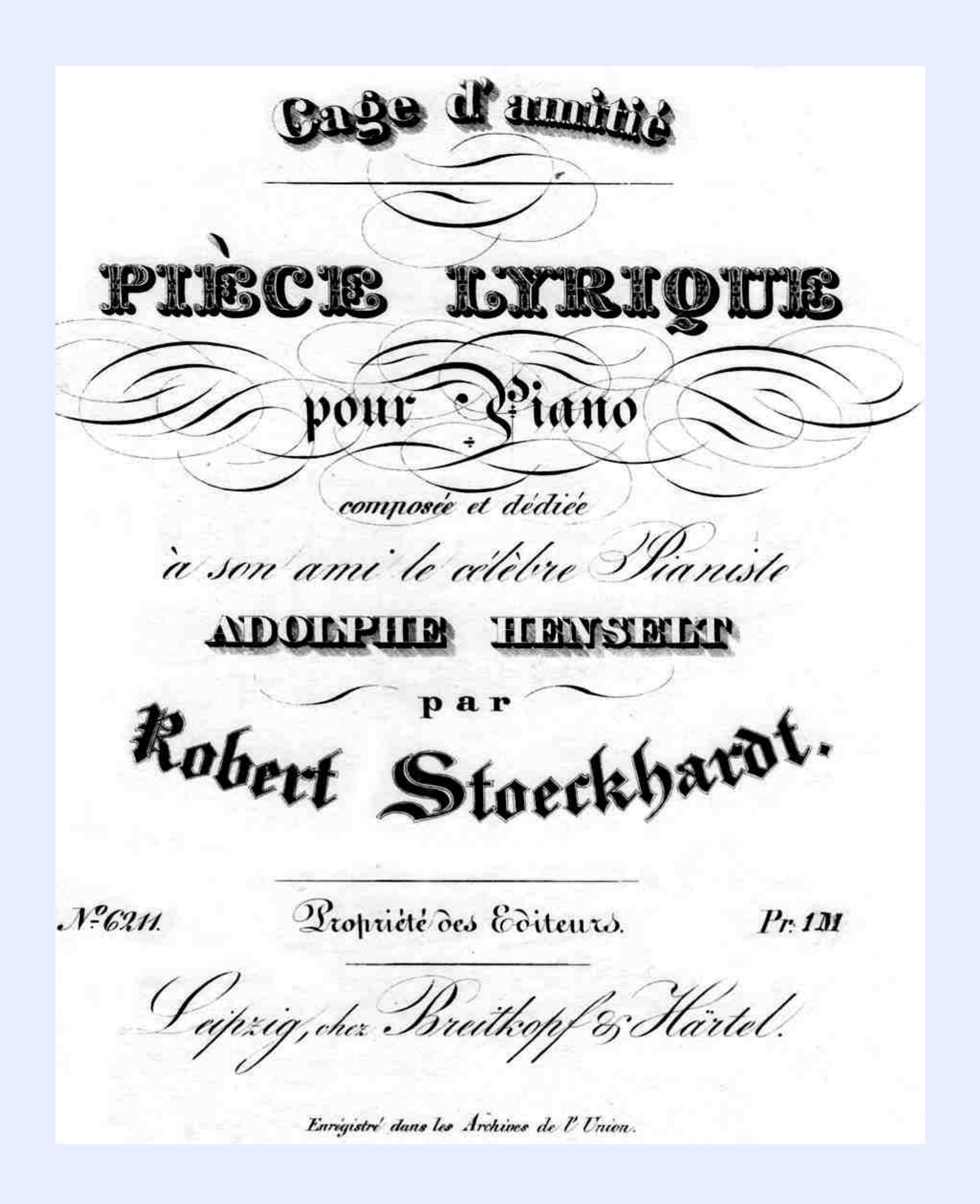
Wir haben Viel, doch Sie weit Mehr verloren!
Still steht ein Herz, um das die Liebe weint
Zu Gatten- und zu Vaterglück geboren,
War Grofses Ihm und Schönes gleich vereint!

Doch auch von dort, wo Geister Ihn begrüfsen,
Schaut noch Sein Auge liebevoll zurück;
Er fleht zu Seines Herrn und Meisters Füfsen
Für Seiner Lieben. Seiner Brüder Glück;

Und segnet uns, ein Hirt, mit frommen Munde,
Der Seine Herde treu im Busen trägt,
Bis einst auch uns die ernste, grofse Stunde
Zur herrlichen Vereinung liebend schlägt!

Ihrem vollendeten Meister Gerhard Heinr. Jacobjan Stöckhardt. Die Brüder der Loge zur goldnen Mauer, E. G. Monse Bautzen, 1.11.1830.

Quellen zu den Freimaurern:
Sanct Johannis Freimaurer-Loge zur goldnen Mauer, Mitgliederverzeichnisse 1805, 1806, 1808, 1816, 1819, 1829 und Jahresbericht vom 24. Juni 1831; Roland Paeßler: „Das Auftreten Blüchers in der Bautzener Freimaurerloge". Vortrag, Barockschloss Rammenau, um 1989; Brief Blüchers an die Bautzener Freimaurer, 15.6.1814; Roland Baier: „Die Bautzener Johannis-Freimaurerloge Zur goldenen Mauer". In: „Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser", 1997, H. 2, S. 56–61



Der Jura-Professor Robert Stöckhardt war auch ein talentierter Musiker und Komponist.

Stöckhardt, Heinrich Robert

Professor, Jurist in St. Petersburg
11.08.1802 Glauchau – 10.10.1848 St. Petersburg

V: Gerhard Heinrich Jacobjan (*28.3.1772 Schwepnitz, †28.10.1830 Bautzen), Pastor Secundarius am Dom St. Petri Bautzen; M: Johanna Juliane Theophila geb. Pinder (*27.4.1772 Oelsnitz, †16.3.1811 Bautzen); G: Gerhard Julius (*20.12.1800 Glauchau, †1.6.1825 Bautzen, designierter Bürgerschullehrer), Hermann Eduard (*24.10.1803 Glauchau, †24.12.1845 Lichtenstein, Kaufmann in Glauchau, Bautzen und Lichtenstein), Gustav Albin (*20.2.1805 Bautzen, †11.2.1855, Dr. med., Verdienste während der Cholera-Epidemie in Glauchau 1848), Aurora (1807–1809 Bautzen), 3 Halbbrüder aus der 2. Ehe des Vaters, Ernst Hermann (*1812 Bautzen), Hermann Constanz (*7.10.1814 Bautzen, †8.11.1875 Dresden, Gutsverwalter, Versicherungskaufmann in Dresden, Mannheim und Wien), Ernst Theodor (*4.1.1816 Bautzen, †27.3.1898 Bautzen, Agrarwissenschaftler); E: 16.5.1828 Bautzen, Emilie geb. Voigt (*17.9.1803 Naumburg, †12.8.1871 Kösen); K: Clara Henriette Marie (*13.10.1829 Bautzen, †6.2.1897 San Remo, Landschaftsmalerin), Julius Reinhold (*6.4.1831 Bautzen, †29.1.1901 Berlin, studierte Theologie, Volkswirtschaft und Jura, vertrat als Düsseldorfer Regierungsrat das Deutsche Reich zur Weltausstellung 1873 in Wien, 1880 Vortragender Rat im Ministerium für öffentliche Arbeiten in Berlin, Komponist), Hermann (*18.3.1833 St. Petersburg, †6.3.1835), Carl Robert (*29.3.1835 St. Petersburg, †7./.8.12.1880 New York, Studium Gewerbeschule Chemnitz und Polytechnikum Dresden, Photograph und Dekorationsmaler in Gotha und den USA), Julie Emilie Louise (*26.11.1838 St. Petersburg, †18.5.1895 Berlin, heiratete 1858 den Besitzer einer Kinderspielwarenfabrik Gerhard Söhlke aus Berlin), Woldemar Heinrich Julius (*3.2.1840 St. Petersburg, kaufmännische Lehre bei seinem Onkel Carl Voigt in Leipzig, Kaufmann in Mailand, Manchester und London), Friedrich Heinrich (*14.8.1842 St. Petersburg, †4.6.1920 Berlin/Woltersdorf, Architekturprofessor), Ernst Friedrich Gerhard (*25.7.1845 St. Petersburg, Buchhändler und Schriftsteller in Stuttgart, Karlsruhe und Berchtesgaden, gab die Zeitschrift Deutsche Adelschronik heraus, verfasste Reiseberichte und kunsthistorische Beiträge, wird häufig mit Ernst Hardt verwechselt)

Robert Stöckhardt kam als Zweijähriger zusammen mit den Eltern und seinem älteren Bruder Gerhard Julius nach Bautzen, wo der Vater, Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt, eine Anstellung als Pastor Secundarius und Mittagsprediger an der Hauptkirche St. Petri erhalten hatte. Nach wenigen Jahren verstarb die Mutter. Zu den Halbgeschwistern aus der zweiten Ehe des Vaters gehörte der spätere Agrarwissenschaftler Ernst Theodor Stöckhardt. In Bautzen besuchte Stöckhardt das Gymnasium unter dem Rektor Karl Gottfried Siebelis, mit dem der Vater auch über die Freimaurerloge „Zur goldnen Mauer“ verbunden war. Besonders die musischen Fächer sowie die Sprachen begeisterten den Jungen. Freie Phantasien am Flügel zeugten von seiner hohen musikalischen Begabung. Während der Schulzeit stand Stöckhardt seinem Bruder Gerhard Julius so nahe, dass Siebelis die ihnen zuerkannte, aber nur einmal vorhandene Ratsprämie unter ihnen verloste. Zu Stöckhardts

VIRIS

ILLUSTRISSIMIS ET EXCELLENTISSIMIS

GOTTLOB ADOLPHO ERNESTO NOSTITZ
ET JAENKENDORF

DOMINO IN OPPACH ETC. ETC.

POTENTISS. SAXONIAE REGI A CONFERENDIS DE REPUBLICA CON-
SILIIS COMITI CONSISTORIANO PRAESIDI DELEGATORUM AD CU-
RANDAS AEDES PUBLICAS QUIBUS CONTINENTUR CURA CIVITATIS
INDIGI ET FACINOROSI SENIORI CAPITULI MARTISBURGENSIS OR-
DINIS SAXONICI VIRT. CIVICAE SUMMIS INSIGNIBUS DECORATO
ORDINIS ST. JOANNIS MELITENSIS EQUITI PRAEFECTO
LAGOVIENSI DESIGNATO RELL. RELL.

Seine Habilitationsschrift von 1826 widmete Stöckhardt Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf.

Freunden in Bautzen zählte der spätere Leipziger Orientalist Heinrich Leberecht Fleischer.

An der Universität Leipzig studierte Stöckhardt ab 1820 bei seinem Vorbild Christian Gottlieb Haubold und bei Johann Christian August Heinroth Jura und Philosophie. 1821 trat er der Lausitzer Predigergesellschaft bei, für die er als Sekretär wirkte. Nach dem juristischen Baccalaureat 1824 und seiner Habilitation am 10. Juni 1826 zum Privatdozenten verteidigte Stöckhardt am 26. September seine Dissertation mit „Analysen zum Einfluss des Klimas auf Geist, Körper und die Entwicklung von Wissenschaften und Künsten“. Der spätere Physiologe Alfred Wilhelm Volkmann gehörte zu seinen Freunden. Ab 1824 hielt Stöckhardt Vorlesungen zum Natur- und Völkerrecht, zum Römischen Recht, zur Rechtsgeschichte und Rechtstheorie sowie zu Verbindungen von Recht und Philosophie und leitete juristisch-exegetische Übungen. Es entstanden erste bedeutende Schriften. In „Wissenschaft des Rechtes“ bekannte er sich zu einem modernen Staat, der nach seiner Meinung die „... zur höchsten Einheit erhobene Freiheit der einzelnen menschlichen Individuen“ darstellt, und zu einem universell gültigen, von staatlichen und geistlichen Autoritäten unabhängigen Naturrecht. Auch während des Studiums und seines späteren Berufslebens blieb Stöckhardt Musik und Poesie gegenüber aufgeschlossen. Er komponierte lyrische Stücke für Piano und hatte Verbindungen bis nach

Dresden (Elise von der Recke, Christoph August Tiedge). Im Hause der Witwe Voigt in Naumburg lernte er seine spätere Frau Emilie kennen. Die Familie Voigt war sehr kunstsinnig. Stöckhardts Schwager Carl Friedrich Eduard Voigt gehörte zu den Förderern des Leipziger Gewandhaus-Orchesters und zum Bekanntenkreis von Robert Schumann.

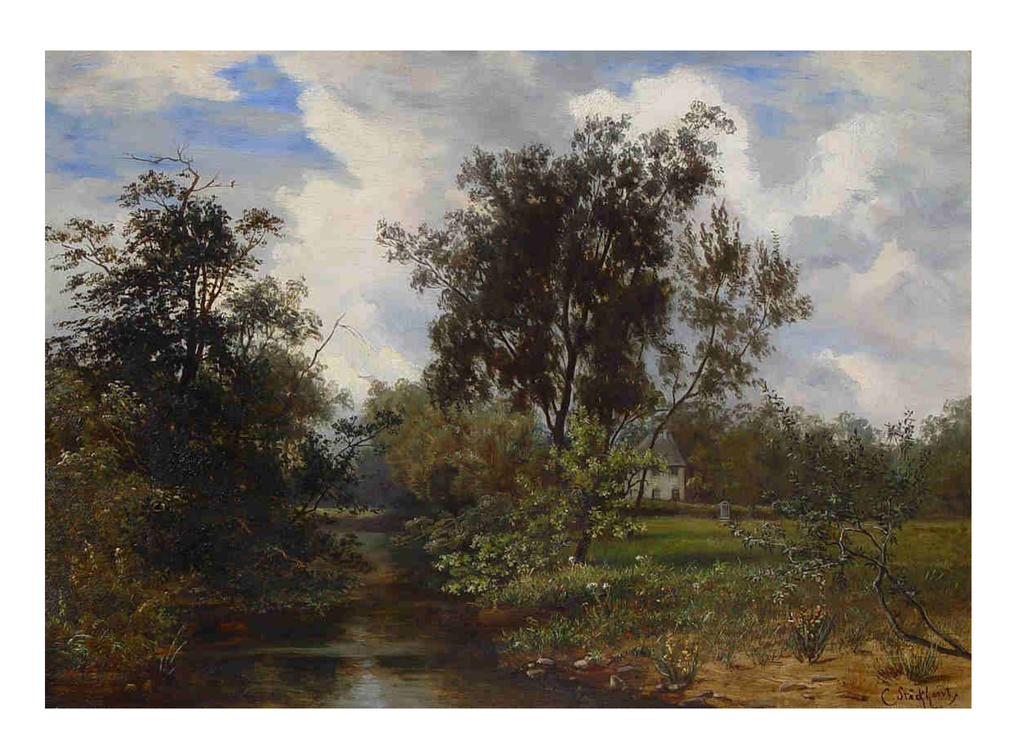
Stöckhardt hatte schon in jungen Jahren viel persönliches Leid erfahren. Nach seiner Mutter war 1820 auch seine erste Stiefmutter, Erdmuthe Wilhelmine geb. von Leonhardi, frühzeitig verstorben, 1825 sein geliebter Bruder Gerhard Julius. Als der Vater wegen Krankheit seinen baldigen Tod voraussah, holte er seinen nunmehr ältesten Sohn nach Bautzen zurück, um die Familie zu unterstützen. Stöckhardt erhielt 1828 eine Anstellung als Königlicher Sächsischer Rechts-Consulent. Von 1824 bis 1831 gehörte er den Bautzener Freimaurern an. Aus dieser Zeit stammen zwei der bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten Stöckhardts. Die „Tafeln zur Geschichte des Römischen Rechts“ begründeten seinen Ruhm. In der folgenden Analyse zum Unterschied zwischen Zivil- und Strafrecht („Dolus civilis“ und „Dolus criminalis“) konnte er auf diese umfangreichen historischen Studien zurückgreifen. Stöckhardt diskutierte u. a. die Resozialisierung von Straftätern als Ziel der Bestrafung, deren Erfolg er bezweifelte, und er kritisierte standesabhängige Urteile. Seinen jüngeren Brüdern erteilte er Unterricht in Sprachen und Musik, mit dem Konrektor des Gymnasiums Friedrich Gotthelf Fritsche war er befreundet. Bald merkte Stöckhardt jedoch, dass ihn das Leben in Bautzen beruflich nicht ausfüllen konnte. Sein ausgezeichneter Ruf drang bis nach St. Petersburg. Im damaligen Russischen Reich wurde Römisches Recht gelehrt, das seinerzeit in vielen europäischen Staaten als maßgebliche Rechtsquelle galt. Stöckhardt erhielt 1831 die Berufung als Professor an das Pädagogische Hauptinstitut in St. Petersburg, wo die zukünftigen Lehrer höherer Schulen studierten. Zu seiner Familie gehörten im Jahr des Umzugs zwei kleine Kinder, die in Bautzen geborenen Clara und Reinhold.

Stöckhardt wurde in St. Petersburg zum Kaiserlichen Hofrat ernannt. Fürst Christoph von Lieven, ein Ratgeber von Zar Nikolaus, unterrichtete ihn in der russischen Sprache. Stöckhardt arbeitete in der Gesetzgebungskommission mit und lehrte ab 1835 als Professor an der Kaiserlichen Rechtsschule. 1837 schrieb er als Lehrbuch für die juristischen Einleitungswissenschaften die „Allgemeine juristische Fundamentallehre“. Für seine großen Verdienste um den Aufbau einer modernen Juraausbildung und Gesetzgebung in Russland wurde er zum Staatsrat ernannt, in den russischen Adelsstand erhoben und mit dem Annen-, dem Wladimir- und

1842 dem Stanislaus-Orden 2. Klasse ausgezeichnet. Stöckhardt bemühte sich in St. Petersburg zudem um den wissenschaftlichen und kulturellen Austausch zwischen Russland und Deutschland. Beispielsweise übersetzte er 1833 einen von Unterrichtsminister Sergei Semjonowitsch Uwarow vor der Russischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag zu Johann Wolfgang von Goethe ins Deutsche. Im Jahre 1844 organisierte er einen Auftritt von Clara Schumann während ihrer Russlandreise. Für die St. Petersburger Zeitung schrieb Stöckhardt als Musikreferent und er war Korrespondent von Robert Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik". Schumann zählte ihn zu „seinen" auswärtigen „Davidsbündlern". Als seine Gönner Lieven und Uwarow wegen des steigenden Einflusses der altrussischen Partei ihre Stellungen verloren, blieb davon auch Stöckhardt nicht unberührt. Gefälligkeitsempfehlungen bei der Besetzung von Professuren widerstrebten ihm. Stöckhardt gab 1847 die Juraausbildung ab und vertrat bis zu seinem Tod Philologie und lateinische Literatur.

Stöckhardt wurde in St. Petersburg beigesetzt, sein Herz aber nach seinem Wunsch nach Naumburg überführt. Die Ehefrau kehrte hierher mit sieben Kindern zurück. Die neunzehnjährige Clara erteilte als ältestes der Geschwister den jüngeren Unterricht. In Naumburg knüpfte sie Kontakt zur Familie von Friedrich Nietzsche. Nachdem sie mit Mutter und Geschwistern nach Weimar übergesiedelt war, ließ Clara sich zur Malerin ausbilden. Geprägt wurde sie von Friedrich Preller d.Ä. (Direktor der Fürstlich freien Zeichenschule) sowie Carl Hummel und Max Schmidt von der Weimarer Malerschule. Clara malte bevorzugt Landschaften und Architektur in Öl und Aquarell. Mit ihren Werken konnte sie zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Verschiedene Thüringen-Motive, beispielsweise „Ilmufer mit Goethes Gartenhaus", zeigte sie von 1870 bis 1877 auf Berliner akademischen Kunstausstellungen. 1871 starb Robert Stöckhardts Witwe, 1872 übernahm sein Bruder Ernst Theodor Stöckhardt in Weimar einen leitenden Posten im Staatsministerium. Clara Stöckhardt besuchte in Weimar oft ihren Onkel. Die Geschwister waren inzwischen selbstständig. So konnte sie sich verstärkt ihren eigenen künstlerischen Ambitionen widmen und reiste zu Studienaufenthalten nach Italien. Auf Dresdner akademischen Kunstausstellungen zeigte sie 1876 und 1877 mehrere Aquarelle und Ölbilder mit Italien-Motiven. 1880 heiratete sie den italienischen Offizier Gino Cantoni.

Clara Stöckhardt hatte maßgeblichen Anteil, dass ihren Geschwistern – ganz im Sinne des verstorbenen Vaters – die Begeisterung für alles Schöne vermittelt wurde. Ihr Bruder Reinhold blieb auch während seiner



Robert Stöckhardts Familie war nach seinem Tod mehrere Jahre in Weimar ansässig. Seine Tochter Clara malte hier „Ilmufer mit Goethes Gartenhaus“.

erfolgreichen Beamtenlaufbahn der Musik treu, komponierte selbst und gehörte zum Freundeskreis von Theodor Fontane und Clara Schumann. Sie trafen sich auf Stöckhardts Annenhof in Hohenwiese bei Schmiedeberg im Riesengebirge und in Berlin. Friedrich Heinrich Stöckhardt, wie Ernst Giese ein Nicolai-Schüler, war als Architekt für seine Brunnenentwürfe in Erfurt („Am Anger“, 1890), Dessau (von den Nazis zerstörtes Brunnendenkmal für Moses Mendelssohn, 1890) und Göttingen („Gänseliesel“, 1901) bekannt. Aber auch die anderen Geschwister spielten Musik oder waren anderweise künstlerisch talentiert.

Quellen: Karin Stöckhardt, Mitteilungen, 2009; Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1825, 1826, 1832, 1833, 1841; Christian Daniel Beck (Hrsg.): „Allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur“. 1826, 1832; Karl Goedeke: „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“. 1859, 1862; Virtuelle Fachbibliothek Osteuropa, Erik-Amburger-Datenbank; Nekrolog, Blätter für literarische Unterhaltung, Brockhaus Leipzig, 1849, Bd. 2, S. 923f.; Herrmann A. L. Degener: „Wer ist‘s?“. Berlin, 1908; Ernst Theodor Stoeckhardt: „Stammtafel der Familie Stoeckhardt, Putzkauer und Lauterbacher Zweig“. Wagner Weimar, 1883; Carl August Jentsch: „Geschichte der Lausitzer Predigergesellschaft zu Leipzig und Verzeichniss aller ihrer Mitglieder“. Schmaler & Pech, 1867; Historisches Vorlesungsverzeichnis der Universität Leipzig; Friedrich von Boetticher: „Malerwerke des 19. Jahrhunderts“. Dresden, 1898



Das vermutliche Porträt von Ernst Theodor Stöckhardt befindet sich im Archiv des Deutschen Museums München. Es wurde dort zunächst Julius Adolph Stöckhardt zugeordnet (PT_03590_01_01). Zum Zeitpunkt der Beschaffung durch das Museum im Jahre 1928 war nur der Nachname Stöckhardt vermerkt. Der dokumentierte Aufnahmeort Jena spricht für eine Abbildung von Ernst Theodor Stöckhardt.

Stöckhardt, Ernst Theodor

Professor, Landwirtschaftslehrer in Brösa, Chemnitz und Jena
04.01.1816 Bautzen – 27.03.1898 Bautzen

V: Gerhard Heinrich Jacobjan (*28.3.1772 Schwepnitz, †28.10.1830 Bautzen), Pastor Secundarius am Dom St. Petri Bautzen, Schriftsteller, Freimaurer; M: Erdmuthe Wilhelmine geb. von Leonhardi (*1.4.1778 Weida, †4.3.1820 Bautzen), Tochter von Commodore von Leonhardi, holländischer Flottenkapitän und ehemaliger Gouverneur von Ceylon, und Schwester von Carl August von Leonhardi, Stadtkommandant und Ehrenbürger von Leipzig; G: Ernst Hermann (*1812 Bautzen), Hermann Constanz (*7.10.1814 Bautzen, †8.11.1875 Dresden, Gutsverwalter in der Landwirtschaft, Versicherungskaufmann in Dresden, Mannheim und Wien), 4 Halbbrüder und 1 Halbschwester aus der 1. Ehe des Vaters, Gerhard Julius (*20.12.1800 Glauchau, †1.6.1825 Bautzen, Mitglied der Lausitzer Predigergesellschaft, designierter Bürgerschullehrer, Freimaurer), Heinrich Robert (*11.8.1802 Glauchau, †10.10.1848 St. Petersburg, Freimaurer, Professor für Römisches Recht), Hermann Eduard (*24.10.1803 Glauchau, †24.12.1845 Lichtenstein, Kaufmann in Glauchau, Bautzen und Lichtenstein), Gustav Albin (*20.2.1805 Glauchau, †11.2.1855, Dr. med., Assistent bei Carl Gustav Carus, praktizierte in Glauchau, Verdienste während der Cholera-Epidemie 1848), Aurora (1807–1809 Bautzen); E: 22.9.1840 Coelestine geb. Mitschke (*24.5.1818 Purschwitz, †1894), Tochter des Pfarrers Wilhelm Mitschke; K: Gerhard Erwin (*14.7.1841 Purschwitz, †30.7.1842 Brösa)

Ernst Theodor Stöckhardt entstammte der Putzkauer Linie einer weitverzweigten protestantischen Theologenfamilie. Die Stöckhardts haben sich über Generationen große Verdienste um das geistliche Leben, aber auch um Wissenschaft und Wohlfahrt in Sachsen und darüber hinaus erworben. Die Familie geht auf den während der Religionswirren mit seinen Eltern aus Flandern vertriebenen und nach Sachsen eingewanderten Kaufmann Gerhard van Stoeckhardt zurück. Kurfürst August warb während seiner Regentschaft bis 1586 etwa 20.000 Einwanderer aus den Niederlanden an, um mit ihrer Hilfe ein leistungsstarkes Textilgewerbe in Sachsen aufzubauen. Van Stoeckhardts Enkel begründeten im späten 17. Jahrhundert als Pfarrer in der Umgebung von Bischofswerda die beiden Hauptlinien der Familie, den Putzkauer (Johann Heinrich Stöckhardt) und den Lauterbacher Zweig. Der in Putzkau geborene Großvater von Ernst Theodor, Johann Gottrau Stöckhardt, war zuletzt Pfarrer in Schwepnitz. Sein Grabmal auf dem dortigen Friedhof zählte Cornelius Gurlitt zu Sachsens Bau- und Kunstdenkmälern.

Stöckhardt verlor schon mit vier Jahren die Mutter. Entscheidende Anregungen verdankte er seinem Vater. Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt, ab 1821 wieder verheiratet, war ein hochgebildeter Mann und seit 1804 Pfarrer am Petridom in Bautzen. Zur Familie gehörte u. a. der ältere Halbbruder Robert Stöckhardt. Der Vater wirkte in Bautzen



Schloss Milkel.

als Meister vom Stuhl der Freimaurerloge „Zur goldnen Mauer“. Die Bautzener Freimaurer machten sich seinerzeit um ihre Mitbürger verdient, indem sie beispielsweise unentgeltlich naturkundlichen Unterricht erteilten. Es wurde auch für den Sohn zur Mission, einer breiten Bevölkerungsschicht fundiertes Fachwissen zu vermitteln. 1838 trat er in die Bautzener Freimaurerloge ein.

Stöckhardt sollte zunächst wie sein Vater eine theologische Berufslaufbahn einschlagen. Er besuchte das Institut des Freimaurers Karl Siegmund Bornemann in Bautzen, ab 1826 das Gymnasium unter dem Rektor Karl Gottfried Siebelis und er erhielt von seinem Vater Unterricht in Italienisch und Französisch. In der Familie wurde zudem die Hausmusik gepflegt. Von Anfang an bestand ein sehr enges Verhältnis zu seinem wenig älteren Bruder Hermann Constanz. Sie durchliefen die Schulen gemeinsam und später unterstützte Ernst Theodor den Bruder durch Vermittlung beruflicher Kontakte. Besonders interessierte sich Stöckhardt als Schüler für die Reformationsgeschichte und die hebräische Sprache, die Karl Friedrich Ameis, selbst noch ein Schüler, lehrte. Befreundet war er mit Johannes Siebelis, gute Beziehungen bestanden aber auch zu dem etwas älteren Robert Heller, dessen Urteil in sprachlichen Dingen gefragt war.

Krankheitsbedingt musste Stöckhardt 1832, zwei Jahre nach dem frühen Tod des Vaters, das Gymnasium vorzeitig verlassen. Unterstützung erhielt er vor allem von seinem Vormund Johann Friedrich Schulze, gleichzeitig Nachfolger des Vaters als Pastor am Petridom. Der Vater seines Schulfreundes Robert Pohlenz, ein Inspektor der Herrschaft Milkel im Besitz von Georg Graf von Einsiedel, bildete den Jungen in der Landwirtschaft aus. Von 1834 bis 1842 arbeitete Stöckhardt als Verwalter auf verschiedenen Rittergütern in der Umgebung Bautzens, bis 1837 in Jessnitz, danach in Lippitsch (im Besitz der Familie von Damnitz) und ab 1839 in Purschwitz,



Ortsansicht von Purschwitz um 1840.



das sich damals im Besitz der Stadt Bautzen befand. In Purschwitz konnte er erstmals mit größerer Eigenverantwortung agieren. 1840 heiratete er eine Tochter des dortigen Pfarrers Wilhelm Mitschke. Im nahen Bautzen besuchte er den Gesellschaftsverein „Societät". Stöckhardt vervollkommnete im Selbststudium seine landwirtschaftlichen Kenntnisse. Als die Stadt Bautzen das Rittergut Purschwitz aus finanziellen Gründen verkaufen musste, pachtete er 1842 das Rittergut Brösa aus dem Besitz des Grafen Schall-Riaucour, wobei sich Stöckhardt zunächst vergeblich um das Rittergut Putzkau bemüht hatte.

Am 18. Oktober 1847 eröffnete Stöckhardt in Brösa ein privates landwirtschaftliches Lehrinstitut. Er hatte Bildung als Voraussetzung für eine Steigerung der Produktion erkannt und wollte den angehenden Landwirten das theoretische wie praktische Rüstzeug für ihr Berufsleben vermitteln. Als Lehrer der Naturwissenschaften holte Stöckhardt Emil von Wolff nach Brösa, einer seiner Schüler war Friedrich von Boetticher, später sein Schwager und in Dresden ein bedeutender Kunsthistoriker. Anläss-

Rittergut Brösa: Zur Lehranstalt gehörten ein Laboratorium, mineralogische und botanische Sammlungen und eine Bibliothek. Ein Kurs umfasste zwei Wintersemester Theorie. Im Sommersemester konnte zusätzlich ein Praxiskurs belegt werden. Das Mindestalter betrug 16 Jahre. Die Landwirtschaftsschule Brösa war die erste ihrer Art in Sachsen, als erste Einrichtung in ganz Deutschland war 1818 die Ackerbauschule in Hohenheim gegründet worden. Die landwirtschaftliche Ausbildung in Sachsen begann 1830 an der Forstakademie Tharandt mit einem eigenen Lehrstuhl, den August Gottfried Schweitzer übernahm. Die Bedeutung der landwirtschaftlichen Abteilung in Tharandt nahm stetig zu. 1847 begründete Julius Adolph Stöckhardt einen Lehrstuhl für Agrikulturchemie. Kleinere Ausbildungseinrichtungen gab es in Schullwitz und – von Heinrich August Blochmann gegründet – in Wachau. Größere Bedeutung erlangte die landwirtschaftliche Abteilung an der Gewerbeschule Chemnitz ab 1850 unter Ernst Theodor Stöckhardt.

lich des Maiaufstandes 1849 brachte jener Stöckhardt in Schwierigkeiten. Boetticher war zum Barrikadenbau nach Dresden gereist, zwar rechtzeitig zurückgekehrt, doch auch Stöckhardt wurden jetzt Sympathien für die Revolution unterstellt.

Stöckhardt war zuerst Sekretär und später Vorsitzender des 1844 gegründeten Klixer landwirtschaftlichen Vereins, der sich neben praktischen Fragen der Landwirtschaft auch der Ausbildung sowie dem Obstbau und der Teichwirtschaft widmete, und er beteiligte sich am „Land- und forstwirthschaftlichen Wochenblatt des sächsischen Markgrafthums Oberlausitz“. Im landwirtschaftlichen Kreisverein Bautzen wirkte er als Stellvertreter von Paul Hermann. Zu Stöckhardts Bekanntenkreis während der Brösaer Zeit zählten der Bautzener Organist Carl Eduard Hering und Pfarrer Karl Traugott Kanig aus dem benachbarten Klix.

Stöckhardts Leistungen machten ihn schnell auch außerhalb der Oberlausitz bekannt. 1849 gehörte er einer Kommission zur Erörterung der Grundsteuerverhältnisse im Erzgebirge an. Dabei wurde Julius Ambrosius Hülße auf ihn aufmerksam, seinerzeit Direktor der Königlichen Gewerbeschule in Chemnitz, später des Polytechnikums in Dresden. Im Jahr darauf erhielt Stöckhardt auf Hülßes Empfehlung, der ihn zusammen mit Albert Christian Weinlig vom Innenministerium in Brösa besucht hatte, die Berufung zum Professor und zum Aufbau einer landwirtschaftlichen Abteilung an der Gewerbeschule in Chemnitz. Er folgte hier seinem Cousin Julius Adolph Stöckhardt (4. Grades, aus dem Lauterbacher Zweig), der in Chemnitz von 1838 bis 1847 gewirkt hatte und inzwischen an der Forstakademie Tharandt die Agrikulturchemie zu hoher Blüte führte. Jener gehörte über viele Jahre zu den wichtigsten fachlichen Bezugspersonen von Ernst Theodor Stöckhardt, mit dem auch enge familiäre Beziehungen gepflegt wurden. Beide zählten in den Folgejahren zu den Schrittmachern des landwirtschaftlichen Versuchswesens in Deutschland, dessen Ziel in der Vermeidung von Hungerkrisen wie 1847/48 durch Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion bestand. Der Brösaer Wolff wurde 1852 zum Gründungsdirektor der ersten landwirtschaftlichen Versuchsstation Deutschlands in Leipzig-Möckern bestellt, die Julius Adolph Stöckhardt initiiert hatte.

Ernst Theodor Stöckhardt war ein Wegbereiter der Landwirtschaftsausbildung in der Oberlausitz und ganz Sachsen. In Chemnitz entstanden wichtige Schriften, so „Bemerkungen über das landwirtschaftliche Unterrichtswesen“ (1851), das „Lehrbuch über Drainage“ (1852) und wenig später das gemeinsam mit Julius Adolph Stöckhardt überarbeitete Standardbuch „Der angehende Pach-

„Ich lebe der ernsten Ueberzeugung, daß im ganzen Lande keine Bank, keine Handelsspeculation, keine Hypothek so sicher, so zuverlässig und einträglich sein kann, als diejenige Hypothek ist, auf die man selbst entlehntes Capital giebt, wenn man dasselbe unter dem Grund und Boden seines Ackers auf die angegebene Art anlegt.“

Lord Stanley.

Stöckhardts Credo, vom Titelblatt seines Lehrbuchs über Drainage.

ter“. Der landwirtschaftliche Kreisverein im Erzgebirge unter Stöckhardts Leitung gründete 1853 zusammen mit der Chemnitzer Gewerbeschule eine der ersten landwirtschaftlichen Versuchsstationen Deutschlands. Als deren Leiter erhielt Stöckhardt die Möglichkeit, die Ausbildung der Studenten mit praktischen Versuchen zu verbinden. Wie sein Vorbild Albrecht Daniel Thaer gab Stöckhardt einer praxisorientierten, wissenschaftlich fundierten Ausbildung den Vorrang gegenüber der reinen Grundlagenvermittlung. Seiner Ausstrahlung als Lehrer war es zu verdanken, dass die Studentenschaft der landwirtschaftlichen Abteilung bei einem Anstieg von 4 auf 60 Schüler auf fast ein Drittel der gesamten Gewerbeschule anwuchs. Auf Reisen nach Großbritannien, Belgien, Frankreich, in die Niederlande, Schweiz und nach Österreich konnte er sich weiterbilden. 1855 nahm er an der Weltausstellung in Paris teil.

Von 1855 bis 1866 war Stöckhardt Herausgeber und leitender Redakteur der „Zeitschrift für deutsche Landwirthe“ in der Nachfolge von Julius Adolph Stöckhardt. Beide gehörten dem Landeskulturrat Sachsens als ordentliche Mitglieder an. 1858 gründeten die Stöckhardts u. a. mit Paul Hermann und Julius Lehmann aus Weidlitz die Zeitschrift „Die Landwirtschaftlichen Versuchs-Stationen“, die sich der Verbindung von landwirtschaftlicher Praxis und naturwissenschaftlichen Grundlagen verschrieben hatte.

Stöckhardt wurde 1861 an die Universität Jena als Direktor des landwirtschaftlichen Lehrinstituts berufen. Sein Vorgänger, Friedrich Gottlob Schulze, hatte hier 1826 das erste universitäre landwirtschaftliche Institut in Deutschland gegründet. Diese Lehrtradition fortsetzen zu dürfen, war für Stöckhardt eine große Auszeichnung. In Chemnitz hinterließ er eine spürbare Lücke. Nahezu parallel zu seinem Wechsel nach Jena kam von dort Friedrich Nobbe als Lehrer nach Chemnitz. Er entwickelte sich später in Tharandt, wo ihn Julius Adolph Stöckhardt förderte, zu einem international bedeutenden Samenkundler. Ernst Theodor Stöckhardt gründete 1862 in Jena eine landwirtschaftliche Versuchsstation, die er bis 1872 leitete. Gleichzeitig war er Direktor der Ackerbauschule Zwätzen, die unter seiner Leitung verstaatlicht wurde, Vorstand des landwirtschaftlichen Vereins und der Wanderversammlung Thüringer Landwirte sowie von 1863 bis 1872 Herausgeber der „Landwirtschaftlichen Zeitung für Thüringen".

1862 wurde Stöckhardt in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina aufgenommen. Deren Sitz wechselte im selben Jahr von Jena nach Dresden, nachdem Carl Gustav Carus die Nachfolge von Dietrich Georg von Kieser als Präsident angetreten hatte. Ernst Theodor und Julius Adolph Stöckhardt gehörten zudem der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte an. Stöckhardt leistete in Jena Bahnbrechendes. Die mit ihm eingeführte Personalunion vom Direktor der Lehranstalt und Leiter der Versuchsstation erwies sich als Erfolgsmodell, denn sie verbesserte die materiellen Möglichkeiten der Studentenausbildung. Der Lehrplan wurde stetig erweitert und umfasste auch naturwissenschaftliche Grundlagen. Stöckhardt gewann solche bekannten Wissenschaftler wie Karl Snell und Ernst Abbe für die Lehre. Eine Zusammenarbeit gab es zudem mit Ernst Haeckel, für dessen Theorie von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften Stöckhardt Indizien lieferte. Im Nachfolgestreit um die Leopoldina-Präsidentschaft nach Carus' Tod 1869 stellten sich die Jenaer hinter Wilhelm Friedrich Georg Behn und gegen Ludwig Reichenbach.

Die zunächst steigenden Studentenzahlen in Jena ebneten den Weg für weitere universitäre Landwirtschaftsinstitute, z. B. von 1869 bis 1872 in Leipzig, Gießen und Göttingen – die deutsche Agrarwissenschaft und mit ihr die landwirtschaftliche Produktion erlebten einen großen Aufschwung. Dank Stöckhardt war die Landwirtschaftswissenschaft inzwischen eine gleichberechtigte Disziplin in Jena. Kriegsbedingt und mit der wachsenden Konkurrenz, z. B. durch Julius Kühn in Halle, sanken die Studentenzahlen in Jena aber wieder.

1872 ernannte das Weimarer Staatsministerium Stöckhardt zum Referenten und Vortragenden Rat für Landwirtschaft und Gewerbe und gleichzeitig zum Finanzkommissar der Universität Jena. In diesen Funktionen initiierte er die Gründung einer Gewerbekammer für das Großherzogtum Sachsen. Ab 1872 gehörte Stöckhardt zudem als Gründungsmitglied dem deutschen Landwirtschaftsrat an. Er war maßgeblich an der Vorbereitung von internationalen und nationalen landwirtschaftlichen Ausstellungen beteiligt, beispielsweise anlässlich der Weltausstellung in Wien 1873, bei der Stöckhardts Neffe Reinhold, der älteste Sohn von Robert Stöckhardt, die Präsentation des Deutschen Reiches leitete. Stöckhardts Verdienste wurden mit der Ernennung zum Großherzoglich Sächsischen Geheimen Regierungsrat und von der Universität Jena mit dem Ehrendoktortitel gewürdigt.

In Weimar wohnte die Nichte Marie von Boetticher, die spätere Ehefrau des Weimarer Oberbürgermeisters Karl Pabst, zeitweise bei den Stöckhardts. Die ebenfalls in Weimar wohnende Nichte Clara, eine Tochter von Robert Stöckhardt und Malerin, besuchte Onkel und Tante häufig.

Die Lehrjahre in der Landwirtschaft der Oberlausitz hatten Stöckhardt nachhaltig geprägt. Er erkannte die große Bedeutung einer systematischen Ausbildung von Landwirten für



Die Bautzener Freimaurerloge „Zur goldnen Mauer“ wurde 1802 von Ludwig Gedike gegründet. Von 1816 bis zu seinem Tod 1830 leitete sie Stöckhardts Vater, Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt, als Meister vom Stuhl. Mitglieder waren auch Karl Gottfried Siebelis, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf und Robert Stöckhardt. Ernst Theodor Stöckhardt wurde 1838 in die Loge im I. Rang aufgenommen und stieg 1840 bzw. 1842 in den II. bzw. III. Rang. Von 1889 bis 1897 leitete er sie als Meister vom Stuhl.

In Chemnitz besuchte Stöckhardt die Freimaurer-Loge „Harmonie“. Auch während seiner Zeit in Thüringen engagierte sich Stöckhardt bei den Freimaurern. So leitete er das „Maurerkränzchen“ der Weimarer Loge „Amalia“.

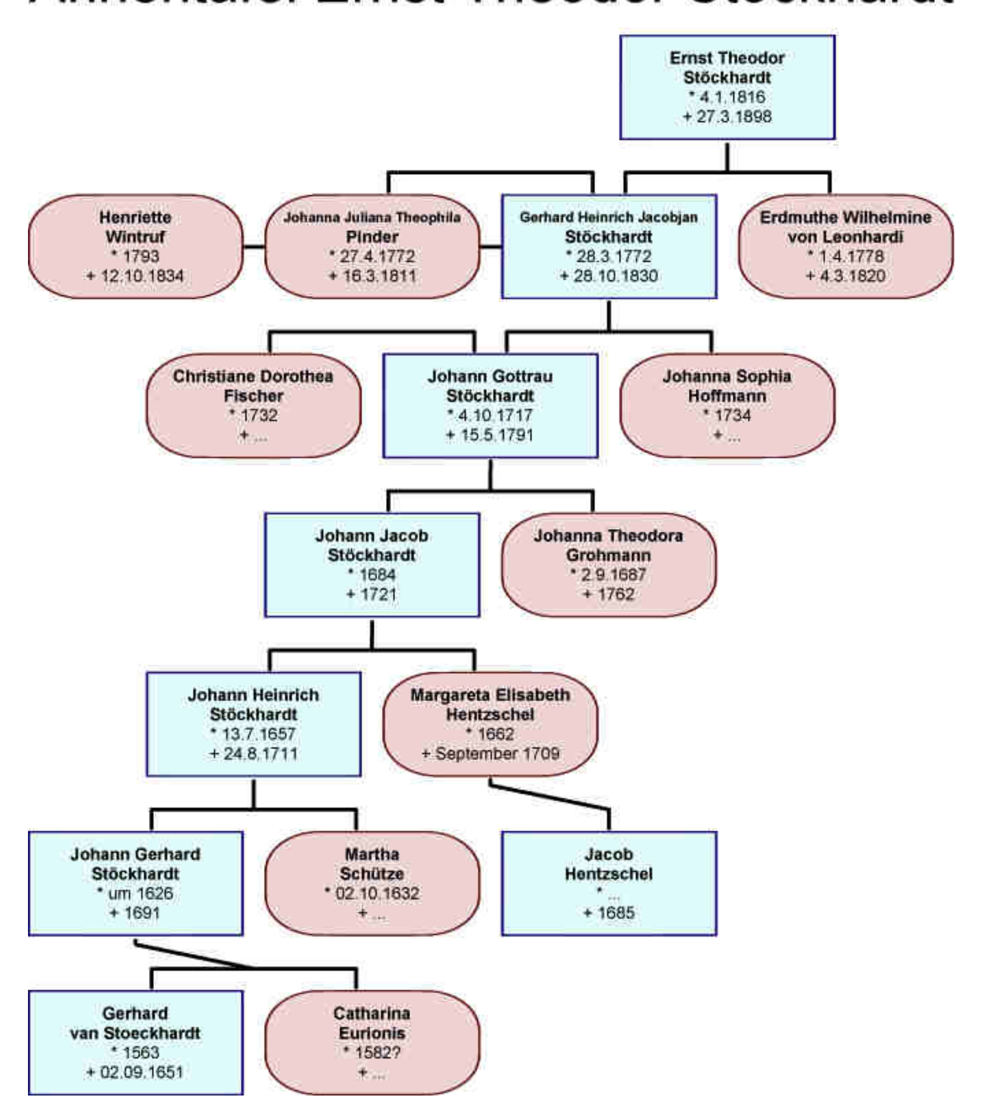
die Hebung des Wohlstands der Menschen. Die Tätigkeit als Landwirtschaftslehrer wurde zu seiner Passion. Die Verbindung von Ausbildung und Praxis war ihm wichtiger als eigener wissenschaftlicher Ruhm. Stöckhardt vergaß dabei nie seine Wurzeln. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz berief ihn 1862 zum korrespondierenden Mitglied. Nachdem er 1888 in den Ruhestand getreten war, kehrte Stöckhardt nach Bautzen zurück, um in seiner Geburtsstadt den Lebensabend zu verbringen. Er war weiterhin sehr aktiv und führte historische Forschungen zur Freimaurerei und zur Oberlausitzer Adelsfamilie von Damnitz durch, in einer Übersicht stellte er die aus der Lausitz und Schlesien stammenden Wissenschaftler in der Leopoldina zusammen.

Ab 1889 leitete Stöckhardt die Bautzener Freimaurerloge „Zur goldnen Mauer“ als Meister vom Stuhl. In der National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln“ war er ebenso Ehrenmitglied wie bei „Amalia“ in Weimar, „Carl zu den 3 Adlern“ in Erfurt, „Carl August zu den 3 Rosen“ in Jena, „Friedrich August zu den 3 Zirkeln“ in Zittau, „Zur gekrönten Schlange“ in Görlitz, „Zum goldenen Apfel“ in Dresden, „Apollo“ in Leipzig, „Bruderkette zu den drei Schwanen“ in Zwickau, „Zur Harmonie“ in Chemnitz, „Zu den ehernen Säulen“ in Dresden und „Isis“ in Lauban. 1891 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Comenius-Gesellschaft zur Pflege von Wissenschaft und Volksbildung.

Stöckhardt wohnte in Bautzen zuletzt Albertstraße 8 (heutige August-Bebel-Straße). Er wurde in der Familiengruft in Jena bestattet.

Quellen: „Stammtafel der Familie Stoeckhardt, Putzkauer und Lauterbacher Zweig, den Verwandten zu Lieb zusammengestellt und mit Erläuterungen auf Grund handschriftlicher Mittheilungen und sonstiger Quellen-Nachweise versehen von Prof. Dr. Ernst Theodor Stoeckhardt“. Wagner Weimar, 1883; Walter Boetticher: „Ernst Theodor Stoeckhardt“. Leopoldina, H. 34, 1898, S. 88–91; Theophil Gerber: „Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin“. Bd. 2, NORA Dyck & Westerheide, 2004, S. 753; Neues lausitzisches Magazin, Bd. 40, 1863; Gustav Adolf Poenicke: „Album der Rittergüter und Schlösser im Königreiche Sachsen“. Bd. 3, 1859; Stephan Luther: „Von der Kgl. Gewerbschule zur Technischen Universität“. Chemnitz, 2003; Joachim Hartung, Andreas Wipf: „Die Ehrendoktoren der Friedrich-Schiller-Universität in den Bereichen Naturwissenschaften und Medizin“. hain Verlag, 2004; Wieland Berg, Michael Kaasch: „Halle als Sitz der Leopoldina. Zufall oder glückliche Fügung?“ Leopoldina, H. 5, 2010, S. 293–330; Ernst Haeckel: „Generelle Morphologie der Organismen“. Reimer, 1866; Karin Stöckhardt; Sanct Johannis Freimaurer-Loge zur goldnen Mauer, Mitgliederverzeichnisse 1808, 1819, 1840/42, 1852/53; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft“. 1925; Nekrologe Comenius-Gesellschaft und Freimaurer-Zeitung; Cornelius Gurlitt: „Schwepnitz“. In: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. 35. Heft: Amtshauptmannschaft Kamenz (Land). C. C. Meinhold, Dresden 1912; Olaf Bastian u. a.: „Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft“. Böhlau, 2005, S. 75

Ahnentafel Ernst Theodor Stöckhardt



Ernst Stöckhardt hat sich um die Erinnerung an seine Familie mit einer kommentierten Stammtafel verdient gemacht.



Porträt Thormeyers, gezeichnet von Carl Christian Vogel von Vogelstein am 25. Juni 1813 in Rom, das später mit Vogelsteins Sammlung in den Besitz des Kupferstichkabinetts Dresden überging.

Thormeyer, Gottlob Friedrich

Hofbaumeister in Dresden
23.10.1775 Dresden – 11.02.1842 Dresden

V: Gottlob Friedrich (1753– 7.12.1833), Schuhmachermeister und Handelsmann; M: Christiane Regina geb. Starcke (April 1745–20.11.1814), Tochter des Modelleurs an der Meißner Porzellan-Manufaktur Johann Samuel Starcke; G: Christiana Dorothea (*29.3.1774), Friedrich August (22.5.1777– 6.5.1831, Schuhmachermeister), Carl Gottlob (*12.11.1778), Johanna Carolina (*5.9.1780), Maximilian Ludwig (*3.6.1783, Schuhmacher), Juliana Eleonora (*9.11.1785); E: 22.7.1801 Tharandt, Juliane Sophie geb. Hübler (13.5.1780–18.8.1810), Tochter des kurfürstlichen Hofgärtners in Übigau und im Dresdner Großen Garten Johann Gottfried Hübler (1795 Landschaftsgarten Kloster Altzella); K: Emilie (6.5.1802–27.4.1849), verheiratet mit dem Diakon und Katecheten an der Kreuzkirche Adam Carl Georg Wagner, Juliane Adelheid (12.6.1804–14.5.1817); Enkel: 3 Mädchen, 2 Jungen

Thormeyer lernte schon als 10-Jähriger an der Dresdner Kunstakademie. Zunächst wurde er an der darin integrierten Akademie für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei von den Unterlehrern Christian Gottlieb Mietzsch und Christian Gottlob Fechhelm im Zeichnen unterrichtet. Bei ihnen kopierte er nach Originalen von Giovanni Battista Casanova, Co-Direktor neben Johann Eleazar Zeissig. Später wechselte Thormeyer zur parallelen Akademie für Baukunst zu Friedrich August Krubsacius. Von 1791 bis 1795 prägte ihn hier Gottlob August Hölzer im Sinne eines barocken Klassizismus. Zeichnen, Perspektive, Risse und Säulenordnung unterrichtete Johann Alexander David Friedrich. Hölzer und Krubsacius waren maßgeblich am Wiederaufbau der 1792 geweihten Kreuzkirche, zu deren Gemeinde die Familie Thormeyer gehörte, in einem Gemisch von Spätbarock und Klassizismus beteiligt.

Nach dem Studium ließ sich Thormeyer als Architekt in Dresden nieder, bekannt wurde er aber zunächst durch seine Architekturzeichnungen. Er schuf Ansichten vom Dom Meißen (1794), von Leipzig und vom Schloss Pillnitz (1801), die von Christian August Günther gestochen bzw. von François Aubertin radiert wurden. 1799 unternahm er eine Studienwanderung durch Sachsen, Sachsen/Anhalt und Thüringen. Es entstanden Aquarelle und Deckfarbenbilder von den Parks in Wörlitz, Weimar und Dieskau. Thormeyer beteiligte sich am „Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern“ des Leipziger Philosophieprofessors Johann Gottfried Grohmann, das von 1796 bis 1806 erschien. 1808 war er mit 11 Zeichnungen, die u. a . Christian Gottlob Hammer gestochen hatte, in dem Buch „Dresden mit seinen Prachtgebäuden und schönsten Umgebungen“ vertreten.



Der Canaletto-Blick auf Dresden: Die berühmte Stadtansicht nach Bernardo Bellotto (1748) in einem Stich von Christian Gottlob Hammer nach einer Zeichnung von Gottlob Friedrich Thormeyer (um 1818).

1800 holte der neuberufene Oberlandbaumeister Johann Gottlob Hauptmann Thormeyer als Kondukteur ins Hofbauamt, wo er zunächst für Vermessungs- und Zeichenarbeiten zuständig war. Größere Bauaufträge blieben wegen der unsicheren politischen und wirtschaftlichen Lage aus. Zu Thormeyers frühen Arbeiten als Architekt zählte 1800 der Umbau des Herrenhauses vom Rittergut Helfenberg, für Tharandt und Radeberg entwarf er Badhäuser, in Kleindrebnitz 1811 ein Anwesen für den Kammergutsverwalter Johann Gottfried Nake und 1812 plante er den Umbau der Meißner Fürstenschule St. Afra. Auf einigen Baustellen beschäftigte Thormeyer den aus armen Verhältnissen stammenden Wilhelm Gotthelf Lohrmann, später Gründungsvorsteher der heutigen TU Dresden, als Hilfsarbeiter. Auch Johann Andreas Schubert, später Konstrukteur der „Saxonia", vermittelte er eine Anstellung.

Von 1801 bis 1830 war Thormeyer Freimaurer, möglicherweise beeinflusst von seinem Oberlandbaumeister Johann Gottlob Hauptmann. Für Ignaz Aurelius Fesslers „sämmtliche Schriften über Freymaurerey" von 1807 zeichnete er einen „magischen Teppich". Thormeyer gehörte der Loge „Zum goldenen Apfel" an, in der Loge „Zu den drei Schwertern und Asträa zur grünenden Raute" war er Ehrenmitglied. Ein führendes Mitglied der Apfelloge war Karl August Böttiger, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf war Ehrenmitglied. Der befreundete Bildhauer Franz Pettrich, ein langjähriger Kollege Thormeyers im Hofbauamt, gehörte ebenfalls der Apfelloge an.

Sachsen war seinerzeit mit Napoleon verbündet. Die Dekorationen und Ehrenbauten zu dessen Besuch in Dresden im Mai 1812 entwarf Thormeyer zusammen mit Oberlandbaumeister Johann Gottlob Hauptmann. Im selben Jahr erhielt er in der Nachfolge seines ehemaligen Lehrers Hölzer den Rang eines Hofbaumeisters im Hofbauamt. Daraufhin bildete er sich auf einer Reise über Süddeutschland und die Schweiz bis nach Italien im Architekturzeichnen weiter, wodurch er auch den Kriegswirren in Dresden entfloh, die schließlich in der Niederlage Napoleons und seiner Verbünde-



Die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse von Thormeyer ist heute ein vielgenutzter Aufgang zum „Balkon Europas“. Mit ihrer Hilfe wurde der ehemalige Brühlsche Garten der Öffentlichkeit zugänglich. Seit 1791 war hier in der Brühlschen Bibliothek die Kunstakademie ansässig, wo Thormeyer zu jener Zeit Architektur studierte. Im Gartenpavillon gegenüber wurde 1828 unter Thormeyers früherem Mitarbeiter Wilhelm Gotthelf Lohrmann die heutige TU Dresden gegründet. Der Figurenschmuck der Treppe stammt vom Ernst Rietschel-Schüler Johannes Schilling.

ten in der Völkerschlacht zu Leipzig sowie in der Gefangenschaft des sächsischen Königs Friedrich August I. („der Gerechte“) in Preußen mündeten. Sachsen stand danach unter einem russisch-preußischen „Generalgouvernement der Hohen Verbündeten Mächte“. Nach seiner Rückkehr nach Dresden erhielt Thormeyer 1814 vom russischen Gouverneur Nikolai Grigorjewitsch Repnin-Wolkonski, einem Freimaurer, Aufträge für Torhäuser am Großen Garten und für die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse, die Repnin der Allgemeinheit zugänglich machen wollte. Das Obermilitärbauamt, dem Thormeyer jetzt angehörte, stand unter der Leitung von Johann August Le Coq. Repnins Berater war Johann Gottfried Körner, Meister vom Stuhl der Freimaurerloge „Zu den drei Schwertern“. Ebenfalls 1814 entwarf Thormeyer die Denkmale für die Helden der Freiheitskriege Theodor Körner in Wöbbelin (im Auftrag des befreundeten Vaters) und Jean-Victor Moreau (im Auftrag Repnins, zusammen mit dem Bild-



Blick auf Dresden von Thormeyers Moreau-Denkmal auf der Räcknitzhöhe.

hauer Christian Gottlieb Kühn) auf der Dresdner Räcknitzhöhe. Wegen der vielen Toten während des Kriegs von 1813 wurde in Dresden ein neuer Friedhof benötigt. Thormeyer erhielt den Auftrag, die später Trinitatisfriedhof benannte Begräbnisstätte am damaligen Stadtrand zu projektieren, die er schließlich – aus Kostengründen einfacher gestaltet – bis 1816 fertigstellte.



Die beiden Torhäuser am Großen Garten wurden 1945 bei den Bombenangriffen auf Dresden zerstört und 1999 nach Thormeyers Entwürfen wiederaufgebaut.

1815 veröffentlichte Thormeyer den „Vorschlag zu einem Denkmahle der Wiederkehr Sr. Majestät des Königs von Sachsen etc. Friedrich August nach Dresden am 7. Juni 1815, nebst zwey Abbildungen in Steindruck“. Pläne für ein monumentales Denkmal in Form eines Sandsteinobelisken anlässlich des 50-jährigen Thronjubiläums im Jahre 1818 lehnte der Monarch selbst ab. Nach dem Tod des beliebten Königs gründete sich ein Denkmalverein um Thormeyer, Karl August Böttiger und Johann Gottlob von Quandt. Thormeyer gehörte später dem Komitee an, das Ernst Rietschel den Zuschlag für ein Skulpturdenkmal gab, der damit seinen ersten großen Auftrag erhielt. Rietschel realisierte den Auftrag bis 1835 für den Zwinger, der Sockel stammte von Gottfried Semper. Seit 2008 steht das von Thormeyer maßgeblich geförderte Denkmal auf dem Schloßplatz nahe seiner Freitreppe zur Brühlschen Terrasse.

König Friedrich August I. beauftragte Thormeyer 1815, das zwei Jahre zuvor abgebrannte Bischofswerda wiederaufzubauen. Gemeinsam mit Bürgermeister Heinrich Gottlob Süßemilch, jener trat 1816 der Freimaurerloge „Zum goldenen Apfel“ bei, plante er öffentliche Gebäude und zahlreiche Bürgerhäuser. Zu den wichtigsten Bauten nach seinen Entwürfen zählen die Christuskirche, das Rathaus, der „Bischofssitz“ und das Gasthaus „Zum Goldenen Löwen“. Auch das

Das Rathaus von Bischofswerda um 1900. Thormeyer hat das Antlitz der Stadt mit ihrem klassizistischen Markt nachhaltig geprägt. Laut der Dissertation von Gero Schilde (1922) und nach einer unveröffentlichten Chronik von Johannes Weber (1977) würdigte die Kirchgemeinde die Verdienste Thormeyers 1818 mit dem Bürgerrecht.



Hofkapellmeister Francesco Morlacchi nach einer Zeichnung von Gottlob Friedrich Thormeyer. In der historischen Literatur wird für Morlacchi wie für Thormeyer im Zusammenhang mit der Einweihung der damaligen Marienkirche eine Ehrenbürgerschaft in Bischofswerda zitiert, die im dortigen Stadtarchiv aber nicht nachgewiesen ist. Vgl.: „Conversations-Lexicon der neuesten Zeit und Literatur“, M bis R, Bd. 3, Brockhaus, 1833, S. 173; ebenso bei Fischer & Fuchs 1837, F. H. Köhler 1840 und 1841 sowie V. Bartelli Perugia 1860.



Zur Weihe am 30. Oktober 1818 der seit 1816 nach Thormeyers Plänen errichteten Marienkirche (heutige Christuskirche) in Bischofswerda erklang Musik von Hofkapellmeister Francesco Morlacchi. Nach Thormeyers Entwürfen wurden auch der Taufstein und der Kronleuchter gefertigt.

1818 zu Ehren des Königs aufgestellte Denkmal soll nach einer unveröffentlichten Chronik von Johannes Weber von ihm entworfen sein.



Heinrich Conrad Wilhelm Calberla gründete neben dem Italienischen Dörfchen elbwärts vom Zwinger die erste sächsische Zuckersiederei. Der Bau von Thormeyer (1817/20) war eines der ersten Industriegebäude Dresdens. Von Beginn an hatte die Freimaurerloge „Zu den drei Schwertern" einen Flügel angemietet, später war die Loge „Asträa zur grünenden Raute" ebenfalls hier ansässig. Thormeyer war wie Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf Ehrenmitglied der Loge „Asträa zur grünenden Raute", mit dem Logenmitglied Friedrich Anton Serre war er befreundet. Nach Calberlas Tod 1836 wurde die Fabrik aufgegeben, die Freimaurer bauten sich zusammen mit der Apfelloge ein eigenes Logengebäude und die ehemalige Zuckersiederei diente nach einem Umbau ab 1853 als erstes „Hotel Bellevue".

Ab April 1817 wurden die Rückbauarbeiten an der ehemaligen Dresdner Stadtbefestigung unter einer von Thormeyer geleiteten „Demolitionskommission" fortgesetzt. Die Pläne dafür reichten bis in das vorangegangene Jahrhundert zurück. Erste Arbeiten ab 1809 unter dem 1813 verstorbenen Johann Gottlob Hauptmann, an denen Thormeyer als dessen Mitarbeiter im Hofbauamt sicher schon beteiligt gewesen war, zielten darauf ab, Verkehrsbehinderungen als Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung zu beseitigen. Außerdem sah Napoleon, auf dessen Befehl dies erfolgte, damals keinen Sinn mehr in der Dresdner Stadtfestung. Schon 1812 wurden die Arbeiten wegen der



Von 1822 bis 1824 wurde im Westen der Altstadt nach Plänen von Thormeyer der Antonsplatz im Biedermeier-Stil als Handelszentrum angelegt. Er hieß zunächst „Demolitionsplatz" und wurde 1828 nach dem regierenden König Anton dem Gütigen benannt. 1846 errichtete hier die Polytechnische Schule, die heutige TU Dresden, einen Neubau (Zeichnung: Thormeyer, 1826).



Von 1822 bis 1824 baute Thormeyer den Turm der Annenkirche.

veränderten militärischen Situation aber für fünf Jahre wieder eingestellt. Thormeyers Pläne reichten weit über eine bloße Entfestigung hinaus. Trotz knapper Finanzmittel und schwieriger Eigentumsverhältnisse konnte er sein gesamtheitliches Konzept für die Neugestaltung Dresdens weitgehend realisieren. Für die Integration von Innenstadt und Vorstädten wurden neue Straßen und Plätze benötigt. Eine Ringstraße sollte in der Altstadt den Pirnaischen Platz mit dem Antonsplatz verbinden, die ebenso neu angelegt wurden. Von den Gartenanlagen am Zwinger, die Thormeyer

zusammen mit Hofgärtner Carl Adolf Terscheck gestaltete, über die Brühlsche Terrasse bis zu dem neuen Botanischen Garten entstand ein grüner Ring. Der sternförmig mit einem Kranz von Radialstraßen angelegte Albertplatz auf Neustädter Seite (früher Bautzner Platz) gehörte zu den schönsten Plätzen Deutschlands. Die nahe Antonstadt (Äußere Dresdner Neustadt) plante Thormeyer in einem Stilgemisch aus Klassizismus und Biedermeier. In diesen Jahren errichtete er auch die „Calberlasche Zuckersiederei“ anstelle einer alten Elbbastei an der Augustusbrücke und den Turm der Annenkirche. Thormeyer unterbreitete zudem Vorschläge, wie die Straßen und Plätze zu bepflastern seien, um eine langfristige Haltbarkeit zu gewährleisten. In den 1820er Jahren stand Thormeyers Hofbauamt unter der Leitung von Johann Christian Schuricht, einem Freimaurer der Schwerterloge. Die von 1827 bis 1829 gebauten Torhäuser am Weißen Tor nahe dem Japanischen Palais anstelle niedergerissener Festungsanlagen waren Thormeyers letzte bedeutende Arbeiten in Dresden. Um 1829/1830 war die Entfestigung abgeschlossen. Sie stellte einen Meilenstein in der Entwicklung Dresdens von einer barocken Residenzstadt zu einer modernen Metropole dar. Diese Zeit fiel aber in eine architekturhistorisch relativ unbedeutende Periode Dresdens, weil es nach den Zerstörungen in der Schlacht von Dresden vom 26. und 27. August 1813 an finanziellen



Das Leipziger Tor beim Japanischen Palais mit den beiden Wachhäusern von Gottlob Friedrich Thormeyer (Aquarell von Johann Carl August Richter, um 1830). Die vorherigen Torhäuser am Platz waren Teil der Dresdner Befestigungsanlage und wurden von Thormeyer durch rein klassizistische Bauten ersetzt. Die Ruine des südwestlichen Torhauses wurde 1969 abgebrochen, das nordöstliche Torhaus 2014 teilweise restauriert.

Mitteln fehlte, um repräsentative Großaufträge zu vergeben. Trotzdem gelang es Thormeyer, noch unter dem Einfluss der französischen Revolutionsarchitektur, einen charakteristischen, geradlinigen Klassizismus zu entwickeln.

Um 1830 begann die Umgestaltung des Theaterplatzes zwischen Residenzschloss/Hofkirche, Zwinger und dem kleinen Komödienhaus am Italienischen Dörfchen. Thormeyer war fast 20 Jahre maßgeblich an den Planungen für das Hoftheater beteiligt gewesen, das aber schließlich von Gottfried Semper realisiert

wurde. 1816 hatte Thormeyer einen ersten Entwurf zum Umbau des alten Hoftheaters von Matthäus Daniel Pöppelmann am Zwinger eingereicht. Die Umbaukosten sollten bei 1150 Sitzplätzen 21154 Taler betragen. In spätere Planungen war er als Berater eingebunden. Es schien zunächst so, dass seine besser an die Zwingerumgebung angepasste Überarbeitung der Entwürfe von Theodor Ottmer und Joseph Thürmer aus dem Jahre 1829 realisiert werden würde. Der Generalintendant des Hoftheaters, Wolf Adolf August von Lüttichau, unterstützte Thormeyers Pläne, die jedoch an der Finanzierung scheiterten. Da weiterhin Handlungsbedarf bestand, auch weil das verfügbare Platzangebot im Theater die Nachfrage nicht deckte, wurden die Planungen 1834 wieder aufgenommen. Thormeyer hatte nach Schurichts Tod im Jahre 1832 noch kurz unter Anton Ludwig Blaßmann im Hofbauamt gearbeitet, war danach aber zum Oberlandbaumeister ohne Bezug auf das Hofbauamt berufen worden. Zu den Planungen des Hoftheaters zog man Otto von Wolframsdorf vom Hofbauamt und Carl Gotthard Langhans hinzu, zudem wurden Neubaupläne diskutiert. Langhans legte auf der Grundlage der bisherigen Vorschläge einen neuen Entwurf zum Umbau des Pöppelmann'schen Hoftheaters vor. Er sollte die ästhetische Leitung, Thormeyer die ökonomische übernehmen. 1835 erhielt Thormeyer den Auftrag für konkrete Pläne und er fertigte Stiche an. Mit der Thronbesteigung durch Friedrich August II. im Jahre 1836 änderte sich die Situation. Auf Empfehlung von Karl Friedrich Schinkel ließ man die Umbauplanungen zugunsten eines kompletten Neubaus ab 1838, des ersten Semper'schen Hoftheaters, fallen. Zudem hatte Semper ein ganzheitliches Konzept entwickelt, bestehend aus Hoftheater, dem Denkmal für Friedrich August I. und der Ergänzung des Zwingers mit einer Gemäldegalerie. Der Historismus löste den Klassizismus ab. 1839 wurde Thormeyer mit Ernst Rietschel in eine Kommission berufen, die verschiedene Standorte für die zuvor im Stallhof untergebrachte Gemäldegalerie prüfen sollte. Den Auftrag erhielt später wiederum Semper; Rietschel hatte für eine Nutzung der von Thormeyer erbauten Zuckersiederei, für die von den Erben Calberlas nach einer neuen Nutzung gesucht wurde, plädiert. Der Dresdner Kunstverein organisierte hier Ausstellungen.

Der Schwiegersohn eines sächsischen Hofgärtners gehörte 1828 zu den Begründern der „FLORA – Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau". Neben Thormeyer und dem Initiator Ludwig Reichenbach zählten auch Karl August Böttiger, Oberhofprediger Christoph Friedrich Ammon, der Pädagoge Karl Justus Blochmann, Hofmarschall Carl Graf von Bose und Kammerherr Georg von Carlowitz zu den Stiftungsmitgliedern. Exklusivität war

ein Merkmal der Vereinsgründungen im Dresden des frühen 19. Jahrhunderts, und die Botanik war unter der Regentschaft von Friedrich August I. zu hohem Ansehen gelangt. Erst später traten der Gesellschaft mit Carl Adolf Terscheck und Jakob Seidel auch Gärtner bei. Die Publikationen der FLORA erschienen zunächst als Beilage der „Dresdner Abendzeitung“ von Theodor Hell. Zu den prominenten Mitgliedern im Laufe der Zeit gehörten auch Carl Gustav Carus, Heinrich Cotta, Oscar Drude, Max Neumeister und Bruno Steglich. Schon 1820 hatte Reichenbach im Zusammenwirken mit Terscheck und mit Thormeyers Unterstützung den Botanischen Garten in den alten Befestigungsanlagen gegründet. Thormeyer besuchte zudem literarisch und künstlerisch geprägte Gesellschaften. So zählte er wie Carl Gustav Carus, Theodor Hell und Ernst Rietschel zu den häufigen Gästen beim Major und Mäzen Friedrich Anton Serre. Wie Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf gehörte Thormeyer zu den ersten Mitgliedern der „Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen“. Sie war Fragen der Volkswirtschaft und dabei besonders der Landwirtschaft gewidmet und stand unter der Leitung von Kabinettsminister Detlev von Einsiedel. 1827 war sie maßgeblich an den Vorbereitungen zur Gründung der Technischen Bildungsanstalt, der heutigen TU Dresden, beteiligt. Das Konzept erarbeitete Rudolf Sigismund Blochmann. 1831 übernahm Gustav von Flotow die Leitung der Ökonomischen Gesellschaft, die Thormeyer zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.



Das Schweizerhaus auf der Bastei, von Hermann Krone 1857 fotografiert. Besonders Maler wie die Schweizer Adrian Zingg und Anton Graff, Lehrer an der Dresdner Kunstakademie zur Studienzeit Thormeyers und Namensgeber der Sächsischen Schweiz, erwarben sich große Verdienste um deren touristische Propagierung. 1826 entstand nach Plänen von Thormeyer das erste feste Gaststättengebäude auf der Bastei, in dem Gäste auch übernachten konnten. Die Bastei wurde in der Folgezeit zum Hauptausflugsziel der Sächsischen Schweiz. Das Schweizerhaus von Thormeyer wurde 1894 bedeutend erweitert.



Grab von Gottlob Friedrich Thormeyer auf dem Eliasfriedhof. Foto: Bananenfalter (Wikimedia Commons, Lizenz CC0 1.0 Universell)

Manchen Neuerungen stand Thormeyer skeptisch gegenüber. Als in der Dresdner Neustadt zwischen Schwarzem und Weißem Tor die Furnierfabrik „F. W. Schaft & Co.“ eine Dampfkraftanlage betrieb, wurden davon nicht nur viele Schaulustige angelockt, sondern die Anwohner fühlten sich durch Lärm, Rauch und Erschütterungen so belästigt, dass sie sich mit Thormeyer als Wortführer dagegen beschwerten. Thormeyer selbst war wirtschaftlich erfolgreich gewesen. Nach seinem Tode veröffentlichte der Dresdner Anzeiger am 10. März 1842 eine Auktionsanzeige, die von einem ansehnlichen Vermögen zeugte. Thormeyer hatte früh seine Ehefrau verloren. Sie fanden mit ihren Töchtern in einer von Thormeyer entworfenen Grabstätte neben dem Grab seiner Eltern auf dem Dresdner Eliasfriedhof die letzte Ruhe. Ihre Enkelinnen Sophie Adelheid Wagner verh. Salles und Charlotte Elise Wagner verh. Parrot de Puyroche lebten als Malerinnen in Frankreich.

In Dresden erinnern eine Straße in Zschertnitz und die Villa Thormeyer auf dem Gelände der ehemaligen Neustädter Festungswerke (Oberer Kreuzweg 8) an ihn. Die Villa war 1826 von Thormeyer für den Musikinstrumentenmacher Ernst Philip Rosenkranz errichtet worden und ist eines der wenigen Zeugnisse der klassizistischen Stilepoche in Dresden. Das Kupferstichkabinett bewahrt eine Sammlung seiner Zeichnungen auf. In Bischofswerda trägt eine Straße im Gewerbegebiet unweit des „Goldenen Löwen“ Thormeyers Namen.

Quellen: Georg Kaspar Nagler: „Neues allgemeines Künstler-Lexicon“. Fleischmann, 1848, S. 387–388; „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“. Seemann, Bd. 33, 1939, S. 87–88; Paul Ehmig: „Gottlob Friedrich Thormeyer“. Dresdner Geschichtsblätter, Nr. 1, 1896, S. 233–240; Gustav Müller: „Nachträgliches über Hofbaumeister Thormeyer“. Dresdner Geschichtsblätter, Nr. 2, 1897, S. 31–34; Ursula Pietzsch: „Er baute die bekannteste Dresdner Freitreppe: vor 222 Jahren wurde Hofbaumeister Gottlob Friedrich Thormeyer geboren“. Dresdner Amtsblatt, 43, 1997, S. 6/8; Johannes Weber: „Aus der Geschichte meiner Heimat“. Unveröff. Chronik von Bischofswerda, 1977, Bd. 4, S. 22–23; Karl Wilhelm Mittag: „Chronik der königlich sächsischen Stadt



„Villa Thormeyer", zwischen Albertplatz und Albertbrücke gelegen.

Bischofswerda". May Bischofswerda, 1861; Christiane Theiselmann: „Das Denkmal Friedrich August I. von Sachsen von Ernst Rietschel". Zeitschrift für Kunstgeschichte, Bd. 53, H. 1, 1990, S. 1–24; Arthur Weichold: „Wilhelm Gotthelf Lohrmann 1796-1840". J.A. Barth, 1985; Rudolph Zaunick: „Gründung und Gründer der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS vor hundert Jahren". Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, 1934, S. 9–49; Allgemeine Literaturzeitung, Bd. 1, Nr. 50, 1809; Zeitung für die elegante Welt, Bd.12, Janke, 1812; Andrea Dietrich: „Zwischen Tradition und Modernität: König Johann von Sachsen 1801-1873". Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 8, Leipziger Universitätsverlag, 2004; Klaus Jan Philipp: „Um 1800: Architekturtheorie und Architekturkritik in Deutschland zwischen 1790 und 1810". Edition Axel Menges, 1997; Max Georg Mütterlein: „Gottfried Semper und dessen Monumentalbauten am Dresdner Theaterplatz". Dissertation, TH Dresden, 1913; Thomas Kantschew: „Die städtebauliche Entwicklung Dresdens im 19. Jahrhundert". FU Berlin, 1996; www.eliasfriedhof-dresden.de; Miriam Liese: „Die Eröffnung der Brühlschen Terrasse durch den russischen Fürst Nikolai Grigorjewitsch Repnin-Wolkonski". 2009; Bastian Wienrich: „Die Querbebauung der Elbe am Beispiel der Stadt Dresden: Inwieweit wirkte der ästhetische Aspekt bei der Bebauung bzw. „Nichtbebauung" des Dresdner Elbabschnittes". GRIN Verlag, 2007; Günter Jäckel: „Dresden zur Goethezeit: 1760–1815". Dausien, 1988; Dresdner Geschichtsverein (Hrsg.): „Dresden: die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zur Gegenwart". Junius, 2002; Petra Listewnik, Michael Schäfer, Jörg Ludwig: „Wirtschaft und Staat in Sachsens Industrialisierung, 1750-1930". Bd. 3 von Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte, Leipziger Universitätsverlag, 2003; Friedrich Adolf Peuckert: „Die ger. und vollk. St. Johannisloge zu den drei Schwertem und Asträa zur grünenden Raute im Orient Dresden 1738-1882: Ein Beitrag zur Geschichte der Freimaurerei in Dresden und Sachsen. Nach archivalischen Quellen bearbeitet". Bruno Zechel, 1883; „Die Freimaurerloge zum goldenen Apfel im Orient Dresden 1776–1876". Heinrich Dresden, 1876; Adressbücher der Stadt Dresden; Ursula Müller geb. Thormeyer, Mitteilungen 2015; Gero Schilde: „Gottlob Friedrich Thormeyer, ein spätklassizistischer Architekt Sachsens". Dissertation 1922



Gottfried Unterdörfer in Milkel. Foto: Burkhard Unterdörfer, Mitte der 1960er Jahre.

Unterdörfer, Max Gottfried Rudolf

Dichterförster in Uhyst/Spree
17.03.1921 Zschornau b. Kamenz – 09.09.1992 Uhyst

V: Otto Max (*21.9.1895 Brunndöbra, †13.8.1945 im Internierungslager Toszek/Tost, Schlesien), Förster in Kamenz; M: Erna Linda geb. Franke (*5.2.1900 Bernsdorf, †8.5.1981 Löbau), kaufmännische Angestellte; G: Erna Johanna Erika verh. Gebler (*20.4.1924 Kamenz, †11.3.2008 Ebersbach, kaufmännische Angestellte); E: 26.8.1950 Christa Charlotte geb. Burghardt (*9.12.1920 Kamenz, †13.2.2012 Thyrow), Tochter des Maschinenfabrikanten Friedrich Burghardt; K: Burkhard (*17.6.1951, Oberforstrat in Ludwigsfelde, Schwiegersohn eines Studienfreundes von Richard Garbe)

Gottfried Unterdörfer wurde als erstes Kind einer Försterfamilie in Zschornau bei Kamenz geboren. Kurz danach zog die Familie in das neu erbaute Kamenzer Forsthaus am Rande der Stadt nahe Wiesa. Hier verlebte er Kindheit und Jugend. Es war der Vater, der in seinem Sohn mit gemeinsamen Pirschgängen das innige Verhältnis zur Natur erweckte, und es war v. a. die Mutter, die den Kindern den tief verwurzelten christlichen Glauben vermittelte. Von 1931 bis 1937 besuchte Unterdörfer das Reform-Realgymnasium in Kamenz. Wie seine Vorfahren über vier Generationen entschied er sich für eine Laufbahn als Förster. Nach einer Lehre bei der Sächsischen Landesforstverwaltung studierte er von September bis Dezember 1940 an der Forstschule in Reichstadt. Schon in dieser Zeit zeigte sich, dass Unterdörfer lieber im Wald Gedichte schrieb, als mit der Waffe auf Jagd zu gehen.

Als Infanterieoffizier an der Ostfront lernte Unterdörfer den Krieg mit allen seinen Schrecken kennen und wurde mehrfach verwundet. Er kam am 9. Mai 1945 in Bayern in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung wollte er im Februar 1946 nach Hause zurückkehren, wurde jedoch bereits in Erfurt durch die Rote Armee erneut gefangen genommen und in ein Lager bei Moskau verbracht. Hier entstanden erste Gedichte, die bezeugen, wie sehr er sich nach seiner Lausitzer Heimat sehnte. Erst am 19. Dezember 1949 konnte er schließlich heimkehren, durch Krieg und Gefangenschaft gesundheitlich gezeichnet. Mit der in Gefangenschaft geschriebenen „Kriegssonette“ hatte Unterdörfer später seinen ersten großen Erfolg als Dichter. Aus diesen Jahren des Schreckens wuchs jene tiefempfundene Sehnsucht nach Frieden, die viele seiner späteren Werke auszeichnete.

1950 zog Unterdörfer mit seiner Frau nach Uhyst/Spree, wo er eine Stelle als Revierförster antrat. 1955 konnten sie das neue Forsthaus beziehen. Es lag einsam zwischen Mönau und



Allee mit alten Eichen zwischen Mönau und Uhyst/Spree, nahe Unterdörfers ehemaligem Forsthaus.

Uhyst an einer Allee aus Eichen und Birken und wurde für viele Jahre zum geliebten Zuhause. Besonders die vielgestaltige Vogelwelt der umliegenden Teichlandschaft hatte es ihm angetan. Unterdörfer zählte den bedeutenden Ornithologen Dr. Wolfgang Makatsch zu seinen engen Bekannten, ebenso den Botaniker Max Militzer. Häufig führte er Schülergruppen durchs Revier oder ging zu ihnen in die Schule. Unterdörfer sah es als seine Mission an, der jungen Generation die Liebe zur Natur nahezubringen. Er erlebte deren Zerstörung durch den sich ausweitenden Braunkohlentagebau hautnah, als allein in seinem Revier ca. 1/3 des Waldes verloren ging. Sein Engagement für den Naturschutz wurde zur Hoffnung für viele Gleichgesinnte, brachte Unterdörfer in der DDR aber wiederholt in Konflikt mit dem Staat. Er unterstützte die kirchliche Umweltarbeit, und der Kummer über die angerichtete Naturzerstörung und den Heimatverlust für viele Menschen kommt in mehreren seiner Werke zum Ausdruck. Auch wenn die ökonomischen und politischen Zwänge schier übermächtig waren, hatte sein stetes Bemühen manchen Erfolg. Mit Generationen von Uhyster



Bergbaufolgelandschaft Bärwalder See nahe Uhyst – nach weitgehendem Abschluss der Sanierungsarbeiten (oben, 2000) und natürliche Wiederbesiedelung (unten, 2005).



Schülern wurden von ihm und seinen Mitarbeiterinnen 500 Nistkästen aufgehängt, mehr als 50 wilde Müllplätze beseitigt und hunderttausende Kiefernsämlinge gepflanzt. In Erinnerung an den gemeinsamen Kampf um die Erhaltung der Natur stellten Freunde an eine alte gerettete Eiche im März 2000 einen Stein mit dem aus seinem Buch „Wege und Wälder" stammenden Spruch: „Wanderer, deinen Augen Glück."

Frank Fiedler ist eine Exkursion mit Bischofswerdaer Ferienschülern durch das Uhyster Forstrevier im Jahre 1964 mit vielen Einzelheiten in Erinnerung geblieben. Ohne Zögern war Unterdörfer der Bitte gefolgt, die Exkursion zu leiten. Was die Kinder erlebten, überstieg alle Erwartungen. Haubentaucher trugen ihre Jungen huckepack, Zwergrallen liefen auf den Schwimmblättern des Laichkrautes im Ochsenteich und Raubvögel flogen über das Gelände. Nachts im Zeltlager erklang ein Schmatzen aus dem Röhrichtgürtel – es waren die Karpfen, die unter der Wasseroberfläche den Bewuchs an den Schilfhalmen abweideten. Unterdörfer sorgte für weitere Höhepunkte. Er holte die 12- bis 14-jährigen Schüler ab und führte sie durch sein Revier. Keiner hatte bis dahin etwas von Schellenten gehört, die in Schwarzspechthöhlen hoch in Altbuchen brüten und deren noch nicht flugfähige Jungen aus bis zu 15 Metern hinabspringen. Auf dem Heimweg „umzingelten" die Schüler eine junge Ringelnatter, die aufgeregt auf einzelne losschoss, aber abdrehte, weil die Schüler hoch sprangen. Schließlich sprang eines der Kinder zur Seite – und die Ringelnatter ward nicht mehr gesehen. Ein paar Tage später besuchte der Förster erneut die Gruppe und bot ihr eine „Kuhteichrundfahrt" mit einem Fischerkahn.

Zu Unterdörfers Lebzeiten erschienen 10 Bücher in zum Teil mehreren Auflagen. Sie waren in der DDR häufig nur schwer zu erhalten und für innige Naturverbundenheit, die poetische Beschreibung der Oberlausitzer Heimat und die Liebe zu deren Menschen, aber auch für die Vermittlung christlicher Werte bekannt. Unterdörfer bezog sich in seinem Wirken auf die Bekennende Kirche und Dietrich Bonhoeffer. Er wollte stets für Andere da sein. Vielfach basierten seine Werke auf autobiografischen Erinnerungen: die Schrecken des Krieges, Erlebtes und Gesehenes im Kreis von Familie und Kirchgemeinde. Besonders beeindruckend in seinem dichterischen Schaffen ist, mit welch feiner Beobachtungsgabe er selbst dem Unscheinbaren in der Natur Sinn und Bedeutung verleihen konnte. Hier wird der christliche Hintergrund des Dichters deutlich, für den auch scheinbar unbedeutende Tiere und Pflanzen schön sind und ein Lebensrecht besitzen. Unterdörfer ging davon aus, dass der Einzelne keinen Einfluss auf das „große" Weltgeschehen nehmen kann, sondern sich

stattdessen darum bemühen muss, an seinem Platz das Bestmögliche zu tun. Das Schöne im Alltäglichen zu erkennen, ist dafür eine wesentliche Voraussetzung, wie Unterdörfer vermitteln wollte. Mit seinen Werken hat er vielen seiner Zeitgenossen wieder zur Heimatorientierung verholfen. Dazu trugen auch häufige Schriftstellerlesungen und Lesegottesdienste in Uhyst bei. Unterdörfer, der in seinen frühen Uhyster Jahren Pfarrer Daniel Hoffmann kennen gelernt hatte, gehörte damit zu den Begründern einer Tradition, die auch heute noch im „Uhyster Lesewinter" lebt. Es war zudem für ihn selbstverständlich, sich für die Belange der sorbischen Mitmenschen einzusetzen. Das Ehepaar Unterdörfer verband eine langjährige Freundschaft mit der Witwe Jutta Baudert, Schwiegertochter des







Dem Maler Hanns Georgi zeigte Unterdörfer auf ausgedehnten Erkundungsfahrten aus seiner Sicht Malenswertes: eine Wasserfläche weiß von blühendem Hahnenfuß (Abb. oben), Teichrallen und Höckerschwäne auf der Wasserfläche (Abb. Mitte), aufgeforstete Kippen eines Braunkohletagebau-Restlochs. Unterdörfer war verwundert, dass der Maler mit geübtem Blick noch ganz andere Motive entdeckte: einen Teichwinkel aus schwarzbraunem Sumpf, vom angrenzenden Unterholz beschattet, und die Wasserfläche des Braunkohletagebau-Restlochs, spiegelnd in einer Vielfalt von Farben. Besonders beeindruckt hat Unterdörfer aber, wie Georgis Bilder alles Lichtbedürftige durchleuchteten, so wie die Erlen in der Verlandungszone eines Teiches (Abb. unten): „Stehendes Wasser wird belebt durch die auf Rabatten hockenden, Feuchtigkeit liebenden, einander in die Höhe treibenden Bäume, durch deren Rinde man das rötliche Holz ahnt."



Gedenkstein an Gottfried Unterdörfer, auf private Initiative gesucht, angefertigt und aufgestellt an der Straße zwischen Mönau und Lieske.



Unterdörfer schrieb am 18. April 1992 in sein Tagebuch: „Gang um den Drehnaer Oberteich mit dem breiten Damm, der ihn zum Sarkassenteich abgrenzt. Vielstämmige mächtige Weiden umsäumen ihn“. Bereits abgestorbene Exemplare dienen Großvögeln, beispielsweise Reihern, als Ruheplatz.

ehemaligen Bischofs der Herrnhuter Brüdergemeine Walther Baudert, die wiederholt mit zwei Schwestern im Forsthaus Uhyst Hausmusik darbot. Mit Armin Stolper, Chefdramaturg des Deutschen Theaters in Berlin, hielt Unterdörfer engen Kontakt. Mitglied im Schriftstellerverband der DDR war er nicht. Stattdessen fühlte er sich Künstlern verbunden, mit denen er die Liebe zur Oberlausitz und die christliche Weltanschauung teilte. Dies galt besonders für Gottfried Zawadzki, mit dem Unterdörfer seit der Schulzeit befreundet war. Mehrfach schrieb er Beiträge in Büchern von oder über Johannes Lebek. Aber auch Hanns Georgi, Maler in Sebnitz, weilte oft bei den Unterdörfers.

Unterdörfer war Mitglied im Redaktionskollegium „die kirche“ Görlitz und im Gemeindekirchenrat



Gottfried Unterdörfer, selbst ein aktives Mitglied der Uhyster Kirchengemeinde, verfasste 1992 einen Beitrag zur Geschichte der Kirche. Zu den ehemaligen Pfarrern zählten Georg Petermann (1738–1741) und Karl Traugott Kanig (1829–1834).



„Ich möchte einen Kranich sehen.“ Unterdörfer beschrieb sein Bemühen, die beeindruckenden Vögel zu beobachten. In den Jahren 2014 und 2015 waren sie regelmäßig in der Nähe von Unterdörfers ehemaligem Forsthaus zu sehen, teilweise nur wenige hundert Meter entfernt.

Uhyst. 50 Jahre nach Beginn seiner Arbeit im Forst trat Unterdörfer im Sommer 1987 in den Ruhestand. Er war zeitlebens ein Verfechter, die nachhaltige Entwicklung von Natur und Landschaft nicht kurzfristigen wirtschaftlichen Interessen zu opfern. Dieses Vermächtnis wird heute im UNESCO-Biosphärenreservat Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft bewahrt, welches sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu Unterdörfers früherem Revier befindet.

In seinem Nachlasswerk „Ich möchte einen Kranich sehen“, mit einem Titelbild von Zawadzki, wird der Reichtum innerer Werte besonders deutlich. Das Tagebuch seiner letzten Monate enthält viele Begebenheiten aus dem Alltag, erzählt mit Humor und Weisheit. Dazwischen reflektiert Unterdörfer Episoden aus seinem Leben, Kindheitserlebnisse, Geschehnisse in der Familie und die Arbeiten an einem Dorfbuch für Uhyst. Er begleitete die neue Zeit durchaus kritisch, warnte aber schon damals vor einer Verklärung der DDR-Vergangenheit und erinnerte an deren Militarismus. Der letzte Eintrag, einen Tag vor seinem Tod, ist charakteristisch für sein Weltbild: Er versprach den Hornissen in seinem Garten, sie zu beschützen. Entsprechend seinem Wunsch wurde Unterdörfer in Thyrow/Brandenburg beigesetzt, wo 15 Jahre zuvor schon sein literarisches Vorbild Heinrich Alexander Stoll zur letzten Ruhe gebettet worden war.

Quellen: Heinz Pacholke: „Biographie Gottfried Unterdörfer“. Internetpublikation und Begleittext zu einem Lichtbildervor-



Das Ehepaar Unterdörfer hatte ein besonderes Verhältnis zu der östlich des Forsthauses einsam im Wald gelegenen Neuteichgruppe (Foto: 2012). Sie nutzten Badegelegenheit und Kahnfahrtmöglichkeiten im Kahn der Teichwirtschaft auch mit Sohn, Enkel oder Gästen. Hier fand Unterdörfer die Ruhe zum Ausspannen oder zur Beobachtung bemerkenswerter Vogelarten wie Rohrweihe, Rohrdommel, Kranich und Seeadler, aber auch Freude an seltenen Pflanzenarten des Teichufers. Sein „Tagebuch" weist für annähernd ein Dreiviertel des Jahres 1992 mit 20 Einträgen auf den Neuteich hin. Darunter befindet sich der Hinweis, dass dort die Anregung erfolgte für die Erzählung „Die Nacht am See" aus „Dem Holzhaus gegenüber" (1963).

trag im Gottfried-Unterdörfer-Museum; Monika Jeschke, Stadtarchiv Kamenz, Mitteilungen 2008; Hans-Dietrich Haemmerlein: „Er war in Natur und Kirchengemeinde beheimatet, Zum Gedenken an Gottfried Unterdörfer". die kirche Görlitz, Nr. 43, 25.10.1992, S. 6; Jutta Baudert, Mitteilungen, 2009; Burkhard Unterdörfer, Mitteilungen, 2011; Hans Reichelt: „Regenzeit und Reiherruf". die kirche Görlitz, Nr. 29 u. 42, 1984; Hans-Dietrich Haemmerlein: „Natur und Menschen gaben dem dichtenden Forstmann Themen". Sächsische Zeitung Niesky, 22.9.1992, S. 12; Elsa Niemann: „Innige Naturverbundenheit und Liebe zu den Menschen". Sächsische Zeitung Sebnitz, 17./18.10.1992; Rulo Melchert: „Die Freuden wachsen im Gartengeviert". Sächsische Zeitung Sebnitz, 5.9.2001; Tagesspiegel: „99 Zeilen Schwerk, Von Goethes Zeitungsverzicht zum Trostbuch eines Lausitzer Försters". 09.02.2002; Armin Stolper: „Der gute Mensch von Uhyst: Zu Gottfried Unterdörfers 10. Todestag am 9. September 2002". In: Oberlausitzer Kulturschau, Bd. 8, 2002, H. 9, S. 20–21

Bibliografie

„Du lebst vom Du“. Gedichte, Union Verlag Berlin, 1959 und 1962
„Dem Holzhaus gegenüber“. Erzählungen, Union Verlag Berlin, 1960 und 1963
„Ich will den Bogen setzen“. Gedichte, Union Verlag Berlin, 1964
„Von Abend zu Abend“. Neun Liebesgeschichten, Union Verlag Berlin, 1965 und 1967
„Nicht die Bäume allein“. Erzählungen und Skizzen, Union Verlag Berlin, 1968 und 1971
„Regenzeit und Reiherruf“. Erzählungen und Betrachtungen, Evangelische Verlagsanstalt Berlin, 1971
„Wildtaubenruf“. Erzählungen und Gedichte, Union Verlag Berlin, 1973 und 1976
„Jahresringe“. Geschichten unter Bäumen, Union Verlag Berlin, 1981
„Weltreise in das lange Holz“. Ausgewählte Prosa, Union Verlag Berlin, 1984
„Wege und Wälder“. Kleine Prosa, Union Verlag Berlin, 1986
„Ich möchte einen Kranich sehen“. Erzählungen, Gedichte und ein Tagebuch, hrsg. vom Uhyster Heimatverein e. V., Lusatia Verlag Dr. Stübner & Co. KG Bautzen, 2001
„Als die Sümpfe blühten“. Erzählungen, Lusatia Verlag Dr. Stübner & Co. KG Bautzen, 2010

weitere Mitwirkungen, Auszüge bzw. Manuskripte (Auswahl):

„Kleines Wasserrad und andere ernsthafte Geschichten“. Mit anderen Autoren, Evangelische Verlagsanstalt Berlin, 1963 und 1964
Dorfklub Uhyst (Hrsg.): „Uhyst und Umgebung“. September 1965
„Begegnungen mit Hanns Georgi“. In: Begleitheft zur Ausstellung zum 80. Geburtstag von Hanns Georgi, Gemälde, Aquarelle, Illustrationen, S. 4–6, Veranstalter: Rat der Stadt Sebnitz, August 1981
„Der Teich“. Mit Holzschnitten von Johannes Lebek, 120 Exemplare Privatdruck, Druck und Einband von R. Walter Göttingen, 1983
„Häuser der Kindheit“. Original Holzschnitte von Johannes Lebek, als Privatdruck herausgegeben von Hubert Wegner, Druckerei Küster Hannover, 1984
„Förstertagebuch“. Manuskript, 1985
„Ein Lebensweg in Bildern“. In: Johannes Lebeck: „Der Holzschneider Johannes Lebeck. Leben und Werk“. Rudolf-Schneider Verlag München, 1988
Johannes Lebek: „Holzschnittfibel“. Mit einem Beitrag von Gottfried Unterdörfer, Verlag der Kunst Dresden, 1991
Gemeindeverwaltung Uhyst (Hrsg.): „Uhyst an der Spree“. 1992
Gottfried Zawadzki: „Malerei – Grafik – Kirchenraum – Glasbild“. Mit einem Vorwort von Gottfried Unterdörfer, Lausitzer Druck- und Verlagsgesellschaft Bautzen, 1993



Es ist überliefert, dass Hermann Vetter (Porträt um 1908) in seiner Jugend an seinen Geburtsort zurückgekommen sein soll, um auf der Herbrig-Orgel zu spielen. Pfarrer in Großdrebnitz bis 1875 war Carl Julius Marloth.

Vetter, Friedrich Hermann

Professor am Dresdner Konservatorium
09.07.1859 Großdrebnitz – 21.05.1928 Dresden

V: Friedrich August, Bauerngutsbesitzer (1880–1895, Nr. 83) und Gemeinderatsmitglied in Lauterbach; M: Wilhelmine Pauline geb. Winkler (*10.2.1837 Bühlau, † in Lauterbach), 7.7.1861 verehel. Vetter; E: 22.7.1884 Dresden, Rosa Wanda geb. Böhme (16.2.1864–25.7.1898), Tochter des Lokalrichters und Gutsbesitzers Carl Friedrich Böhme; K: Eleonore Vera Wanda Edith (*5.9.1889 Dresden, Mitbesitzerin der Erbbegräbnisstätte Böhme, Mittelweg 184, Dresden St. Pauli; verh. mit Rechtsanwalt Dr. jur. Woldemar Erwin Schreier/Dezember 1945 letztes Begräbnis Familiengrabstätte; Nachbesitzerin des Hauses Elisenstraße 75/77 ihres Vaters; † nach 1945)

Vetter wurde in Großdrebnitz geboren (vermutlich im Schulhaus) und getauft, wo sich seine damals noch ledige Mutter zeitweilig aufhielt. Aufgewachsen ist er in Lauterbach. Sein Vater gab ihm den ersten Musikunterricht.

Um 1880 bezog Vetter das Dresdner Konservatorium. Er blieb mit dieser Musikschule über 40 Jahre verbunden und war ein wichtiger Akteur in einer Phase des Wandels der Dresdner Musikausbildung. Das Konservatorium, Vorläufer der heutigen Musikhochschule, war 1856 vom Kammermusiker Friedrich Tröstler gegründet und 1859 an Friedrich Pudor verkauft worden. Unter dessen Leitung erhielt die Einrichtung 1881, also etwa zur Zeit von Vetters Studienbeginn, das Prädikat „Königliches Konservatorium". Der König war oberster Protektor, viele Lehrkräfte gehörten der sächsischen Hofkapelle an. Damit hob sich das Konservatorium nicht nur größenmäßig unter den damals ausschließlich privaten Musikschulen Dresdens hervor, z. B. den Zillmann'schen Musikschulen und der Gesangs- und Opernschule von Auguste Götze, bei denen seinerzeit Johannes Pache tätig war, der Musikschule für Damen von Bernhard Rollfuß, einem Schüler von Woldemar Heller, sowie der von Friedrich Wieck gegründeten Akademie für Klavierspiel. Vetter lernte am Konservatorium bei Eugen Krantz, Theodor Kirchner, Wilhelm Rischbieter und Hofkapellmeister Franz Wüllner. Insgesamt waren hier mehr als 70 Lehrer beschäftigt. Ab 1883 unterrichtete Vetter am Konservatorium selbst Klavier. Friedrich Pudor wurde als Direktor seinerzeit zunächst durch Franz Wüllner als künstlerischem Leiter unterstützt. Um 1885 führte man einen akademischen Rat ein, dem u. a. Hofkapellmeister Adolf Hagen, Theodor Kirchner, und das Mitglied der Dresdner Hofkapelle Eduard Rappoldi angehörten. Der Unterricht erfolgte in den drei Abteilungen für (1) umfassende praktische und theoretische Ausbildung

einschließlich Kompositionslehre für Dirigenten, Instrumentalisten, Sänger und Musiklehrer, (2) Ausbildung in Einzelfächern sowie (3) Elementarunterricht für einzelne Instrumente oder Gesang. Der Sitz des Konservatoriums befand sich langjährig in der Landhausstraße 6 bzw. 11. 1887 übernahm Heinrich Pudor die Leitung von seinem Vater. Weil Pudor mit seinem Konzept, ausschließlich auf deutsche Musik zu setzen, auf heftige Kritik stieß, verkaufte er das Konservatorium 1890 an Eugen Krantz. Nach dessen Tod führten die Söhne Johannes Krantz und Curt Krantz das Konservatorium bis zur Verstaatlichung 1937 weiter. Sie entwickelten das Profil einer Hochschule der Tonkunst mit verbundener Theaterschule und staatlichem Musiklehrerseminar. Das Konservatorium trug den Beinamen „Hochschule für Musik und Theater“. Zudem wurden Kirchenmusiker ausgebildet und es bestand eine Volksmusikschule.

Vetter machte sich als Autor und Herausgeber von Musikdrucken einen Namen. Seine „Technischen Studien“ von 1899 wurden von Eugen d'Albert ausdrücklich für den Klavierunterricht empfohlen. Sie bestanden aus vier Heften. Zwei hatte Vetter bereits 1894 veröffentlicht: „Uebungen mit fortrückender und stillstehender Hand in kontrapunktischer Zweistimmigkeit“ und „Der Fingerwechsel bei unterbrochner, sowie ununterbrochner Tonwiederholung und im



Das Palais Hoym, Landhausstraße 11, war schon vor der Gründung des Konservatoriums ein kulturelles Zentrum. Der Dresdner Gesellschaftsverein Harmonie hatte hier seinen Sitz. Robert Schumann gab Konzerte, Gottfried Semper, Ernst Rietschel und später Bruno Steglich gingen hier ein und aus.

Doppelgriffspiel“. Weitere der zumeist bei Friedrich Hofmeister in Leipzig erschienenen Vortrags- und Studienwerke Vetters für Klavier waren: „Die ersten Musikstückchen für Anfänger im Klavierspiel“ (1897, neun melodische, instruktive und progressive

Vortragsstücke), „24 melodische Klavier-Etüden für gleichmässig fortschreitende Ausbildung beider Hände, sowie des Vortrags" (1900, drei Hefte für die drei Stufen des Elementar-Unterrichts) und „Das Studium der Tonleitern, Arpeggien und Doppelgriffstonleitern für Klavier zu 2 Händen" (1905). Daneben gab Vetter Musikdrucke bekannter Klaviervirtuosen wie Johann Baptist Cramer („66 ausgewählte Klavier-Etüden"), Franz Liszt („12 Etüden op. 1"), Victor Alphonse Duvernoy („Vorschule der Geläufigkeit für Pianoforte. 20 Etudes-Exercices sans Octaves") und Friedrich Burgmüller („12 brillante und melodische Etuden") heraus.

Das Konservatorium berief Vetter 1907 zum Professor und Direktoriumsmitglied. Dem Direktorium gehörten seinerzeit auch die Professoren Karl Heinrich Döring und Felix Draeseke, die Kammermusiker Maximilian Gabler und Albert Wolfermann sowie Konzertmeister Henri Petri an. Klavierunterricht erteilte neben Vetter die bekannte Konzertpianistin Laura Rappoldi-Kahrer. Das Konservatorium arbeitete stark gewinnorientiert; der „Kunstwart" von Ferdinand Avenarius hatte schon 1904 hinterfragt, dass eine solche Schule als königliche Einrichtung auftreten durfte und für Freistellen auch finanzielle Unterstützung erhielt. Mehr als 100 Lehrkräfte unterrichteten Anfang des 20. Jahrhunderts am Konservatorium etwa 1300 Schülerinnen und Schüler von Grund- bis Hochschulklassen in Musiktheorie, an Tasten-, Streich- und Blasinstrumenten sowie in den Fächern Gesang und Bühne. Allgemein Musikinteressierte konnten sich als Hörer einschreiben. 1908 erschien bei Hofmeister in Leipzig Vetters bekanntestes Werk, „Zur Technik des Klavierspiels". Weil die Ausbildung an den vielen konkurrierenden privaten Musikschulen häufig mangelhaft war, gehörte Vetter als Vorstandsmitglied des Musikpädagogischen Vereins zu den Initiatoren einer Prüfungsordnung für Musikschullehrer, die 1913 in Kraft trat. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen prägten einen großen Teil seiner Direktoriumszeit. 1922 unterrichtete er kurz vor seiner Pensionierung die spätere New Yorker Pianistin Irma Wolpe-Rademacher.

Quellen: E. W. Fritzsch: „Musikalisches Wochenblatt". 1897, 1899; Hermann Abert, Rudolf Gerber: „Illustriertes Musiklexikon". J. Engelhorns nachf., 1927; Rudolf Maria Breithaupt: „Die natürliche Klaviertechnik". 1927; Hofmeisters Handbuch der Musikliteratur, 1934; Emil Breslaur, Anna Morsch: „Der Klavierlehrer". Peiser Verlag, 1895; S. Freitag: „Richard Kaden (1856–1923)"; lexm.uni-hamburg.de; Asher (Hrsg.): „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich aus Anlass der Weltausstellung in St. Louis unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner". Berlin 1904; Horst Gersdorf: „Kultur im 770jährigen Bischofswerda". Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser, 1997, H. 2, S. 8–21; Stadtarchiv Bischofswerda, Auszug aus dem Taufbuch Großdrebnitz (korrigierte und ergänzte Angaben von Christfried Marschner, Ortschronist von Großdrebnitz, 26.10.2007); M. Hesse: „Das Neue Musiklexikon". Nach: Arthur Eaglefield Hull, Alfred Einstein: „Dictionary of Modern Music and Musicians", 1926; Der Kunstwart: Rundschau über alle Gebiete des Schönen, Bd. 17/2, 1904; Dresdner Adressbücher; Friedhofsverwaltung St. Pauli Dresden; Bert Wawrzinek, Lauterbach, 2016



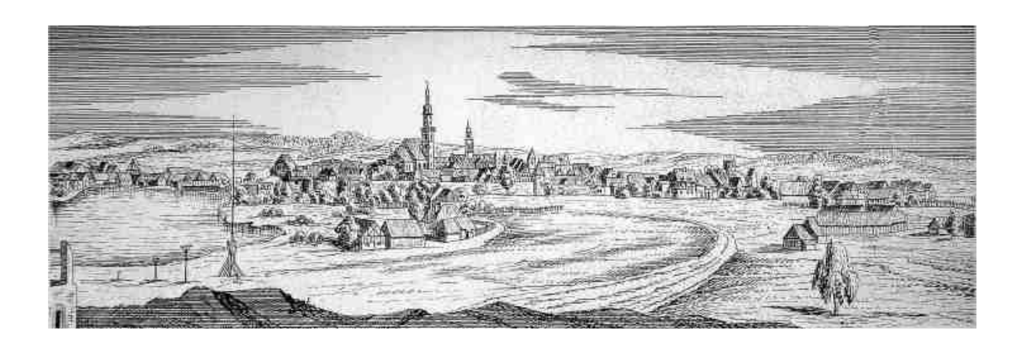
Kardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Mainz, hält eine Messe in der Stiftskirche Halle ab (Albrecht Dürer, 1523). Einer der anwesenden Geistlichen war sicher Georg Winckler.

Winckler, Georg

Bacc. jur., Prediger, Märtyrer der Reformation
* um 1490/1495 in Bischofswerda oder Goldbach – 23.04.1527 im Spessart bei Aschaffenburg

V: Bürger in Bischofswerda; E: um 1526 mit einer Adligen

Wincklers Geburtsdatum ist in der Literatur unbekannt. Von der Immatrikulation im Sommersemester 1509 an der Universität Leipzig kann aber abgeleitet werden, dass er Anfang der 1490er Jahre geboren wurde. Sowohl die Immatrikulation als auch die Bischofswerdaer Chronik von 1713 von Christian Heckel und die nachfolgende von Karl Wilhelm Mittag verweisen auf eine Herkunft aus Bischofswerda, jedoch nicht die vorherige Chronik von Michael Pusch von 1659. Einige historische Quellen geben Goldbach als Geburtsort an. Ohne tatsächlichen biografischen Bezug bei Georg Winckler ist die Zitierung dieses kleinen Dorfes kaum vorstellbar. Möglicherweise ist dieser Widerspruch dadurch zu erklären, dass im Mittelalter der Umzug vom Dorf in die Stadt kein einfacher Ortswechsel war. Auch wenn die Erbuntertänigkeit in Sachsen weniger ausgeprägt war, bestanden auf dem Dorf feudale Abhängigkeiten. 1559 gab es unter den 29 Goldbacher Grundbesitzern einen Hans Winckler (mit identischer Schreibweise). Eventuell entstammte Georg Wincklers Vater einem parallelen Familienzweig. Dies könnte erklären, wenn er seinen Sohn in Goldbach hätte taufen lassen, weil es seinerzeit in Bischofswerda keine Stadtkirche gab. Der hier ansässige Erzpriester, der dem Archidiakonat Bautzen unterstand, war mit seinen Kaplanen für die drei Kapellen der Stadt zuständig und beaufsichtigte weitere Kirchen in der Umgebung. Vor diesem Hintergrund wäre aber auch verständlich, wenn eine mögliche Geburt von Georg Winckler noch in Goldbach vor einem Umzug in die Stadt in der Überlieferung verloren gegangen wäre. Bischofswerda gehörte zu jener Zeit nicht nur geistlich zum Bistum Meißen, sondern wie im gesamten Bereich des Hochstifts übte der Bischof zudem die weltliche Herrschaft aus. Bischof Johann VI. von Saalhausen bemühte sich seit seiner Amtseinführung 1488 um wirtschaftliche Fortschritte auch in der Provinz. Das Markttreiben in Bischofswerda belebte sich und die Innung der Leinenweber wurde 1491 anerkannt. In der Stadt Bischofswerda wuchs der Wohlstand, was sicher Einwohner aus den umliegenden Dörfern anzog. Die Stadt wurde in jener Zeit aber auch zum Schauplatz von Konflikten zwischen dem Bischof und dem sächsischen Herzog Georg dem Bärtigen,



Bischofswerda um 1623 mit der 1497 unter Bischof Johann VI. geweihten Marienkirche. Die vorherige, vermutlich 1076 von Benno von Meißen gestiftete Kirche war 1469 abgebrannt (Blick von Osten nach Westen).

der eine Schutzherrschaft über das bischöfliche Gebiet beanspruchte. Als ein ehemaliger Gefolgsmann von Herzog Georgs Vater 1504 Bischofswerda überfiel und eine größere Zahl der Einwohner in monatelange Geißelhaft nahm, der Bischof ihm aber die erbetene Unterstützung versagte, ließ Herzog Georg die Stadt besetzen und gab sie erst 1507 zurück.

Wincklers Eltern waren vermutlich wohlhabend, denn die finanziellen Belastungen eines langen Studiums konnten sich im ausgehenden Mittelalter nur wenige leisten und lange Studienzeiten waren wegen der mehrstufigen Graduierungsprozedur, aber auch wegen der Reisebelastungen nachhause nicht ungewöhnlich. Der Sohn wurde als Georgius Winckeler im Sommersemester 1509 an der Universität Leipzig unter dem Rektor Thilo von Trotha immatrikuliert. Es ist unbekannt, ob Winckler häufig nach Bischofswerda zurückkehrte oder für seinen Lebensunterhalt bezahlte Stellungen annehmen musste. Nach Prager Vorbild galt in Leipzig eine 4-Nationen-Verfassung. Sowohl die Studenten als auch die Lehrkräfte kamen aus Meißen (dem heutigen Sachsen zzgl. Thüringen und Südbrandenburg), Bayern, Sachsen (einschließlich Norddeutschland, Baltikum) und Polen (einschließlich Böhmen), wobei die Grenzen dazwischen und nach außen relativ flexibel gehandhabt wurden. Die Leitungsgremien waren paritätisch besetzt. Daraus resultierte schon damals ein internationaler Charakter der Universität in der Messestadt. Im Sommersemester 1509 wurden insgesamt 353 Studenten neu immatrikuliert, darunter 110 aus Meißen. Etwa 10% der ungefähr 8000 Einwohner Leipzigs waren seinerzeit Studenten. Den Kern der mittelalterlichen Universität Leipzig bildete die Artistische (Philosophische) Fakultät, wo im Sinne eines Gymnasiums die Grundlagen

für das Studium an einer der drei höheren Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin) gelegt wurden. Man unterrichtete beispielsweise Metaphysik, Poesie, Grammatik und mathematische Grundlagen. Seit der Gründung einer konkurrierenden Universität in Wittenberg (1502) im Zusammenhang mit der Landesteilung durch die Wettiner bemühte sich Herzog Georg der Bärtige um zeitgemäße Reformen in Leipzig. Die Hauptvorlesungen an der Artistischen Fakultät waren danach kostenlos. Im Sommersemester 1509 stand diese Fakultät unter der Leitung des Dekans Arnold Wöstefeld. Voraussetzung für eine Graduierung an einer der drei höheren Fakultäten war im Allgemeinen ein artistischer Magistergrad, wobei jener aber nicht den selben Stellenwert wie der Magister (Promotion) an einer der drei höheren Fakultäten besaß. Den Übergang von der Artistenfakultät auf eine der drei höheren schaffte nur eine kleine Elite. Die große Mehrzahl der Studenten verblieb an der Artistischen Fakultät, ohne je eine Graduierung zu erlangen. Studenten, die es sich leisten konnten, wechselten für ihr Jura- oder Theologiestudium häufig die Universität. Der Wert der mittelalterlichen Graduierungen lag weniger auf wissenschaftlichem Gebiet, es ging vielmehr darum, neues Lehrpersonal für die Universität zu rekrutieren. Die Magisteruniversität des Mittelalters war mehr auf Weitergabe des vorhandenen Wissens als auf neue Erkenntnisse ausgelegt.

Zu Wincklers Kommilitonen gehörte der 1497 in Leipzig geborene Christoph Kruschwitz, genannt Türk. Nach dem Baccalaureat an der Artistischen Fakultät 1516 ging er zum Jura-Studium nach Italien. 1521 wurde er an die Juristische Fakultät in Leipzig berufen. Winckler erlangte seinen Abschluss als bacc. jur. 1522 an der Juristischen Fakultät bei Ludwig Fachs auf dem Gebiet des kanonischen Rechts.

Wincklers Studienzeit wurde theologisch durch die beginnende Reformation von Martin Luther im nahen Wittenberg geprägt. Jener brandmarkte 1517 mit seinen 95 Thesen den Ablasshandel, mit dessen Hilfe Albrecht von Brandenburg, als Erzbischof von Magdeburg ein Vorgesetzter Luthers, finanziellen Verpflichtungen gegenüber dem Papst im Zusammenhang mit der Berufung in seine Ämter nachkam. Der Berliner Kurfürstensohn Albrecht, 1513 mit 23 Jahren Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt geworden, seit 1514 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, residierte ab 1514 in Halle auf der Moritzburg. 1518 wurde er Kardinal. Diese Ämterhäufung war aber nicht nur Ausdruck seines persönlichen Ehrgeizes, sondern auch von Interessenskonflikten zwischen dem Mainzer Domkapitel und dem Kurfürstenhaus Brandenburg einerseits und dem Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg. Vor allem die Zugehörigkeit von

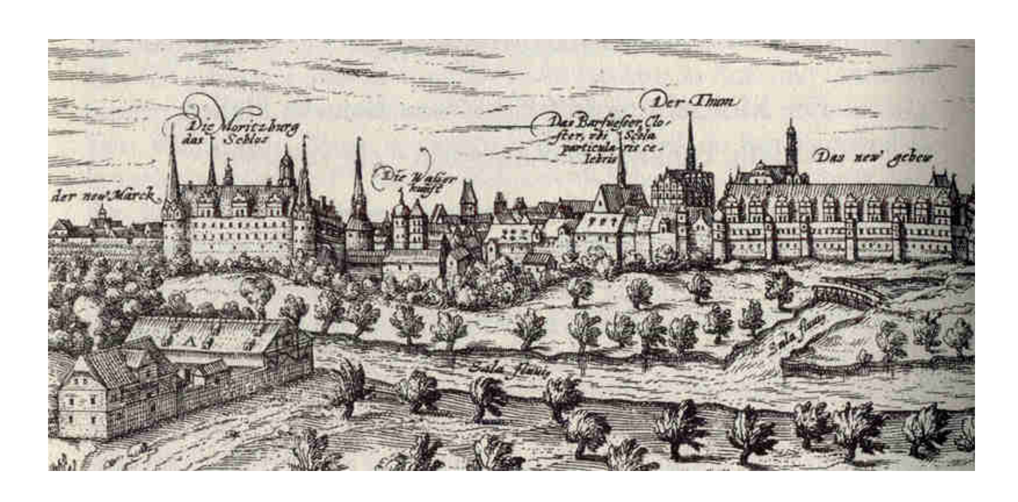


Leipziger Disputation von 1519 (von Julius Hübner) mit Johannes Eck (links) und Martin Luther (rechts), in der Mitte sitzend Herzog Barnim von Pommern als Ehrenrektor und Herzog der Bärtige von Sachsen.

Erfurt war strittig. Im Unterschied zu Wittenberg, wo zwar der Erzbischof von Magdeburg ebenfalls oberster Geistlicher war, weltlicher Landesherr aber Kurfürst Friedrich der Weise, unterstand Halle dem Erzbischof von Magdeburg auch als Landesherrn. Trotz des persönlichen Angriffs gegen ihn hielt Albrecht lange an einer toleranten Haltung gegenüber der Reformation fest. Viele der erzbischöflichen Räte sympathisierten mit Luther. Albrechts abwartende Haltung auf dem Wormser Reichstag von 1521 rettete möglicherweise Luthers Leben.

Die Universität Leipzig wurde 1519 zum Schauplatz einer der berühmtesten theologischen Auseinandersetzungen, der „Leipziger Disputation". Auf Anregung von Georg dem Bärtigen stellte sich Martin Luther seinen Gegnern zum Streitgespräch. Die Leipziger Universität, im Herrschaftsbereich des reformationskritischen Georgs gelegen, stand dabei auf der Seite von Luthers Gegnern. Jener war von 200 bewaffneten Studenten aus Wittenberg begleitet worden, die nicht nur ihn schützen wollten, sondern ihrerseits dessen Gegner bedrohten. Bewaffnete Kräfte versuchten, gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen den Studenten aus Leipzig und Wittenberg zu verhindern. Da auch Studierende die mehrtägige Disputation besuchen durften, ist stark anzunehmen, dass Winckler Augenzeuge des Streitgesprächs wurde. Im selben Jahr musste die Universität wegen der Pest zeitweise von Leipzig nach Meißen verlegt werden.

Nach dem Studium in Leipzig trat Winckler als Kanoniker und Kaplan in die Dienste von Erzbischof Albrecht, vermutlich von Beginn an in Halle. Albrecht hatte hier 1520 ein neues Collegiatstift eingerichtet. Er war den Werten von Humanismus und Bildung aufgeschlossen und übergab dem „Neuen Stift des heiligen Moritz und der Seligen Maria Magdalena zum Schweißtuch des Herrn“ die Verantwortung für die Wissenschaft im Erzstift Magdeburg, es war sogar die Gründung einer Universität geplant. Um 1523 ging Albrecht zunehmend auf Distanz zur Reformation. Als Bollwerk gegen ihr rasches Ausbreiten baute er in Halle eine Stiftskirche, den heutigen Dom. Albrecht benötigte zudem für seine riesige Reliquiensammlung, die zuvor in der Sankt-Maria Magdalenenkapelle auf der Moritzburg untergebracht war, einen geeigneten Aufbewah-



Halle, im 16. Jahrhundert mit Moritzburg und Dom abgebildet, war kirchenpolitisch von großer Bedeutung für die Reformation. Hier residierte mit dem Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Kardinal Albrecht, der nach dem Papst ranghöchste kirchliche Würdenträger im „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ und gleichzeitig einer der wichtigsten Gegner Luthers. Halle war aber dank des Reichtums aus dem Salzhandel auch ein Ort mit großer bürgerlicher Tradition. Erst Streitigkeiten zwischen den Handwerkerinnungen und den Pfännern (Salzsiedern) hatten dafür gesorgt, dass 1478 die Stadt nach 200-jähriger Selbstständigkeit in erzbischöflichen Besitz gelangte. Erzbischof von Magdeburg war seit 1476 mit Ernst von Sachsen ein Wettiner. Ernst ließ in Halle mit der Moritzburg eine neue Residenz errichten. Nach Ernsts Tod 1513 übernahm Albrecht von Brandenburg das Erzbistum.



Der Dom zu Halle. Der prachtliebende Erzbischof Albrecht ließ eine einfache Dominikanerkirche zu seiner Stiftskirche umbauen. Die Innenausstattung schufen Albrecht Dürer, Matthias Grünewald und Lukas Cranach d. Ä.

rungsort, um sie den Prozessionen der Wallfahrer zu präsentieren. Dass für den Bau der Stiftskirche Einnahmen aus dem Ablasshandel fließen sollten, veranlasste Martin Luther 1521 zu der Schmähung „Wider den Abgott zu Halle“. Zu den erzbischöflichen Räten gehörte ab 1522 Wincklers ehemaliger Studienkollege Christoph Kruschwitz. 1523 sorgte ein Hofkaplan Albrechts für Aufsehen. Nicolaus Demuth, auch Propst im Kloster Neuwerk, verließ am 14. April sein Amt, um zu heiraten und sich der Reformation anzuschließen. Im selben Jahr wirkte Thomas Müntzer für einige Monate in Glaucha bei Halle. 1524 wurde der konservative Kruschwitz Kanzler des Erzbistums Magdeburg.

Albrecht berief mit seinem Hofkaplan Winckler einen engen Vertrauten zum Pfarrer an die am 23. August 1523 geweihte Stiftskirche in Halle. Der rhetorisch begabte Prediger zog zu seinen Gottesdiensten die Besucher in Scharen an und sich damit den Neid der Pfarrer der anderen Hallenser Kirchen zu, die weitgehend leer blieben. Aber auch Winckler öffnete sich ab 1524 der Reformation, zunächst vorsichtig, ohne Luther in seinen Predigten namentlich zu erwähnen. Auch vermied er Kritik am Papst. Winckler besuchte Luthers Gottesdienste in Wittenberg, zuletzt am 20. März 1527.

Winckler entwickelte sich im katholisch-konservativ geprägten Klerus Halles zum wichtigsten Vertreter der lutherischen Lehre. Der immer noch gemäßigte Albrecht ließ ihn gewähren, auch aus Dankbarkeit für seine erfolgreiche Diplomatie während des Bauernaufstandes, für den es in Halles Bürgerschaft große Sympathien gab. Winckler trug mit seinen Predigten wesentlich zur Beruhigung der Lage bei. Albrecht konnte direkt

mit Hallenser Bürgern verhandeln. So kam es in Halle zu keinem Aufstand wie in anderen Städten. Albrecht trat nach der Niederschlagung der Bauern 1525 in Frankenhausen dem antilutherischen Dessauer Bund bei und vertrat zunehmend radikalere Positionen gegen die Reformation. Als sich Winckler immer offener zu Luther bekannte, wurde er zunächst für drei Monate suspendiert, ohne dass er sich umstimmen ließ.

Beschwerden von Konrad Hoffmann, Kanonikus am Neuen Stift, aber auch aus dem Kloster Neuwerk veranlassten Albrecht, Winckler, der inzwischen mit ungeweihtem Wasser taufte, die Messen abgeschafft hatte und das Abendmahl nach protestantischer Sitte in beiderlei Form (Brot und Wein) reichte, 1527 in seine Residenz Aschaffenburg zu zitieren, wo sich der Erzbischof wegen der Reformationsunruhen aufhielt. Es schien zunächst so, als habe Winckler den Erzbischof besänftigen können. Die Heimreise verzögerte sich auf Betreiben des Mainzer Domkapitels. So musste Winckler ohne seinen Diener, den man bereits zurückgeschickt hatte, dafür aber auf einem „Narrenpferd“ und in Begleitung eines unbekannten Reiters heimkehren. Zwei Meilen von Aschaffenburg entfernt wurde Winckler im Spessart von einem vermummten Reiter angeschossen und dann erstochen. Es kam der Verdacht auf, dass Konrad Hoffmann zumindest Anstifter, vielleicht sogar eigenhändig



Um seine Macht zu zeigen, stattete Albrecht seine Stiftskirche prunkvoll aus. Die Kanzel wurde 1526 geschaffen, also noch zu Lebzeiten Wincklers. Sie ist in Sandstein gemeißelt und mit viel Blattgold verziert. Das Schriftband an der Kanzel galt vermutlich dem abtrünnigen Winckler: „Das ganze Wort Gottes ist feurig, ein Schild denen, die darauf hoffen; füge nichts seinen Worten hinzu, damit du nicht des Irrtums überführt und als Lügner erfunden werdest.“ Foto: Barbara Wetzel (www.kirchbau.de, Lizenz CC BY 3.0)

der Mörder gewesen sei. Der Mord an dem beliebten Prediger rief in Halle große Empörung hervor. Historisch bedeutsam war Wincklers Ermordung vor allem wegen seines engen Verhältnisses zu Albrecht und der kirchenpolitischen Rolle Halles als Residenz des mächtigen Erzbischofs. Martin

Luther, obwohl von kursächsischer Seite zur Zurückhaltung gedrängt, richtete am 17. September 1527 ein Trostschreiben an die Christen zu Halle, in welchem er über den Mord berichtete. Luther gab Erzbischof Albrecht zwar keine direkte Schuld, wies jedoch daraufhin, dass Winckler auf dessen Befehl hin erschienen sei, und forderte Albrecht auf, den Mörder zu bestrafen. Damit schrieb Luther dem Erzbischof indirekt eine Mitverantwortung zu, die Philipp Melanchthon dagegen ausschloss. Gegner der Reformation wie der sächsische Herzog Georg der Bärtige erwiderten Luthers Schrift heftig. Am 26. April 1528 erneuerte Luther seine „Trostschrift an die Christen zu Halle“, die er zur Standhaftigkeit aufrief.

Vehement gegen Luthers Trostschrift trat auch Johannes Cochläus auf. Während des Bauernkriegs war er zeitweise nach Mainz, dann nach Köln geflohen. Seit 1526 war er Kanonikus auf dem St. Victorsberg bei Mainz. Cochläus verteidigte die Mainzer Domherren und lenkte stattdessen den Verdacht auf die adlige Verwandtschaft von Wincklers Frau. 1529 berief Herzog Georg der Bärtige Cochläus als Privatsekretär nach Dresden.

Von Winckler ist heute überliefert, dass er christliche Lieder gesammelt und auch selbst verfasst habe. Michael Vehe, nach Wincklers Tod vom Erzbischof als Propst nach Halle



Troſtun
ge an die Chri:
ſten zu Halle vber Er
Georgen yhres pre-
digers tod.
Mit einer vnterricht
vom Sacrament.
Mar. Luther

Martin Luther: „Tröstung an die Christen zu Halle über Herrn Georgen, ihres Predigers, Tod“. 1527: „Ich habe mir längst vorgenommen, meine Lieben Herrn und Freunde, eurer Liebe zu schreiben eine Vermahnung und Trost wider den Unfall, so euch der Satan zugefügt hat durch den Mord, welchen er begangen hat an dem guten und frommen Mann, Magister Georgen, und euch also eures treuen Predigers und Gottes Wort beraubet. Es hat mich aber allezeit verhindert, sonderlich meine Schwachheit; und wiewohl ich noch nicht recht heraus bin, kann ich doch nicht länger verziehen. Und wenn wir uns gleich in diesem Fall nicht trösten wollten, so wäre es doch unbillig, solchen schändlichen, verräterischen Mord...“

geholt, um die Stiftskirche wieder im katholischen Sinne zu führen, wird teilweise unterstellt, dass sein historisch bedeutsames, katholisches Liedbuch „Ein New Gesangbuechlin Geystlicher Lieder vor alle gutthe Christen nach ordenung Christlicher kirchen“ (1537) auf Wincklers Sammlung zurückgehen solle. Quelle hierfür ist Johann Christoph Olearius, ein Historiker des evangelischen Liedschatzes, mit seiner „Hymnologia Passionalis“ (1707). Olearius wies dem Lied „Da Jesus an dem Kreutze stunde“ aus Vehes Sammlung eine Autorenschaft Wincklers zu, dem demnach auch „Die Propheten seind erfüllet“, „Zu Tisch dieses Lämmleins so rein“, „Lobsinget mit Freuden alle Rechtgläubigen“, „Vater im Himmel, wir Deine Kinder bitten durch Christ das ewige Kind“ zuzuordnen wären. Bei Vehe ist tatsächlich die Mitarbeit eines G.W. vermerkt, was heute aber eher auf Georg Witzel bezogen wird unter Hinweis auf dessen „Odae christianae: Etliche christliche Gesenge, gebete vnd Reymen, für die Gotsförchtigen Läyen“ (1541). Witzel hatte sich seinerzeit wieder von Luther abgewandt. Andererseits publizierte Vehe deutschsprachige Liedtexte, wie es Martin Luther propagierte. Olearius interpretierte das missverständliche Zitat eines Liedautors G.W. bei Vehe mit persönlichem Neid, aber auch mit politischer Vorsicht wegen der Missliebigkeit des lutherischen Predigers Winckler im katholisch beherrschten Halle jener Tage.

Quellen: Adolf Brecher: „Winckler, Georg“. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 43, 1898, S. 365; Karl Wilhelm Mittag: „Chronik der königlich sächs. Stadt Bischofswerda“. May Bischofswerda, 1861; Michael Pusch: „Episcopoli. Graphia Historica. Das ist: Wahrhafftige Historische Beschreibung der Churf. Sächsischen Stadt Bischoffswerda“. Wolfgang Seyffert Dreßden, 1659; Michael Pusch, Christian Heckel: „Historische Beschreibung der Stadt Bischoffswerda. vormahls durch Michael Puschen; continuirt/ vermehret/ und an vielen Orten/ wo man nötig befunden/ geändert und verbessert nebst einem Anhang von der Bischoffswerdischen Diöces / durch Chriatian Heckel. Harpetern Dreßden, 1713; Georg Pilk. „Die Amtsdörfer bei Bischofswerda im Jahre 1559“. Unsere Heimat, 9.6.1925; Matrikel- und Promotionsverzeichnis Universität Leipzig; Adolf Laube, Ulman Weiss: „Flugschriften gegen die Reformation (1525–1530)“. Akademie Verlag, 2000, S. 525; Johann George Kirchner: „Historische Nachricht von dem Märtyrertode der ersten Lutherischen Blutzeugen Jesu Christi“. Waisenhaus Halle, 1755; „Martin Luthers Kritische Gesamtausgabe“. Böhlau, 1933; Nicole Kuropka: „Philipp Melanchthon – Wissenschaft und Gesellschaft“. Spätmittelalter und Reformation, Bd. 21, Mohr Siebeck, 2002; Otto Michaelis: „Protestantisches Martyrerbuch“. J.F. Steinkopf, 1932; Norbert Böhnke: „Renaissance Halle“. 2001; Armin Stein: „Die Stadt Halle a. d. Saale“. Eugen Strien Halle, 1901; Hallisches patriotsches Wochenblatt, Bd. 2, in Commission der Buchhandlung des Waisenhauses, 1841; Enno Bünz, Franz Fuchs. „Der Humanismus an der Universität Leipzig“. Otto Harrassowitz Verlag, 2009; Johann Christian Gueinz: „Memoria Georgii Winckleri, veritatis divinae contra offucias Romanae curiae apud Hallenses saeculo post Christum natum XVI testis integerrimi, renovata interprete M. Io. Christ. Gueinzio“. Halle 1729; Werner Freitag: „Mitteldeutsche Lebensbilder: Menschen im späten Mittelalter“. Böhlau 2002; Gottfried Lebrecht Richter: „Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter“. Martini 1804; Paul Redelin: „Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle. 1520–1541“. F. Kirchheim, 1900; „Vehe, Michael“ und „Witzel, Georg“ in der Allgemeinen Deutschen Biographie



Johann Eleazar Zeissig (Stich von Christian Friedrich Stölzel).

Zeissig, Johann Eleazar (Schenau)

Professor, Maler, künstlerischer Leiter der Kunstakademie Dresden
07.11.1737 Großschönau – 23.08.1806 Dresden

V: Elias (Damastweber); M: Anna Elisabeth geb. Paul; G: 10, wobei Zeissig während seiner Kindheit der einzige Sohn neben fünf Schwestern war

Zeissig wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Sein Vater förderte trotzdem das frühzeitig erwachte künstlerische Interesse des Sohns, den er aber zunächst die Damastweberei lernen ließ. Um 1749 durfte Zeissig nach Dresden gehen. Von Adam Manyoki, seit 1731 sächsischer Hofmaler, erhoffte man sich eine Förderung. Doch dem greisen Manyoki fehlten dafür die Mittel und so empfahl er Zeissig an den Rechtsanwalt Dr. Rauffuß am Neumarkt. Hier konnte der Junge seinen Lebensunterhalt als Schreiber verdienen. Schließlich durfte er bei Johann Christian Beßler, einem Schüler von Anton Raphael Mengs, an der Malerakademie Zeichenunterricht nehmen. Sie stand vormals unter der Leitung von Louis de Silvestre, nach dessen Rückkehr nach Paris 1748 unter der seines Sohns Charles-François de Silvestre und später unter jener seines Neffen Charles Hutin. Von Charles-François de Silvestre und Hutin wurde Zeissig im Stil der französischen Malerei geprägt.

Nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs im Jahre 1756 ging Zeissig mit Charles-François de Silvestre nach Paris, wo dessen Vater inzwischen als Rektor die Académie Royale leitete. Zeissig setzte in Paris seine Studien bei Louis und Charles-François de Silvestre fort. Er legte seinen Familiennamen ab, weil ihn die Franzosen nicht richtig aussprechen konnten, und nannte sich nach seinem Geburtsort Schenau. Zeissig war mit dem Kupferstecher Johann Georg Wille befreundet und wurde von Jean-Siméon Chardin und Jean-Baptiste Greuze beeinflusst. Der sächsische Gesandte in Paris, General Fontenay, war sein Freund und Gönner. Die Kronprinzessin Maria Josepha (Madame la Dauphine), eine Tochter des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs August III., beauftragte ihn mit Kopien nach Christian Wilhelm Ernst Dietrich und dessen Nachahmung der heiligen Nacht von Corregio. Den Kontakt hatte Marie Maximilienne de Silvestre vermittelt, eine Zeichnerin und älteste Tochter von Louis de Silvestre, die Vorleserin und eine Vertraute der Kronprinzessin war. Nicolas-Charles Silvestre, ein Bruder von Louis de Silvestre und königlicher Zeichenmeister in Paris, unterstützte ihn ebenfalls. Zeissig schuf Porträt- und Genrebilder, im Louvre und in Versailles



Louis, Dauphin de France, Bibliothèque Nationale de France.

durfte er kopieren. 1765 hatte er sich als Genremaler durchgesetzt, Stiche nach seinen Bildern waren gesucht. In Sèvres erlernte Zeissig zudem die Porzellanmalerei. In einigen Quellen werden ihm mit Johann Daniel Heimlich gezeichnete Arbeiten (*1740 Straßburg) als Pseudonym zugerechnet. Zeissig blieb in der Gunst des Hofes bis zum Ableben des Kronprinzen und dessen Frau (1765/67).

Nachdem 1764 unter der Generaldirektion von Christian Ludwig von Hagedorn in der Nachfolge der ehemaligen Malerakademie die Kunstakademie als reguläre, integrierte Lehreinrichtung gegründet worden war, bestehend aus einer Akademie für Malerei, Kupferstecherei und Bildhauerei und einer Akademie für Baukunst in Dresden sowie einer Akademie für Zeichnerei, Malerei und Architektur in Leipzig, suchte man in ganz Europa nach renommierten Lehrern. Mit ihnen sollte nach dem Siebenjährigen Krieg der Ruf Dresdens als Kunstmetropole aufpoliert werden. Als sich Zeissigs Zeit in Paris dem Ende neigte, nahm er Kontakt mit der Dresdner Kunstakademie



Für seine Genremalereien, die sentimentale Verklärung von Alltagsszenen, erhielt Zeissig die größte Anerkennung. Drucke nach dem Gemälde „Die bittende Mutter" („La mère qui intercède") von 1767 befinden sich in vielen Museen (z. B. im British Museum).

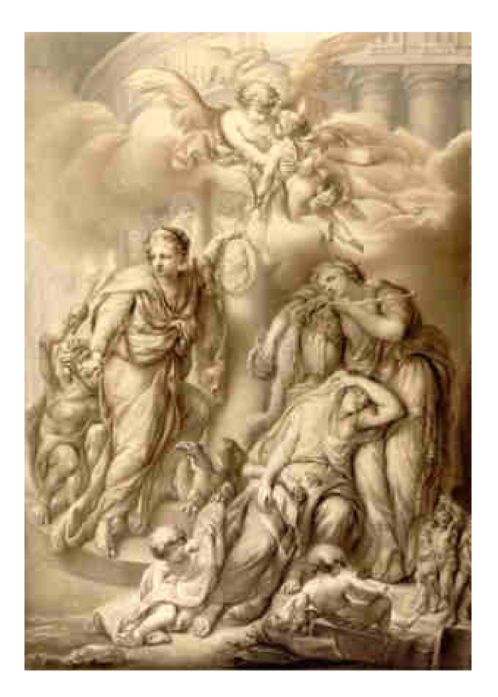
auf. 1767 sandte er zwei allegorische Zeichnungen nach Dresden: „Die Erziehung oder Minderjährigkeit des Durchlauchtigsten Fürsten“ und „Die Frohlockung oder Aufmunterung der Musen“. Sein Aufnahmestück für die Kunstakademie, bereits 1768 von Zeissig angekündigt, „Priamus bittet Achill um die Leiche Hektors“, galt einem historischen Thema. Es wurde von der Kritik sehr negativ beurteilt und den offiziellen Gutachtern wurde unterstellt, dass Zeissigs Aufnahme sowieso schon beschlossene Sache gewesen wäre.

Die ersten Pläne zur Gründung einer Kunstakademie in Dresden gingen auf August III. zurück. Standen damals auf Vorschlag von Carl Heinrich von Heinecken noch Louis de Silvestre und die Maler der Hofkirche Stefano Torelli und Anton Raphael Mengs (der mehr als Italiener galt) als Gründungsdirektoren zur Diskussion, entschied man sich später, unter dem Prinzregenten Xaver und der Witwe von Kurfürst Friedrich Christian, Maria Antonia Walpurgis, bewusst dafür, die Kunstakademie mit Christian Ludwig von Hagedorn unter die Leitung eines Deutschen zu stellen. Der Professorenschaft gehörten sieben deutsche, fünf italienische und zwei französische Lehrer an, darunter die Maler Charles Hutin, der als einziger aus dem ehemaligen Lehrkörper der Malerakademie verblieben war und die künstlerische Leitung inne hatte, Bernardo Bellotto (Canaletto) und



Die kurfürstliche Familie im Jahre 1772 (Gemäldegalerie Alte Meister): Karl von Sachsen (Bruder), Marie Amalie von Pfalz-Zweibrücken (Ehefrau), Kurfürst Friedrich August der Gerechte, Maria Antonia Walpurgis (Mutter), Maria Anna von Sachsen (Schwester), Maria Amalia von Sachsen (Schwester), Maximilian von Sachsen (Bruder), Anton der Gütige (Bruder und Nachfolger als sächsischer König), Prinz Xaver (Onkel und vormaliger Prinzregent).

Giovanni Battista Casanova sowie der Architekt Friedrich August Krubsacius und der Bildhauer Johann Gottfried Knöffler. 1766 holte Hagedorn noch den Bildnismaler Anton Graff und den Landschaftsmaler Adrian Zingg aus der Schweiz, die sich später als Propagierer der Sächsischen Schweiz einen Namen machten. 1768, im Jahre der Thronbesteigung Friedrich August des Gerechten, wurde



In seiner allegorischen Darstellung auf Gotthold Ephraim Lessing nimmt Zeissig Bezug auf dessen Streit mit Christian Adolph Klotz. Germanien hängt Lessings Porträt am Tempel der Unsterblichkeit auf, wo sich auch die Bilder von Shakespeare, Sophokles und Moliere befinden. Die Tragödie lehnt sich auf die Urne ihres Lieblings und blickt auf Lessings Antlitz. Die Muse des Lustspiels verdeckt ihr Gesicht und die Feder entsinkt ihrer Hand. Der sitzende Genius der Antike im Vordergrund hat Klotz' Buch über die Münzen verächtlich hinter sich geworfen und vergleicht Lessings Schrift über Laokoon mit einer kleinen Figur. Daneben enthüllt die Fabel ihren Schleier, auf den einige von Lessings Fabeln gewebt wurden.

Zeissig auf Empfehlung von Johann Georg Wille, auswärtiges Mitglied der Dresdner Kunstakademie, ebenfalls zum Mitglied gewählt. Die Kunstakademie bezog im gleichen Jahr das Fürstenberg'sche Haus gegenüber der Hofkirche. Christian Wilhelm Ernst Dietrich, den Zeissig in Paris kopiert hatte, und Adam Friedrich Oeser, Direktor des Leipziger Zweigs der Kunstakademie, lehrten hier. Ende 1769 kam Zeissig selbst nach Dresden, ein Jahr später stellte er erstmals vier Gemälde aus. Sie zeigten im Auftrag von Maria Antonia Walpurgis eine Epoche ihrer Genesung. Schon um 1771 entdeckte Zeissig das Talent des damals 12-jährigen Christian Leberecht Vogel (später berühmt für seine Kinderbildnisse), der daraufhin ein Stipendium erhielt.

Die Porzellan-Manufaktur Meißen stand wegen der Folgen des Siebenjährigen Kriegs und stärkerer internationaler Konkurrenz seinerzeit vor großen Herausforderungen. Mit der Gründung der Kunstakademie Dresden wurde 1764 in Meißen eine Zeichenschule eingerichtet, um die Ausbildung zu verbessern, und unter eine gemeinsame Generaldirektion mit der Kunstakademie von Hagedorn gestellt. Das Direktorium der Manufaktur um Freiherrn Maximilian Robert von Fletscher bemühte sich zudem um eine neue künstlerische Ausrichtung. Aus Paris wurde 1764 Michael Victor Acier geholt und dem berühmten Modellmeister des Barock



Das Kunstgespräch (1777, seit 1948 Gemäldegalerie Alte Meister, Leinwand 80 x 63,5): Der Mäzen Thomas Freiherr von Fritsch (rechts) im Gespräch mit Christian Ludwig von Hagedorn (links), im Hintergrund v.l.n.r. Adrian Zingg, Johann Eleazar Zeissig und Anton Graff. Die neue Kunstakademie musste sich der öffentlichen Diskussion stellen und über Kunst aufklären.



Spendenaufruf der Dresdner Freimaurer als Beilage zum Dresdner Anzeiger.

und Rokoko Johann Joachim Kaendler zur Seite gestellt. Die Leitung der Zeichenschule übernahm Christian Wilhelm Ernst Dietrich, der auch die künstlerische Oberaufsicht über alle Modelleure und Maler der Manufaktur ausübte. 1773 wurde Zeissig dessen Nachfolger. Wie Acier sollte er den „guten Geschmack“ aus Paris einführen, dabei die Maler in Perspektive und Zeichnung anleiten und die Modelleure beraten. 1774 übernahm Camillo Graf Marcolini, ein Vertrauter des Kurfürsten, die Leitung der Porzellan-Manufaktur. Nach Kaendlers Tod 1775 war Acier alleiniger Modellmeister in Meißen. Gemeinsam mit Zeissig, den er schon seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Paris kannte, verhalf er mit Unterstützung von Marcolini in Meißen dem Klassizismus französischer Prägung zum Durchbruch. In der farblichen Gestaltung übernahm man das „Bleu du roi“ aus Sèvres. Vielfach lieferte Zeissig die zeichnerischen Vorlagen zu Aciers Plastiken, so bei „Die gute Mutter“ oder den „Devisenkindern“.

Schon während seiner frühen Dresdner Jahre stand Zeissig den Freimaurern nahe, ohne selbst beizutreten. In den Hungerjahren von 1771 bis 1773, aufgrund von Missernten, Hochwasser und Inflation, erwarben sich die Freimaurer große Verdienste um die Dresdner Bevölkerung. Für zunächst 30 verarmte Kinder gründete die Loge „Zu den drei Schwertern“ das Freimaurer-Institut. Finanziert wurde es teilweise aus dem Verkauf eines Drucks nach Zeissigs Gemälde „Der Weise“, von Christian Friedrich Stölzel gestochen. Es stellt den Stifter des Freimaurer-Ordens dar, wie er auf ein Bild mit den Wohltaten der Freimaurer gegen die Armut zeigt. Mithilfe einer Beilage zum Dresdner Anzeiger, mit einem von Adrian Zingg gestochenen Werk Zeissigs als Titelblatt, sammelte man Spenden. Johann Ludwig Giesel schuf nach Zeissigs Zeichnung für die Loge „Zu den drei Schwertern“ ein Wandgemälde.

1774 wurde Zeissig unter dem Direktor der Malereiakademie Charles Hutin zum Honorar-Professor für Genre- und Porträtmalerei ernannt.

Nach dem Tod Hutins übernahm er ab 1777 als ordentlicher Professor die künstlerische Leitung der Akademie für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei alternierend mit Giovanni Battista Casanova, einem Bruder des Giacomo Casanova. Canaletto blieb in jenen Jahren auswärtiges Akademiemitglied, Graff und Zingg lehrten weiterhin, neu geholt wurde der Maler Crescentius Jakob Seydelmann.

Zu Zeissigs bekanntesten Schülern an der Kunstakademie gehörten Christian August Lindner, der hier später selbst lehrte, die Dresdner Brüder Carl und August Friedrich, Johann Daniel Dusler und Johann Gottlob Klingner ebenfalls aus Dresden, Ludwig August Sack aus Görlitz, Johann August Lingke aus Zittau sowie die wie Zeissig aus Großschönau stammenden Gottlieb Schiffner und Gotthelf Weber.

Der Bautzener Schriftsteller August Gottlieb Meissner, der ihm 1781 seinen „Alcibiades“ widmete, gehörte zu Zeissigs Bewunderern. Das Verhältnis zu Casanova war dagegen von Beginn an gespannt und verschlechterte sich weiter mit der erneuten Hinwendung Zeissigs zur Historienmalerei, der Domäne Casanovas. So war es kein Zufall, dass jener im Unterschied zu Christian Ludwig von Hagedorn, Adrian Zingg und Anton Graff in Zeissigs Gemälde „Das Kunstgespräch“ fehlte.



Eine Zuordnung von Porzellanen aus Meißen zu Zeissigs Schaffenszeit ist mittels des von 1774 bis 1815 gültigen Signets möglich.

1780 übernahm Marcolini in Hagedorns Nachfolge auch die Generaldirektion der Kunstakademie. Dessen ungeachtet förderte er weiterhin besonders die Porzellan-Manufaktur in Meißen. Seit Johann Joachim Winckelmann war es Mode, die Antiken in Porzellan nachzuahmen. Auch in Meißen wurden auf Marcolinis Anweisung solche Porzellanfiguren hergestellt, wofür er die Modelleure die von Anton Raphael Mengs



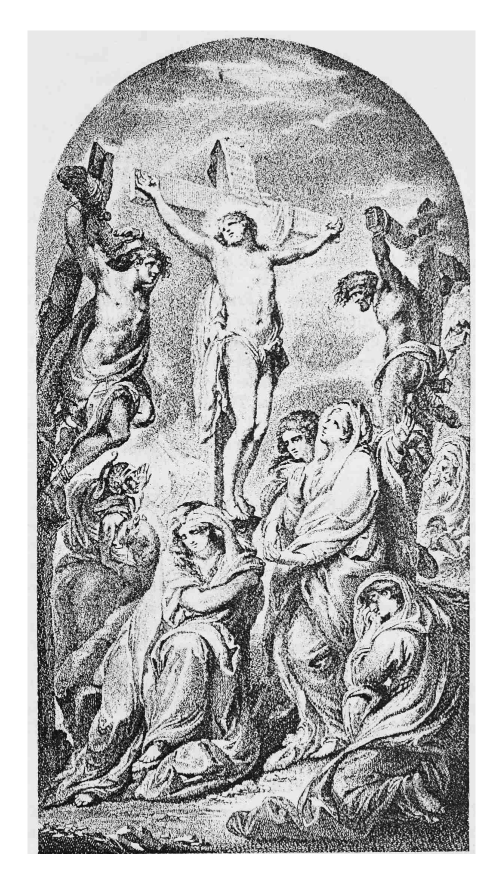
Tisch auf den Frieden von Teschen im Louvre Paris: Kaiserin Maria Theresia und Friedrich August der Gerechte schenkten den Tisch Louis-Auguste de Breteuil für seine Vermittlung zwischen Preußen und Österreich während des Bayerischen Erbfolgekrieges 1779. Der Tisch wurde von Johann Christian Neuber geschaffen und von Zeissig mit fünf Medaillons aus Meißner Porzellan versehen. Foto: Tangopaso (Wikimedia Commons, Public Domain).

gesammelten Gipsabgüsse studieren ließ. Die Eigenständigkeit der Maler der Manufaktur blieb unter der Oberaufsicht Zeissigs gering. Dessen ehemaliger Schüler Heinrich Gotthelf Schaufuß erhielt eine Anstellung als Figurenmaler und Zeichenmeister. Auch nachdem Acier 1780 Meißen verlassen hatte, entstanden in Zusammenarbeit mit Zeissig und den verbliebenen Modelleuren bedeutende Arbeiten. 1782 fertigte Johann Gottlob Matthäi nach Zeichnungen von Zeissig und einem ersten Entwurf von Acier die Modelle der teils in Biskuit, teils in glasiertem Porzellan ausgeführten Figuren für den Prunkkamin im Grünen Gewölbe zu Dresden. Beteiligt waren Johann Carl Schönheit und Christian Gottfried Jüchzer sowie der Juwelier Johann Christian Neuber. Zu Zeissigs Mitarbeitern bzw. Schülern in Meißen gehörten auch Carl Gotthelf Starcke sen./jun. aus der Familie der Ehefrau von Gottlob Friedrich Thormeyer.

1786 kam es zum „Dresdner Gemäldekrieg" zwischen Zeissig und Casanova, der vor allem durch deren Anhänger ausgetragen wurde. Anlass war ein euphorisches Lob für Zeissigs



„Auferstehung Christi" in der Kirche Großschönau. Foto: Jwaller (Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 3.0, Ausschnittsvergrößerung)



„Kreuzigung Christi“ in der Kreuzkirche Dresden, 1788–1792 gemalt, 1897 verbrannt.

Gemälde „Auferstehung Christi“, das auf einer Dresdner Kunstausstellung bei Casanovas Anhängern ein äußerst negatives Echo fand. 1794 behandelte Karl Friedrich Kretschmann dieses Werk, das sich inzwischen im Besitz der Großschönauer Kirche befand, ausführlich in der „Lausitzer Monathsschrift“. Er nahm Zeissig darin gegen Casanovas Kritik in Schutz. Zu Zeissigs bekanntesten Werken zählte zudem das Altarblatt der Kreuzkirche, das er auf eigene Kosten malte, weil der ursprünglich beauftragte August Christoph Kirsch, ein Schüler Casanovas, 1787 verstorben war.

1791 bezog die Kunstakademie die umgebaute ehemalige Brühlsche Bibliothek auf der Brühlschen Terrasse. Nach dem Ableben von Casanova im Jahre 1795 führte Zeissig die Akademie der Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei gemeinsam mit Crescentius Jakob Seydelmann. Die Stelle in Meißen gab er auf. In den ihm

Academie der Künste.

Generaldirector der Künste und Kunstacademien, Se. Excellenz Herr Camillo Graf Marcolini, Ober-Stallmeister, wirklicher Geheimer Rath und Cämmerer, des St. Andreas-Ordens Ritter, und des St. Stephan-Ordens Großkreuz.

Die Academie der Künste,

worunter begriffen:

A. Ehrenmitglieder.

Herr Johann David Schubert, Obervorsteher der Mahler bey der Churfürstlichen Porcellain-Manufactur zu Meißen, auch Director der dasigen Zeichnenschule.

B. Die Academie der Mahlerey, Bildhauerey und Kupferstecherey in Dresden.

Professores.

Herr Johann Eleazar Schönau.
Jacob Seydelmann.
Beyde führen die Direction der Academie der Mahlerey, Bildhauerey und Kupferstecherey zu Dresden wechselsweise ein Jahr ums andere.
Anton Graf, Professor in Portraitsmahler.

In der Literatur ist vielfach zitiert, dass Zeissig nach dem Ableben von Casanova die alleinige künstlerische Leitung der Dresdner Kunstakademie inne gehabt hat. Dem widersprechen die jährlichen Darstellungen in den historischen Adressbüchern, z. B. im Jahre 1800.



„Zwei Frauen und drei Männer beim Kartenspiel“, Metropolitan Museum of Art New York, Open Access for Scholarly Content (OASC).

verbleibenden Jahren holte Zeissig zusammen mit Camillo Graf Marcolini weitere namhafte Künstler nach Dresden, so 1799 den Porträtmaler Joseph Grassi. 1803 erhielt Adrian Zingg die lange verwehrt gebliebene Professur. Dominierten am Beginn von Zeissigs akademischer Laufbahn in Dresden noch Historienmalerei und Klassizismus, so begann unter seiner Leitung eine Erneuerung. Insbesondere Zingg wurde zu einem Wegbereiter der Romantik, die später unter Caspar David Friedrich in Dresden zum Durchbruch gelangte.

Als Zeissig starb, attestierte die zeitgenössische Kritik, dass er sich um die Kunstakademie und die jungen Maler große Verdienste erworben habe. Seine eigenen jüngeren Arbeiten wurden dagegen kritisiert (Dresdner Abendzeitung, 30.8.1806). Das Lexikon von Georg Kaspar Nagler schrieb: „Schenau hatte zwar Phantasie und Geschick zur Komposition, seine Zeichnung ist aber nicht selten unrichtig, seinen Figuren fehlt es an wahrem Leben und Ausdruck, und die Färbung ist bunt, selbst in den Schatten noch glühend. Er scheint hierin den Rubens missverstanden zu haben.“ Zeissig wurde auf dem Dresdner Johannisfriedhof beigesetzt, 1854 aber wegen dessen Einebnung nach Großschönau umgebettet. Eine Vielzahl von seinen Werken befindet sich heute im Besitz von Oberlausitzer Museen, so in Bautzen („Mädchen mit Tauben“, „Unterzeichnung des Ehevertrages“), in Görlitz („Ehepaar in der Laube“, „Familienszene“), in Zittau („Bildnis eines jungen Mannes“, „Christus am Ölberg“) und eine größere Anzahl Bilder im Deutschen Damast- und Frottiermuseum Großschönau. Zeissigs Werke finden sich aber auch im Metropolitan Museum of Art New York und der National Gallery of Art Washington. Die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden besitzen neben den Ölgemälden „Die kurfürstliche Familie“, „Das Kunstgespräch“ und „Bildnis des sächsischen Kurfürsten und Königs Friedrich August des Gerechten“ vor allem mehrere Porzellane „mit dem grünen Band“ nach Zeissigs Entwürfen.



Unterzeichnung des Ehevertrages (1802). Katalog der Gemäldesammlung Stadtmuseum Bautzen (1954), von Dr. Eva Schmidt: „Seine Familienbildnisse gehören durch ihren malerischen Reiz und die unkonventionelle Auffassung zu seinen besten Leistungen." Inventarnummer 3630

Quellen: Hyacinth Holland: „Schenau, Johann Eleaz Zeißig genannt". Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 31, 1890, S. 36–37; Gottlob Friedrich Otto: „Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler". Görlitz, 1800–1803; Paul Schumann: „Dresden". Seemann Leipzig, 1909; „Professor Johann Eleazar Zeissig, genannt Schenau" (www.kirche-grossschoenau.de); Kai Wenzel: „Zeissig, Johann Eleazar, gen. Schenau (Schönau)". Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky; Adressbücher der Stadt Dresden; Staatliche Kunstsammlungen Dresden: „Gemäldegalerie Dresden Alte Meister". 20. Aufl., 1978; Margrit Vogt: „Von Kunstworten und -werten". Bd. 32 von Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Walter de Gruyter, 2010; SKD Online Collection; Taschenbuch der Freimaurer, Bd. 6, 1803; Willy Doenges: „Meissner Porzellan: seine Geschichte und künstlerische Entwicklung". W. Jess Dresden, 1921; Heinrich Keller: „Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern". 1788; Pauline Gräfin von Spee: „Die Klassizistische Porzellanplastik der Meissener Manufaktur von 1764 bis 1815". Dissertation, Bonn 2004; Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Bd. 27,1, 1782; gw.geneanet.org; Barbara Marx, Christoph Oliver Mayer: „Akademie und/oder Autonomie: akademische Diskurse vom 16. bis 18. Jahrhundert". Peter Lang, 2009



Frank Fiedler, 1944 gezeichnet von seinem Vater.

Autobiografische Retrospektive von Frank Fiedler

Lehrer a. D., Heimatforscher
*29.11.1930 Dresden

V: Friedrich Kurt Fiedler (*8.3.1894 Eichbusch, †11.11.1950 Dresden), Grafiker, Meisterschüler von Josef Goller; M: Nanny Louise geb. Schuchardt (9.11.1897–9.4.1948); G: Sonja (1922–2012), Gert (1935–1984); E: Brunhilde geb. Gnauck (*4.4.1935, Urenkelin des ehemaligen Kleindrebnitzer Gemeindevorstands Ernst Gnauck); K: Uwe (*24.9.1958, Dr.-Ing.)

Meine Kindheit verbrachte ich in einem künstlerisch geprägten Umfeld in Dresden-Blasewitz. Unser Wohnhaus, die Heinrich-Schütz-Straße 2, spielte einstmals in der deutschen Kulturgeschichte als Dürerbundhaus eine bedeutende Rolle. 1910 hatte es Heinrich Tscharmann für Ferdinand Avenarius, noch unter der Adresse Bahnhofstraße 24, für diese große, deutschlandweite Organisation des Bildungsbürgertums erbaut. Es beherbergte neben den Diensträumen des Dürerbundes auch die lokale Redaktion der Zeitschrift „Der Kunstwart“. Mein Vater, Kurt Fiedler, war seinerzeit ein bekannter Grafiker. Er arbeitete u. a. für solche führenden Verlage wie Teubner, Steinkopff und Güntz und zählte Villeroy & Boch, den Zirkus Sarrasani und das Dresdner Planetarium zu seinen Kunden.

Unsere Familie teilte sich eine Etage der großen Villa an der Elbe mit dem Schwager Edmund Schuchardt, einem



bekannten Architekten und späteren Dozenten an der Hochschule für Bildende Künste, und dessen jüdischer Ehefrau Fanny. Ich wurde dadurch schon frühzeitig mit den politischen Konflikten der Nazizeit konfrontiert. Weil mein Onkel lieber ins Arbeitslager ging, als sich scheiden zu lassen, und mein 1945 an der TH Dresden beschäftigter Vater Ausweisdokumente fälschte, überlebte meine Tante als eine der wenigen jüdischen deutschen Mitbürger den Holocaust in Dresden. Zu den Hausbewohnern jener Zeit zählte auch Götz Heidelberg, später maßgeblicher Erfinder der Transrapid-Technik. Hauseigentümer waren Avenarius' Stiefsohn Wolfgang Schumann und dessen Ehefrau Eva. Sie lebten während der Nazizeit zeitweise im Exil; Eva Schumann wurde in der DDR zur Ehrenbürgerin von Freital ernannt. Unser Wohnhaus fiel den Bombenangriffen des 13./14. Februar 1945 zum Opfer. Wir hatten jedoch Glück im Unglück, überlebten vollzählig und fanden Aufnahme in Eichbusch, der Heimat meines Vaters.

Mein lebenslanges Interesse an gewässerkundlichen Themen geht auf jene Kindheitstage in Blasewitz zurück. Meinem Vater und dem im Haus wohnenden Oberlehrer i. R. Minkert verdankte ich vielfältige Anregungen, mich mit der Natur, z. B. der Fauna der nahen Elbe, zu beschäftigen. Der Garten des Blasewitzer Wohnhauses war ganz im Sinne der vom Dürerbund propagierten Naturverbundenheit gestaltet. So befand sich beidseitig alter Baumbestand der natürlichen Hartholzaue mit vorwiegend einheimischen Baumarten (Spitzahorn, Ulme, Hainbuche, Esche). Diese naturnahe Gartengestaltung wurde später zum Vorbild, um im eigenen Garten Lebensräume für Wildbienen (regelmäßige Bruten), Bergmolche (regelmäßig anwesend), Haselmäuse (zeitweise anwesend), verschiedene Vogelarten (z. B. die regelmäßigen Bruten der Tannenmeise im Laubholzbestand) und seit einigen Jahren besonders erfolgreich für die Waldeidechse zu schaffen.

Nachdem ich frühzeitig die Mutter verloren hatte, verließ ich das Gymnasium und bewarb mich um eine Ausbildung zum Neulehrer. Um meine Chancen trotz des jugendlichen Alters zu erhöhen, trat ich auch der SED bei. Dabei spielte zudem eine Rolle, dass in der Familie zunächst eine durchaus positive Einstellung zum Sozialismus bestand. Mein Vater, ein ehemaliges SPD-Mitglied und zeitweilig als Französisch-Dolmetscher in einem Kriegsgefangenenlager eingesetzt, hatte mir eindringlich von den Verbrechen der Nazis berichtet. Es war meinem Vater zu jener Zeit noch nicht möglich, in der zunehmenden „Kaltstellung" als künstlerischer Mitarbeiter der SED-Landesleitung zugunsten eines Gegenspielers aus der ehemaligen KPD das kommende System zu durchschauen.

Unmittelbar nach dem Krieg hatte ich begonnen, mich für Fossilien zu interessieren. Aus dieser Zeit stammten ca. 10 Fundstücke aus der Kreide des Rathsteinbruches bei Freital, darunter eine große Austernschale und ein Stein mit mehreren Seeigelstacheln. Für die Examensarbeit von 1957 entstand eine Sammlung von Samen tertiärer Laubgehölze vom Hasenberg bei Wiesa. Zusammen mit ca. 8 großen Stücken aus dem Karbon von Zwickau-Oelsnitz, einem Geschenk des dortigen Steigers Kurt Beier, der Examensarbeit und einer Sammlung wertvoller Literatur (darunter Bestimmungsbücher: „Die Laubgehölze der Braunkohlezeit", ein Buch der Urania-Reihe zu den Fossilien der Schreibkreide von Rügen und ein antiquarisches Bestimmungsbuch zu versteinerten Mollusken) habe ich diese Fundstücke Anfang der 1990er Jahre dem Museum der Westlausitz Kamenz (z. Hd. Ursula Rathner) als Geschenk übergeben.



Nach dem erfolgreichen Abschluss des Neulehrerlehrgangs in Dresden erhielt ich meine erste Anstellung als Lehrer für Biologie und Sport in Steinigtwolmsdorf (1950). In Großdrebnitz (ab 1952) lernte ich meine spätere Frau kennen. In dieser Zeit legte ich auch das Staatsexamen im Fernstudium ab. Es folgten Anstellungen an verschiedenen Schulen Bischofswerdas (ab 1961) und zeitweise in Burkau (1969–1973). Aus gesundheitlichen Gründen (wegen zwei Hüftoperationen) schied ich 1991 vorzeitig aus dem Schuldienst aus.

Außerhalb des Schulunterrichts leitete ich verschiedene Schüler-Arbeitsgemeinschaften zu Biologie, Naturschutz und Landeskultur. Weniger erfreulich entwickelten sich die politischen Umstände. Als Klassenlehrer versuchte ich, insbesondere christlich gebundene Schüler, die sich aus Glaubensgründen dem System nicht völlig unterordnen wollten (z. B. Teilnahme an der Jugendweihe), vor Schikanen zu bewahren. Als Sportlehrer kam ich von 1971 bis 1973 sowie von 1978 bis 1986 als Rettungsschwimmer Stufe I zum Einsatz. Auch nach meinem Ruhestand war ich gerne behilflich, wenn sich Schüler im Rahmen ihrer Belegarbeiten mit Fragen zu naturkundlichen Themen an mich wandten.

Seit meiner Kindheit war ich sportlich vielseitig aktiv. Um dem in der Familie politisch verpönten Dienst in der HJ zu entgehen, schloss ich mich 1943 in Dresden einer Leistungsklasse Rudern an. In Großdrebnitz betrieb

ich von 1953 bis 1961 Leichtathletik und war v. a. im Speerwurf im Raum Ostsachsen relativ erfolgreich. Zwischen 1957 und 1967 spielte ich in Bischofswerda aktiv Handball, von 1972 bis 1986 stellte ich mich als ehrenamtlicher Übungsleiter dem Bischofswerdaer Handballnachwuchs zur Verfügung.

Nach dem Umzug in die Oberlausitz hatte sich bei mir eine innige Verbundenheit zur hiesigen Heide- und Teichlandschaft entwickelt. Sowohl Gerhard Creutz (schon seit dessen Dresdner Zeit), mit dem ich zur Thematik Fischotter zusammengearbeitet habe, als auch Gottfried Unterdörfer zählte ich zu meinen Bekannten. Meine biologischen Arbeiten beziehen sich schwerpunktmäßig – direkt oder indirekt – auf die Gewässerfauna. Beobachtungen in der Natur und historische Recherchen werden ergänzt durch Erfahrungen, die ich als Angler, Aquarianer und langjähriger UTP-Lehrer („Unterrichtstag in der Produktion") in der landwirtschaftlichen Variante sowie als nebenberufliche Aushilfskraft in der Binnenfischerei von Kleindrebnitz sammeln konnte. In den Jahren 1972 und 1984 beteiligte ich mich an der „Aktion Fischotter" der Martin-Luther-Universität Halle unter Federführung von Professor Michael Stubbe. Bis 1989 war ich als langjähriges Mitglied im Kreisvorstand Bischofswerda des Deutschen Anglerverbandes zuständig für Kultur und Bildung. Auch wenn das besondere Interesse der Gewässerfauna gilt, entstanden zudem Publikationen zu Beobachtungen auf anderen Gebieten der heimischen Fauna, v. a. der Ornithologie, sowie botanische Nachweise. 1994 verlieh mir der Landkreis Bischofswerda anlässlich dessen Vereinigung mit dem Landkreis Bautzen eine Silberne Gedenkmünze für Verdienste um den Naturschutz. Viele meiner Arbeiten wurden in Bibliografien der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, des Museums für Tierkunde Dresden und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft Görlitz übernommen. Besonders die Arbeiten zum Fischotter fanden auch außerhalb Sachsens Beachtung, wie verschiedene Anfragen aus dem In- und Ausland sowie die Bitte um Unterstützung bei Arbeiten zu einer Promotion an der Universität Nürnberg-Erlangen (Liana Geidezis) zeigen.

Die heimatgeschichtlichen Arbeiten sind vorwiegend historischen Persönlichkeiten aus dem Raum Bischofswerda gewidmet, vor allem aus dem heutigen Ortsteil Großdrebnitz, wohin ich auch nach meinem beruflichen Weggang noch lange enge familiäre und freundschaftliche Bindungen besaß. Es gelang mir mit einer Arbeit aus dem Jahre 1990, die Verdienste des bereits in Vergessenheit geratenen Kirchschullehrers und Heimatforschers Bruno Barthel wieder in das Bewusstsein des Dorfes



Viele meiner heimatgeschichtlichen Arbeiten zu Großdrebnitz betrafen die hiesigen Pfarrer (Richard Garbe, Carl Julius Marloth) bzw. Kirchschullehrer (Bruno Barthel, Willy Sorber). Der langjährige Pfarrer von Großdrebnitz Sebastian Führer gewährte mir dafür stete Hilfe.

zu rücken. Als Beitrag zu einer ausgewogenen Erinnerung an verdienstvolle Großdrebnitzer Persönlichkeiten entstanden in den Folgejahren Arbeiten für die Sächsische Biografie zu dem Agrarwissenschaftler Bruno Steglich und dem Pfarrer Richard Garbe. Viele weitere Arbeiten zur Heimatkunde von Bischofswerda und Umgebung betrafen Biografien von verdienstvollen Natur- und Heimatforschern wie Wilhelm Winkler, Ernst Emil Wustmann, Johannes Weber, August Leppelt und Hans-Werner Otto, aber auch solche Themen wie die Stieleichen des Lutherparks mit ihren in der Stadtgeschichte Bischofswerdas teilweise ignorierten Beziehungen zur früheren teichwirtschaftlichen Nutzung sowie die Gartenanlage „Am Hunger". Umfassend wurde die historische Entwicklung von Nutzung und Fauna dieses außergewöhnlichen Gartenareals im Süden der Stadt dargestellt. Im Rahmen einer neu aufgelegten heimatkundlichen Schriftenreihe habe ich mich zudem bemüht, dass der Stadtchronist des 20. Jahrhunderts Johannes Weber und der Heimatforscher Roland Paeßler angemessene Berücksichtigung fanden. Die Sichtung und Sicherung des Nachlasses meines Vaters, Kurt Fiedler, gehört aktuell zu meinen wichtigsten Aufgaben.
So habe ich dem Museum in Niesky Werbegrafiken für die Fa. Christoph & Unmack übergeben. Über seine Arbeiten für den Waaren-Einkaufsverein Görlitz wurde im Stadtwiki Dresden berichtet. Die Spur meiner Vorfahren konnte ich bis in die Oberlausitz zurückverfolgen. Mein Urgroßvater Karl Traugott Johne war Zimmermann und stammte aus Rammenau, ein anderer Zweig reicht demnach bis zur Familie Klippel aus Sohland.



Erholung finden meine Frau und ich in unserem Garten „Am Hunger".

Bibliografie

„Die Fische des Kreises Bischofswerda", Bischofswerdaer Land 4, S. 36–42, 1986*
„Beobachtungen des Baumfalken", Der Falke, Heft 8, S. 272–273, 1986
„Der Fischotter, Lutra lutra L., im Kreis Bischofswerda", Bischofswerdaer Land 5, S. 41–48, 1987
„Bemerkenswerte Gehölze in Bischofswerda, Die Stieleichen des Lutherparkes", Bischofswerdaer Land 6, S. 78–82, 1988 (seitens Herausgeber vertauschte Werte in Tabelle)
„Erfahrungen mit Otocinclus spec.", Aquarien Terrarien, Heft 6, S. 194–197, 1988
„Der Sperber im Neubaugebiet Bischofswerda-Süd", Der Falke, Heft 4, S. 123–124, 1989
„Ehregott Bruno Barthel: Lehrer, Kantor und Heimatforscher", Bischofswerdaer Land 8, S. 97–98, 1990
*durch Hrsg. verschuldete, sinnentstellende Vertauschung von Passagen zu Gründling u. Döbel

„Wasserqualität im Aquarium – Erfahrungen mit mehreren Arten tropischer Zierfische“, Aquarien Terrarien, Heft 2, S. 65–66, 1990

„Zum Rückgang des Fischotters in Sachsen in den Jahren 1884–1919 – Berichte in den Schriften des Sächsischen Fischerei-Vereins“, Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz, Bd. 64, Nr. 10, 1990

„Beobachtungen an Querungen von Otterwechseln mit Verkehrswegen im Landkreis Bischofswerda“, Veröffentlichungen Museum der Westlausitz 16, Kamenz, S. 60–66, 1992

„Zum Vorkommen des Fischotters im Landkreis Bischofswerda“, Ber. Naturforsch. Gesellschaft Oberlausitz, Görlitz, H. 2, S. 35–39, 1993

„Zur Fischotterbekämpfung in Sachsen bis zum Jahr 1920“, Sächsische Heimatblätter 5, S. 304–308, 1993

& O. Zinke: „Beobachtungen zu Biologie und Verhalten des Fischotters, Lutra lutra L“, Veröffentlichungen Museum der Westlausitz 17, Kamenz, S. 66–77, 1993

„Abriß der historischen Verbreitung bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts“, Freistaat Sachsen, Landesamt für Umwelt und Geologie, Artenschutzprogramm Fischotter, S. 7–9, 1996

„Historische Teichwirtschaft im Raum Bischofswerda“, Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 3, S. 41–49, 1998

„Zeugnisse früherer wirtschaftlicher Tätigkeit am Laufe des Weickersdorfer Wassers“, Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 4, S. 3–7, 1999

„Das Jahr 1900 in den Gemeinden Groß- und Kleindrebnitz“, Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 5, S. 52–58, 2000

& H.-W. Otto: „Der Hunger im Süden der Stadt Bischofswerda, einst und jetzt“, Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 6, S. 69–80, 2001

„Zu den Veränderungen der Fischfauna in der ehemaligen Äschenregion der Wesenitz (1591–1989)“, Sächsische Heimatblätter 2, Klaus Gumnior Chemnitz, S. 127–133, 2003

& M. Hüsni: „Regierungsrat Prof. Dr. Bruno Steglich (1857–1929) – ein bedeutender Wissenschaftler Sachsens“, Sächsische Heimatblätter 2, Klaus Gumnior Chemnitz, S. 176–180, 2004

& H.-W. Otto: „Ernst Emil Wustmann (1864–1923). Ein Bischofswerdaer Lehrer erforschte die „niedere“ Tier- und Pflanzenwelt von Bischofswerda“, Veröffentlichungen Museum der Westlausitz 25, Kamenz, S. 41–50, 2004

„Zu Biologie und Verhalten ausgewählter Fischarten in den Steinbruch-Restgewässern des Klosterberggebietes bei Demitz-Thumitz“, NABU Landesverband Sachsen e.V.: Jahresschrift für Feldherpetologie und Ichthyofaunistik in Sachsen, H. 8, S. 100–111, 2006

„Johannes Weber zum 100. Geburtstag – Ein bedeutender Chronist Bischofswerdas“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 1, S. 9–10, Burkau 2006

„Erinnerungen an die historische Verbreitung des Wolfes in der Umgebung von Bischofswerda“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 1, S. 44–48, Burkau 2006

„August Leppelt – Ein Wegbereiter naturkundlicher Heimatforschung nach dem 2. Weltkrieg“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 2, S. 43–46, Burkau 2007

„Seltenes altes Ackergerät aus dem ehemaligen Erbrichtergut Belmsdorf“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 2, S. 55–56, Burkau 2007

„Zum 75. Geburtstag von Hans-Werner Otto“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 3, S. 17–20, Burkau 2008

„Naturerlebnisse auf den Spuren des Dichterförsters Gottfried Unterdörfer“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 3, S. 73–78, Burkau 2008 (seitens Hrsg. Fehler in Überschrift, Bild, Tabelle)

& U. Fiedler: „Zwischen Dürerbund und Kulturbund – Aus dem Leben des Dresdner Grafikers Kurt Fiedler“, Sächsische Heimatblätter, Jg. 55, 1/09, Klaus Gumnior Chemnitz, S. 10–18, 2009

„Zum Salzfuhrwesen in Großdrebnitz in den Lebenserinnerungen von Prof. B. Steglich“, Schiebocker Landstreicher, Nr. 4, S. 55–56, Burkau 2009

„Erfahrungen mit der Waldeidechse (Zootoca vivipara (JACQUIN, 1787)) in einem Gartengelände im Süden der Stadt Bischofswerda“, NABU Landesverband Sachsen e.V.: Jahresschrift für Feldherpetologie und Ichthyofaunistik in Sachsen, H. 11, S. 11–17, Leipzig 2009

„Beobachtungen zum Verhalten der Waldeidechsen (Zootoca vivipara (JACQUIN, 1787)) in einem Gartengelände und Maßnahmen zu ihrem Schutz“, NABU Landesverband Sachsen e.V.: Jahresschrift für Feldherpetologie und Ichthyofaunistik in Sachsen H. 14, S. 24–29, Leipzig 2012

Weitere Quellen
(sofern nicht in den Artikeln aufgeführt)

Barthel, Bruno

Kurt Barthel: „Erlebtes und Gesammeltes von Ehregott Bruno Barthel“. Unveröffentlichter Privatdruck, Hattersheim, April 1998; Gemeinde-Buch Großdrebnitz (28.2.1839–30.12.1913, mit Wahlprotokollen, Stadtarchiv Bischofswerda); Roger Paul, SKD Dresden

Biram, Arthur

Mitteilungen von Juan Moser und Renate Biram; http://www.hareali-haivri.haifa.k12.il; http://www.jpost.com (Wendy Blumfeld: „Streetwise: Rehov Biram, Haifa“); Zeev W. Sadmon: „Die Gründung des Technions in Haifa im Lichte deutscher Politik, 1907–1920“. K.G. Saur, 1994; Judah Leon Magnes, Arthur A. Goren: „Dissenter in Zion: from the writings of Judah“. Harvard University Press, 1982; Mordecai Schreiber: „Land of dreams: an Israeli childhood“. Shengold Books, 1998; Eli Rothschild: „Meilensteine vom Wege des Kartells Jüdischer Verbindungen (K.J.V.) in der zionistischen Bewegung“. Präsidium, K.J.V., 1972; Otto R. Romberg, Heiner Lichtenstein: „From vision to reality: 50 years of Israel“. Edition Tribüne, 1998; H. Itzkowski: „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums (Berlin)“. 1904; Ofer Ashkenazi: „The Biramschule in Context – The »German« Influence on Jewish Body Culture in Mandate Palestine“. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Bd. 41, 2013, S. 17–39; http://www.davidkultur.at („Frauen turnen für Zion“); Adressbücher von Dresden und Berlin; Dissertationsschrift von Arthur Biram; Roger Geiger: „History of Higher Education Annual“. Transaction Publishers, 1991; Amira Kahat, University of Haifa; Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin, Archivdatenbank; Edmund Burkard: „Überwindung von Armut durch Bildung. Das Schul- und Bildungswerk des Hilfsvereins der Deutschen Juden (1901–1937/1938)“. Dissertation Universität Siegen, 2016; Yonatan Mendel: „From German Philology to Local Usability: The Emergence of ‘Practical’ Arabic in the Hebrew Reali School in Haifa 1913–48, Middle Eastern Studies, 2015; Zionistisches Actions-Comite: „Im Kampf um die hebräische Sprache“. Berlin 1914; Yuval Dror: „Socio-Educational Dilemmas: a typology illustrated by the history of Hebrew education in Haifa during the British Mandate, Journal of Educational Administration and History, 26, 1994

Creutz, Gerhard

Wolfram Dunger: „Leben und Werk eines Oberlausitzer Ornithologen – in memoriam Dr. Gerhard Creutz (1911–1993)“. In: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz, Bd. 3 (1994), S. 3–23; Konrad Creutz: „Erinnerungen an meinen Vater. Zum 95. Geburtstag von Dr. Gerhard Creutz“. Arbeitskreis Sächsische Schweiz im Landesverein Sächsischer Heimatschutz e.V., Mitteilungsheft 3, S. 58–59, Eigenverlag Pirna, 2006; Hans Christoph Stamm: „Gerhard Creutz (1911–1993)“. In: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen, Hohenstein-Ernstthal, 7 (1994) 5, S. 335–338; Mitteilungen von Martin Fiedler (Pillnitz, 1950), Gottfried Unterdörfer (Uhyst/Spree, um 1985), Roland Miersch (Kleinröhrsdorf, seit ca. 1983), Prof. Dr. Franz Bairlein (Präsident der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft, Wilhelmshaven, 2007), Joachim Neumann (2009); www.pirna.de

Derlitzki, Georg

Rotraut Derlitzki, Eberhard Schulze: „Georg

Max Ludwig Derlitzki (1889–1958)“. IAMO, Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa, Discussion Paper No. 58, 2004; Christa Ladusch: Hochkircher Kulturnachrichten, April 2000 und August 2001; Theophil Gerber: „Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin“. Bd. 1, NORA Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, S. 129–130, 2004; Wolfgang Böhm: „Biographisches Handbuch zur Geschichte des Pflanzenbaus“. K.G. Saur München, S. 48–49, 1997; Roland Paeßler: persönliche Mitteilungen, 2.8.2007; familytreemaker.genealogy.com; catalogus-professorum-halensis; Schöne: „Die Sächsische Landwirtschaft“. 1925

Gnauck, Ernst

Gemeindebuch Klein-Drebnitz, Protokolle der Gemeinderatssitzungen 10.2.1887–22.3.1919; Bruno Barthel: „Die Stolpener Amtsteiche und das Vorwerk Kleindrebnitz“. In: Unsere Heimat, Beilage zum Sächsischen Erzähler, 5./12.3.1922; Roland Paeßler: „Die Gnauck's in Goldbach und Weickersdorf“. Manuskript, 1977; Roland Paeßler: „Nachkommen des Bauern und Salzfuhrmanns Martin Gnauck“. Manuskript, 1989; Roland Paeßler: „Herkunft und Verbreitung der Familie Gnauck“. Manuskript, 26.3.2001; Bruno Barthel: Tagebuch „Erlebtes und Gesammeltes“; Bruno Steglich: „Bericht über die neunte Braugersten Ausstellung in Dresden“. Mittheilungen Oekonomische Gesellschaft im Königreiche Sachsen, Ausgaben 8-11, S. xxviii; Hans von Polenz: „Als noch die Milchzüge fuhren ...“. In: Oberlausitzer Hausbuch, 2010, S. 63–65; Datenbank der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage; Mitteilungen des Stadtarchivs Bischofswerda und der Christuskirche Bischofswerda (zum Kirchenbuch Goldbach)

Hesse, Walther

Wolfgang Hesse: „Walther and Angelina Hesse – Early Contributors to Bacteriology“. ASM News, 58: 425–428, 1992; Marie-Agnes Möbius, Mitteilungen; Peter G. Hesse: „Walther Hesse“. Neue Deutsche Biographie, Bd. 9, Duncker & Humblodt Berlin, S. 22–23; University of Wisconsin, Madison – Microbiology Textbook; Adressbücher der Stadt Dresden, 1904, 1931, 1936; Hubertus Averbeck: „Von der Kaltwasserkur bis zur physikalischen Therapie“. Books on Demand, 2013; „Lebenslauf von Medicinalrath Dr. Friedrich Wilhelm Hesse, von ihm selbst erzählt“, Autobiographie, gedr. 1899, C. Rich, Gärtner´sche Buchdruckerei Dresden

Stöckhardt, Johann Heinrich

Reinhold Grünberg: „Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsens (1539–1939)“. Verlagsanstalt Ernst Mauckisch Freiberg, 1940; Christian Gottlob Lorenz: „Grimmenser-Album: Verzeichniss sämmtlicher Schüler der königlichen Landesschule zu Grimma von ihrer Eröffnung bis zur dritten Jubelfeier,“. Verl.-Comptoir, 1850; The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints; Konrad Händel: „Die Vorfahren der Geschwister Paul, Elisabeth, Margarete und Johanna Händel, Nach dem Forschungsstande vom 1. Mai 1939“. In Auszügen neu herausgegeben und mit einer Einleitung und Ergänzungen versehen von Bernhard Pabst, 2. Aufl. Berlin 2008; „Putzkau feiert den 300 Jahre alten Kirchturm“. Sächsische Zeitung, Bischofswerda und Umgebung, 22.6.2007, S. 17; Willy Richter: „Die Matrikel der Kreuzschule: Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden“. Teile 1–3, Bd. 17 von Genealogie und Landesgeschichte, Verlag Degener, 1967; Bernd John: „Aus der Geschichte der Putzkauer Kirche“. In: Werbegemeinschaft Bischofswerda e.V. (Hrsg.), Bischofswerda 2009, Blatt März; Pfarrer i.R. Friedrich August Lange: „Unser Putzkau“. In: Heimatstimmen, 1927; Thomas Schaffhirt, Potsdam, Mitteilungen 2011; Ernst Theodor Stoeckhardt; „Stammtafel der Familie Stoeckhardt, Putzkauer und Lauterbacher Zweig“. Wagner Weimar, 1883

Abbildungsverzeichnis

John Moser	24, 26, 34, 36, 40 o
Metropolitan Museum of Art New York	402
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg	154
Niederrheinische Musik-Zeitung	149
Dr. Rudolf Otto (†)	128
Roland Paeßler (†)	93, 222, 337, 351, 418
Österreichische Nationalbibliothek Wien	88, 266
Sachsens Kirchen-Galerie f.	177, 211, 251
Sächsischer Erzähler	260
Wilfried Schmid	325
Schriften des Verbandes landwirtschaftlicher Versuchs-Stationen	208
Stadtgeschichtliches Museum Leipzig	138
Stadtarchiv Bischofswerda	218, 221
Staatliche Museen zu Berlin	8
Karin Stöckhardt	338
Universitätsbibliothek Trier	425
University of Michigan	321
Burkhard Unterdörfer	368
www.kirchbau.de	389
Wikimedia Commons, Flickr (cc-Lizenz)	11–12 o, 31, 41, 53, 87, 100 o, 118, 124, 126, 231, 296–297, 366, 400r, 407
Wikimedia Commons/ Wikipedia/ Wikisour-ce (gemeinfrei)	12u, 15 l, 20, 39, 48, 54, 56, 62, 96, 98u, 100 o, 119, 130–131, 156, 169, 182, 193, 199, 214, 225 l, 240, 252, 255, 258–259, 276, 290, 292u, 327, 330, 356, 380, 384, 386, 392, 394–395, 397, 400 l, 426
Gemeinfrei aus öffentlichen Quellen (books.google.com, archive.org, hathitrust.org)	14, 30, 35, 47, 58, 61, 65, 67, 99, 149, 216, 227, 301, 340, 349, 361, 363, 365, 382, 384, 386, 390, 398, 401 l
zeno.org	81, 94, 105, 123 lo, 148, 217, 244, 253, 280, 299, 365, 382, 388

Kurzbiografien von Heimatforschern aus Bischofswerda und Umgebung

Gnauck, Max Otto

* 19.06.1858 in Weickersdorf
† 03.06.1904 in Leisnig

Gnauck wurde als zweites von zehn Kindern eines Bauerngutsbesitzers geboren. Seine Vorfahren bis einschließlich des Großvaters waren über vier Generationen Salzfuhrleute in Weickersdorf. Über seine Großmutter Christiane Caroline Beyer bestand ein Ahnenverbund mit der Familie von Friedrich Bayer, des Gründers der Bayer AG (Wechsel der Namensschreibweise 30.8.1849). Gnauck besuchte die Volksschule Goldbach, die Bürgerschule Bischofswerda, von

1872 bis 1873 das Annenrealgymnasium in Dresden und bis 1879 das Kreuzgymnasium unter Friedrich Hultsch. Nach Ableistung der Militärpflicht studierte er Geschichte, Geographie und alte Sprachen von 1881 bis 1882 in Tübingen und danach in Leipzig. 1887 wurde er als Probelehrer am Wettiner Gymnasium in Dresden unter dem Rektor Otto Meltzer angestellt, wo er bis 1891 Geschichte und Geographie unterrichtete. Nach einer kurzen Tätigkeit als Vikar an der Realschule Plauen ging er 1892 als Lehrer an die Realschule Leisnig. Gnauck war Vorstandsmitglied im Geschichts- und Altertumsverein Leisnig, dessen Archiv aus seinem Nachlass eine wertvolle Sammlung alter Landkarten, Chroniken, Porträts und Städtebilder als „Gnaucksammlung" übernahm. Sein bekanntestes Werk war „Odorich von Pordenone, ein Orientreisender des 14. Jahrhunderts" (1895). Mit der Königlichen Bibliothek in Dresden (vgl. Hermann Arthur Lier) stand er langjährig in brieflichem Kontakt.

Leppelt, August
* 29.10.1919 in Heinzendorf (Hynčice)
† 26.09.1988 in Bischofswerda

Leppelts Kindheit war überschattet von wirtschaftlichen Schwierigkeiten wegen der mehrjährigen Arbeitslosigkeit des Vaters als Folge der Weltwirtschaftskrise und dessen frühzeitigem Tod. Der Sohn besuchte an seinem Heimatort fünf Jahre die Volksschule und danach drei Jahre im benachbarten Braunau (Broumov) die Bürgerschule. Erst 1936 erhielt er eine Lehrstelle in einer Kunstlederfabrik, zwei Jahre später erlebte er den Einmarsch der Soldaten Hitlers. 1939 wurde Leppelt selbst eingezogen.

Im Sommer 1945 kam er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft frei. Er hielt sich kurze Zeit in Sohland auf und besuchte 1946 in Bautzen einen Neulehrerlehrgang. Arbeitsorte waren ab 1946 die Lutherschule Bautzen, ab 1948 die Grundschule Bischofswerda und ab 1949 die Grundschule Schmölln. Ab 1949 leitete er eine Arbeitsgemeinschaft der Jungen Naturforscher, die über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren Bestand hatte. Immer neue Teilnehmer pflanzten und pflegten Wald- und Obstbäume. Die Pappeln am Sportplatz und die Obstanlage am Mühlteich in Schmölln erinnern daran. Leppelt, der selbst die Schmetterlingsfauna erforschte, leitete zudem junge Imker oder allgemein an Insekten interessierte an. Jährlich führte er mit wenigen eingearbeiteten Helfern gemeinsam für die Schulen Schmölln, Rothnaußlitz und Demitz-Thumitz in den Sommerferien naturkundliche Spezialistenlager durch, meist in Commerau bei Klix. Zeitweise nahmen daran auch Schüler und Lehrer aus anderen Schulen teil, beispielsweise Frank Fiedler aus Bischofswerda. 1958 wurde Leppelt als pädagogischer Mitarbeiter an die Station Junger Naturforscher und

Techniker in Bischofswerda versetzt, am 1. Januar 1962 übernahm er die Leitung der Station. 1970 kehrte er an die Schmöllner Schule zurück.

Nach Ausbildung und Prüfung bei Gerhard Creutz in Neschwitz begann Leppelt 1960 mit der Vogelberingung. Seine Beringungsliste weist 262 Einträge auf, darunter Gebirgsstelze, Drosselrohrsänger, Gartengrasmücke, Gartenrotschwanz, Heckenbraunelle, Sumpfmeise, Teichrohrsänger, Trauerfliegenschnäpper und ein Kuckuck. In seiner Wirkungszeit hatte der Niedergang der Fischotterpopulation in fast ganz Europa ein bedrohliches Ausmaß erreicht. In der DDR stand die Art unmittelbar vor dem Aussterben. Im Jahr 1969 erhielt Leppelt Kenntnis vom Verkehrstod eines Otters bei Großharthau. Er erreichte, dass das davon gefertigte Standpräparat an das Museum in Schmölln kam. Es handelte sich um den ersten nachgewiesenen Verlust eines Otters in der Umgebung von Bischofswerda nach rund 50 Jahren. Dieser Totfund erregte auch dank Gerhard Creutz in der Fachwelt beträchtliche Aufmerksamkeit (irrtümliche Datierung 1971). Einige Jahre später konnte Leppelt selbst den Fund eines solchen Verkehrsopfers sichern. Am 7. August 1985 wurde ein männlicher Otter von 106 cm Länge und einem Gewicht von 9 kg östlich der Ortsverbindungsstraße Bischofswerda-Schmölln gefunden. Systematische Spurensuche durch Frank Fiedler brachte den Beweis, dass dort der Wechsel von Ottern zwischen dem Horkaer Teich (Bischofswerda) und dem Silberwasser (Kynitzsch) verlief. Dabei handelt es sich um einen der seltenen bekannten Landwechsel, die große Gewässersysteme über die Wasserscheide verbinden: Wesenitz (Horkaer Teich) und Schwarze Elster (Silberwasser). Im Jahr 1979 erlitt Leppelt während des Schulunterrichts einen Infarkt und musste invalidisiert werden. Soweit es ihm gesundheitlich möglich war, unterstützte er trotzdem auch weiterhin Schüler-Arbeitsgemeinschaften.

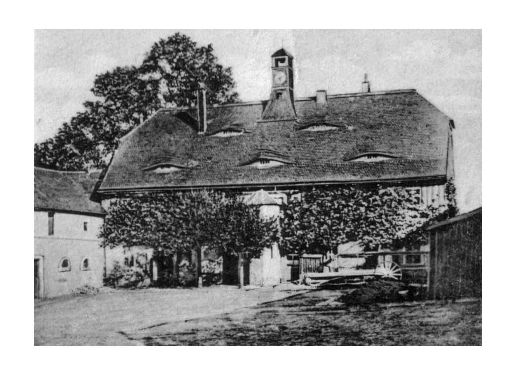
Literatur

Frank Fiedler: „August Leppelt – Ein Wegbereiter naturkundlicher Heimatforschung nach dem 2. Weltkrieg“. M. Hüsni, A. Mikus (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 2, Burkau 2007, S. 43–46

Paeßler, Roland

* 28.02.1928 in Belmsdorf
† 23.01.2016 in Bühlau

Paeßler stammte aus dem Erbrichter- und Freigut Belmsdorf. Nach 1945 war er als Landwirtschaftslehrer und selbstständiger Landwirt tätig. Zwischenzeitlich floh er in die Bundesrepublik. Nach einem Fernstudium an der Universität Leipzig von 1959 bis 1964 bei Kurt Rauhe leitete Paeßler genossenschaftliche Landwirtschaftsbetriebe. Von 1970 bis 1990 vertrat er die Demokratische Bauernpartei



Erbrichtergut Belmsdorf.

Deutschlands als Kreistagsabgeordneter. Paeßler war Mitglied der Kreisfachgruppe Heimatgeschichte / Ortschronik Bischofswerda und 1981 Gründungsvorsitzender der Gesellschaft für Heimatgeschichte des Kreises Bischofswerda. Bei der Erarbeitung der Sächsischen Verfassung von 1992 war sein Rat gefragt. Paeßler schuf wichtige heimatkundliche Arbeiten zur Geschichte der Rittergüter, zur deutschen Ostsiedlung, zur sächsischen Schafzucht und zu den Freimaurern, mehrere Ortschroniken und Beiträge zur Sächsischen Biografie, beispielsweise zu Johann Gottfried Nake, sowie Ahnentafeln, z. B. zu den Familien Steglich und Gnauck und zum Ahnenverbund lokaler Erbrichterfamilien mit dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte und der Großindustriellenfamilie Bayer. Paeßler erhielt für besondere Verdienste um den Landkreis Bautzen das Ehrenzeichen in Silber.

Literatur

Ina Riedel, Frank Fiedler: „Auf den Spuren unserer Vorfahren. Der Heimatforscher Roland Paeßler feiert am 28. Februar seinen 75. Geburtstag". Wochenkurier, Bischofswerda, 26.02.2003, S. 1

Frank Fiedler: „Seltenes altes Ackergerät aus dem ehemaligen Erbrichtergut Belmsdorf". M. Hüsni, A. Mikus (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 2, Burkau 2007, S. 55–56

Roland Paeßler: „Die Erbrichter in der Umgebung von Bischofswerda". Mathias Hüsni (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 3, Burkau 2008, S. 8–16, zusammengestellt und bearbeitet von Dr. Uwe Fiedler

Roland Paeßler: „Der Salzhandel und das Salzfuhrwesen im ehemals Stolpener Gebiet". Mathias Hüsni (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 4, Burkau 2009, S. 52–55

Familie

Roland Paeßler war ein Nachfahre von Johann Gottfried Nake in der 5. Generation; 1. Generation: dessen Tochter Auguste Wilhelmine Nake, verheiratet mit Ernst Traugott von Zenker (Rittergutsbesitzer auf Steinigtwolmsdorf und Ringenhain); 2. Generation: Alwine Constanze von Zenker, verheiratet mit Carl Bernhard Paeßler (Sohn des Bautzener Schlossapothekers Eduard Paeßler, Verwalter des Familienguts Schmölln, Gutsbesitzer in Belmsdorf, Bezirks-Friedensrichter, 24 Jahre Mitglied des sächsischen Landtags, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, Auszeichnung mit

dem Albrechtsorden 1. Klasse); 3. Generation: Carl Paeßler (Freigutsbesitzer in Belmsdorf); 4. Generation: Carl Ernst Paeßler (Gutsbesitzer in Belmsdorf)

Sorber, Willy
* 07.09.1884 in Hohnstein
† 1954 in Großdrebnitz

Sorber besuchte das Königliche Lehrerseminar in Pirna. Nach einer Anstellung als Hilfslehrer wurde er 1910 Lehrer in Gaußig, 1921 wechselte er nach Neukirch. Die Erfahrungen der Inflation prägten ihn nachhaltig. In Großdrebnitz engagierte er sich ab Oktober 1923 als Schulleiter und Kantor für soziale und kulturelle Belange. Unter seiner Leitung erhielt die Schule eine moderne Wasserversorgung und er leitete den Männerchor, später den gemischten Chor, mit dem er auch Operetten aufführte. Mit Schulkindern wurden Singspiele aufgeführt. Sorber war zwar Mitglied der NSDAP, ging jedoch zum Regime zunehmend auf Distanz. Deshalb wurde er 1937 zunächst für ein halbes Jahr suspendiert. Schon während seiner Zeit als Direktor hatte Sorber sich an der Großdrebnitzer Ortsgeschichtsschreibung beteiligt. Allerdings konnte er bei den Nazis nicht publizieren. Erste Vorarbeiten für eine neue Dorfchronik veröffentlichte der mit Sorber verbundene und ebenfalls nazikritische Pfarrer Richard Garbe 1938. Ein Jahr später erhielt Bürgermeister Otto Heinrich den Auftrag, eine Dorfchronik im nationalsozialistischen Sinne nach der Anleitung des „Dorfbuches“ anfertigen zu lassen. Er führte dieses Vorhaben jedoch nicht aus. Heinrich hatte die Verbindungen zu den in Ungnade gefallenen Sorber



Willy Sorber (links) mit Großdrebnitzer Schülern 1927 auf dem Valtenberg. Vierte Schülerin von links in der hinteren Reihe ist Luise Gnauck, eine Enkelin von Ernst Gnauck.

und Garbe nicht abreißen lassen.
Es ist zu vermuten, dass der 1939 im „Sächsischen Erzähler" anonym erschienene Beitrag „Das Drebnitzer Schulhaus erzählt" auf Sorber zurückgeht.

Auf Sorbers Strafversetzung nach Sacka folgte eine Verkettung tragischer Ereignisse. Erst verlor er seine Frau. Als sich von einer Gruppe Schüler mehrere Kinder unerlaubt entfernten, kam zu einem tödlichen Unfall. Ohne dass Sorber unmittelbare Schuld trug, war er jedoch verantwortlich, ein willkommener Anlass für weitere Maßregelungen. Schließlich brannte auch noch die Schule in den letzten Kriegstagen aus und er verlor sein Hab und Gut. Großdrebnitz erinnerte sich seiner und holte ihn nach dem Zweiten Weltkrieg zurück. Er erhielt auf Vermittlung von Pfarrer Richard Garbe eine Wohnung in einem Nebengebäude der Schule und eine Anstellung als Kantor. Hier begann Sorber, an einer Chronik des Dorfes zu schreiben. Zudem unterstützte er den späteren Bischofswerdaer Stadtchronisten Johannes Weber, der zu jener Zeit als Lehrer in Großdrebnitz das Dorf fotografisch dokumentierte. Zur Motivation der damaligen Arbeiten von Sorber und Garbe verwies Otto Heinrich später darauf, dass Bruno Barthel die Bauerngüter als Träger des dörflichen Lebens nicht behandelt hatte. Genau dies wurde zum Hauptgegenstand der Arbeiten von Sorber. Es entstand eine umfangreiche Übersicht über die Geschichte der Erbhöfe des Dorfes. Heinrich schrieb seine Chronik schließlich erst nach dem Tod Sorbers und bedauerte, dass dieser sein Werk nicht mehr hatte vollenden können, da er dafür viel besser geeignet gewesen wäre als Heinrich selbst. Sorbers Arbeiten sind durch ein Missgeschick in der Familie bis auf eine Notizensammlung verloren gegangen. Der Wert seines heimatgeschichtlichen Schaffens misst sich so v. a. im Einfluss, den er auf Garbe und Heinrich hatte, und schließlich in der Wertschätzung des kulturellen Erbes von Groß- und Kleindrebnitz.

Familie

Sorbers jüngste Tochter, Lieselotte Grützner verw. Lenzmann, war Mitbesitzerin der Fa. Lenzmann im Kleindrebnitzer Vorwerk (siehe Johann Gottfried Nake). Ungeklärt ist, ob ein verwandtschaftlicher Zusammenhang bestand zu Oscar Sorber, Mitarbeiter der Heilanstalt Sonnenstein in Pirna, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und Autor der Bücher „Geschichte der Stadt Schandau" (1876) und „Sagenklänge aus dem Sachsenlande" (1894).

Steudtner, Karl Hermann

* 23.01.1855 in Neugersdorf
† 13.12.1940 in Bischofswerda

Steudtner ging in Leutersdorf und in Zittau zur Schule. In Zittau prägte

Oskar Friedrich nachhaltig das Interesse des Jungen für die Naturwissenschaften. Steudtner wohnte zu jener Zeit im Hause Karl Gottlob Moráwek, bei dem der Heimatforscher Johann Gottlieb Korschelt, der Bibliothekar Carl Anton Tobias, Gymnasialdirektor Heinrich Julius Kämmel und der Heimatforscher Alfred Moschkau ein- und ausgingen. Moráwek weckte nicht nur sein Interesse an historischen Fragen, als Landschaftsgärtner konnte er dem Jungen auch viel botanisches Wissen vermitteln. Auf Ratschlag eines Lehrers vertiefte Steudtner ab 1872 seine botanischen Kenntnisse bei dem Naturforscher Michael Rostock, seinerzeit Volksschullehrer in Dretschen. Mit Rostock verband ihn später eine langjährige Freundschaft. Nach seiner Lehrerausbildung in Bautzen bekleidete Steudtner Dienststellen in Sohland (ab 1876) und an der Bürgerschule Bischofswerda (ab 1878). In Bischofswerda gab er auch Unterricht an der Fortbildungsschule. Steudtner lehrte Religion, Deutsch, Rechnen, Geographie, Naturgeschichte und Schönschreiben, an der Fortbildungsschule auch Zeichnen, wofür er sich 1882 bei Adolf Clauson-Kaas weiterbildete.



Die Schule an der Kirchstraße (im Bild mit dem heutigen Goethepark) ist eng mit dem Wirken der ehemaligen Bischofswerdaer Lehrer Hermann Steudtner, Johannes Weber, Friedrich Wilhelm Winkler und Frank Fiedler verbunden. Max Otto Gnauck, August Leppelt, Roland Paeßler und Johannes Weber gingen hier zu Schule.

Besonders in Bischofswerda erwarb sich Steudtner einen guten Namen als Natur- und Heimatforscher. Seine detaillierten Aufzeichnungen besitzen große Bedeutung für das Erkennen von Veränderungen in der Flora und Fauna der Oberlausitz. Von Steudtners Belegen im Oberlausitzherbar des Senckenberg Museums für Naturkunde Görlitz betreffen etwa die Hälfte das Stadtgebiet von Bischofswerda und die unmittelbar benachbarten Dörfer. Das regelmäßige Sammelgebiet reichte aber bis Bautzen mit Schwerpunkten am Valtenberg, im Wesenitztal, in Gaußig und Göda. Er bearbeitete vorrangig Gefäßpflanzen und Pilze.

Neben den pflanzenkundlichen Dokumentationen sind auch die Arbeiten zur Fisch- und Vogelfauna hervorzuheben. In Beiträgen zur Fischfauna der Wesenitz beschrieb Steudtner deren Verarmung infolge der Industrialisierung. Er stellte 15 Arten fest. Die Arbeiten zur Karpfenteichwirtschaft in Bischofswerda sind wertvolle Literatur zur ehemaligen Bedeutung dieses Wirtschaftszweigs. Hervorzuheben sind seine praktischen Hinweise für Karpfenteichwirte. Eine Folge von Beiträgen im Jahre 1921 wies Steudtner als soliden Kenner und aufmerksamen Beobachter der heimischen Vogelwelt aus. Er nannte 102 Arten mit ausführlicher Beschreibung des Vorkommens, wodurch das Ausmaß der heutigen Verarmung der Vogelfauna erkennbar wird (z. B. Feldlerche „massenhaft“, Nachtschwalbe „regelmäßig“, Wachtel „häufig“). Bemerkenswert ist seine Beschreibung des seinerzeit gemeinsamen Auftretens von Nebel- und Rabenkrähe in und um Bischofswerda. Es wird aber auch deutlich, dass die Greifvögel an Individuen- sowie Artenzahl seither gewonnen haben.

Steudtner war Mitbegründer des örtlichen Lehrervereins, in dessen Vorstand er ab 1883 für 24 Jahre mitarbeitete, des Bischofswerdaer Obstbauvereins und eines Naturheilvereins sowie Mitglied des Landesobstbauvereins. Am 10. Juli 1895 gründete der Großdrebnitzer Kirchschullehrer Bruno Barthel den Bezirksverein Bischofswerda des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde, den Steudtner viele Jahre leitete. Anlässlich des 25-jährigen Gründungsjubiläums hielt er als Vorsitzender einen vielbeachteten Vortrag zu Bakterien. 1899 gründete Steudtner den Naturwissenschaftlichen Verein. Er verfasste wichtige Beiträge zur Stadtgeschichte von Bischofswerda, darunter eine unvollendete Fortschreibung der Stadtchronik, und erwarb sich besondere Verdienste um die Bewahrung des Andenkens an den Heimatforscher Ernst Emil Wustmann und an den Komponisten Johannes Pache, dessen Vater, Emil Pache, sein Lehrerkollege in Bischofswerda gewesen war. Als jahrzehntelanges Mitglied im Bischofswerdaer Promenadenausschuss beteiligte sich Steudtner an der

Gestaltung des heutigen Goetheparks unter Leitung des Dresdner Gartenkünstlers Max Bertram. Ein Teil seines Nachlasses befindet sich im Stadtarchiv Bischofswerda.

Literatur
Frank Fiedler: „Historische Teichwirtschaft im Raum Bischofswerda". Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 3, 1998, S. 41–49
Frank Fiedler: „Zu den Veränderungen der Fischfauna in der ehemaligen Äschenregion der Wesenitz (1591–1989)". Sächsische Heimatblätter 2, Verlag Klaus Gumnior Chemnitz, 2003, S. 127–133

Weber, Johannes
* 11.11.1905 in Dresden
† 02.02.1982 in Bischofswerda

Weber war der Sohn eines Bahnangestellten. Die Familie kam in seinem sechsten Lebensjahr nach Bischofswerda, als der Vater hierher versetzt wurde. Der Sohn besuchte die Volksschule und anschließend das Lehrerseminar. Nach einer elfjährigen Tätigkeit an der Dorfschule in Rackel bei Bautzen kehrte er als Lehrer an die Schule in Bischofswerda zurück. Weitere Stationen seines Berufslebens waren Großdrebnitz und bis zum Erreichen des Rentenalters 1970 die Sonderschule Bischofswerda. Besondere Beachtung in seinem heimatgeschichtlichen Schaffen verdient die maschinengeschriebene Chronik „Aus der Geschichte meiner Heimat"



An der Schule in Großdrebnitz (links von der Kirche) lehrten Bruno Barthel, Willy Sorber, Johannes Weber und Frank Fiedler.

mit dem Schwerpunkt Bischofswerda. Ab 1970 verfasste Johannes Weber auf der Grundlage seiner reichhaltigen Materialsammlung das vierbändige Werk in dreifacher Ausführung. Umfang und Gehalt der Arbeit stellen ihn in eine Reihe mit den bekannten Chronisten der Stadt Bischofswerda, wie beispielsweise Karl Wilhelm Mittag. Neben lokalhistorischen Themen schrieb Weber auch Beiträge zur Regionalgeschichte (z. B. „Die Oberlausitzer Grenzurkunde von 1241", „Zur 4. Deutschen Kunstausstellung in Dresden", „Die Schifffahrt auf der Elbe"). Er war Redaktionsmitglied und regelmäßiger Autor der von 1956 bis 1962 erschienenen heimatgeschichtlichen Monatsschrift „Der Spiegel – das kulturelle Leben im Kreis Bischofswerda". Weber war vielseitig interessiert und begabt. Er erstellte umfangreiche Fotodokumentationen als Diareihen, beispielsweise zu Bischofswerda mit einer speziellen

Reihe zum Napoleonstein, Geißmannsdorf, Rammenau, Großdrebnitz und zum Klosterberg, schrieb Gedichte, löste gern mathematische Probleme, spielte Klavier und komponierte zur eigenen Freude. Auf Initiative von Frank Fiedler wurden mehrere seiner Arbeiten im „Schiebocker Landstreicher" gedruckt.

Literatur
Frank Fiedler: „Johannes Weber zum 100. Geburtstag – Ein bedeutender Chronist Bischofswerdas". M. Hüsni, A. Mikus (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 1, Burkau 2006, S. 9–10

Winkler, Friedrich Wilhelm

* 24.01.1863 in Jahnshorn
† 21.03.1918 in Bischofswerda

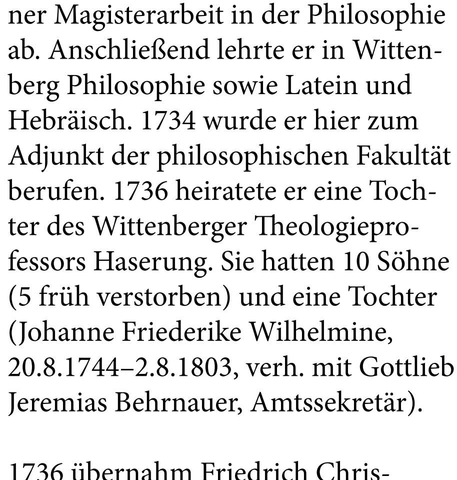
Winkler war der Sohn eines einfachen Bauern. Er gehörte neben Bruno Barthel und Hermann Steudtner zu jenen Lehrern im Bischofswerdaer Land, die sich um 1900 um die heimat- und naturkundliche Forschung besonders verdient gemacht haben. Seine bekanntesten Arbeiten sind in dem Lesebuch „Unsere Heimat – die Lausitz" zu finden. „Ein Schreckenstag für Bischofswerda", der sich auf das Wüten einer kroatischen Heerschar am 7. Oktober 1631 bezieht, wurde am 5./6. Oktober 1991 in der Sächsischen Zeitung nachgedruckt. Weitere Schriften betrafen den Stadtbrand von 1813, die „Lage und Gründung der Stadt Bischofswerda", die Botanik und eine Beschreibung betrieblicher Arbeitsgänge in der Tuchfabrik Großmann-Herrmann. In vielen Arbeiten thematisierte er das Leiden der einfachen Menschen im Krieg. Beispielsweise beschrieb er die Carlowitz'sche Fehde im Zusammenhang mit dem Testament des Bischofs Nicolaus II. von Meißen, in dessen Folge das Amt Stolpen 1559 in den Besitz des Kurfürsten August von Sachsen gelangte und das damit die Reformation übernahm. Darüber hinaus sind mehrere Arbeiten Winklers im „Gebirgsfreund" in Zittau erschienen. In Bischofswerda arbeitete er im Naturwissenschaftlichen Verein und im hiesigen Bezirksverein des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde mit. Winklers Heimatverständnis wird deutlich in dem Zitat: „Doch ob reich oder arm an Schönheit oder Fruchtbarkeit deine Heimat sei, habe sie lieb und halte sie wert. Sie ist ein Heiligtum mit dem großen Zeltdach des Himmels darüber und das Stückchen Erde, das deine Eltern und dich trägt und ernährt."

Literatur
Frank Fiedler: „Unvergessen – dank seiner Beiträge in einem heimatkundlichen Lesebuch. Dem Bischofswerdaer Oberlehrer Wilhelm Winkler zum Gedenken". Sächsische Zeitung, Ausgabe Bischofswerda, 9./10.01.1993, S. 11
Uwe Fiedler: „Winkler, Friedrich, Wilhelm". Mathias Hüsni (Hrsg.), Schiebocker Landstreicher, H. 3, Burkau 2008, S. 145–146

Die Oberlausitzer Familie Baumeister

Pädagogen, Theologen, Juristen, Mediziner und Militärs in Görlitz, Bautzen, Bischofswerda, Breslau, Glogau, Barby, Bunzlau, Dresden, Herrnhut, Hirschberg, Kleinwelka, Niesky, Reibersdorf, Taubenheim, Uhyst und Zittau

(1) Die Oberlausitzer Familie Baumeister wurde durch den am 17. Juli 1709 in Körner im Fürstentum Gotha als Sohn eines Pfarrers geborenen **Friedrich Christian Baumeister** begründet. Er besuchte von 1722 bis 1727 das Gymnasium in Gotha. Seine Studien der Philologie, Philosophie und Theologie in Jena sowie ab 1729 in Wittenberg schloss er 1730 mit einer Magisterarbeit in der Philosophie ab. Anschließend lehrte er in Wittenberg Philosophie sowie Latein und Hebräisch. 1734 wurde er hier zum Adjunkt der philosophischen Fakultät berufen. 1736 heiratete er eine Tochter des Wittenberger Theologieprofessors Haserung. Sie hatten 10 Söhne (5 früh verstorben) und eine Tochter (Johanne Friederike Wilhelmine, 20.8.1744–2.8.1803, verh. mit Gottlieb Jeremias Behrnauer, Amtssekretär).





1736 übernahm Friedrich Christian Baumeister das Rektorenamt des Gymnasiums in Görlitz („Augustum“). Er wirkte hier fast 50 Jahre. 1738 war er Mitbegründer der Beiträger-Bibliothek. Zu seinen Schülern gehörten Christian Adolph Klotz sowie Vorfahren von Ernst Giese. Mit seinen philosophischen Schriften hat er sich um die Verbreitung der Ideen der Aufklärung, insbesondere von Christian Wolff, große Verdienste erworben. Viele der Werke wurden bei Siegmund Ehrenfried Richter gedruckt. 1758 logierte Friedrich der Große nach der Schlacht von Hochkirch im Gartenhaus Baumeisters in der Heilig-Grab-Straße 20 (27.-30.10., 16./17.11.). Er starb am 8. Oktober 1785 in Görlitz.



Bischofswerda im 18. Jahrhundert: Vor der Kirche (A) befand sich die Superintendentur (N). Hier wirkten der Vater von Christian Adolph Klotz und Gottlob Ernst Ottomar Baumeister.

(2.1) **Christian Friedrich Baumeister** (12.6.1737–30.9.1798) besuchte das Görlitzer Gymnasium seines Vaters. Das Studium seit 1756 an der Universität Leipzig schloss er 1760 als Dr. med. mit der Arbeit „de therapia perjucunda“ bei Anton Wilhelm Plaz ab. 1772 wurde er Landesphysikus für Görlitz, Zittau und Lauban. Er redigierte medizinische Beiträge für die Lausizische Monatsschrift und war Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Seit 1770 war er verheiratet mit der Arzttochter Christiane Friederike geb. Geißler. Sie hatten fünf Kinder: Ottomar (12.2.1771–8.8.1773), Christiane Friederike (* 29.1.1774, verh. mit Hanns Salomo Friedrich Lingke, Oberamtsadvokat in Görlitz), Friedrich Ottomar (* 29.7.1776, Standartenjunker im kursächsischen Kürassierregiment, von Kaiser Franz II. 1792 in den Adelsstand erhoben), Karl Friedrich (* 26.4.1778), Ernst Friedrich (* 26.8.1785).

(2.2) **Gottlob Ernst Ottomar Baumeister** (* 12.1.1739 Görlitz, † 11.5.1797 Bischofswerda) besuchte das Görlitzer Gymnasium seines Vaters und studierte ab 1758 Theologie und Philologie an der Universität Leipzig, u. a. bei Johann August Ernesti. 1762 wurde er Hofmeister in Eisleben, 1767/1768 kam er als Sekretär von Superintendent Johann Georg Klotz nach Bischofswerda. 1769 wurde er hier Diakon, 1777 Archidiakon, 1788 Pfarrer und Superintendent. Er war verheiratet mit Rahel Christiane geb. Hofmann.

(2.3) **Karl August Baumeister** (* 21.8.1741 Görlitz, † 8.8.1818 Herrnhut) besuchte das Görlitzer Gymnasium seines Vaters und studierte ab 1761 in Wittenberg und ab 1763 in Leipzig Theologie. Ab 1764 war er Hauslehrer in Königsberg bei einer mit der Brüdergemeine verbundenen Familie. 1769 kam er nach Görlitz zurück, wo er am Gymnasium unterrichtete. 1774 wurde er Hilfsprediger in Taubenheim, 1779 Schlossprediger und Lehrer sowie 1782 Inspektor im Seminar der Brüdergemeine in Barby, 1789 Prediger in Niesky und 1792 Prediger in der Brüdergemeine Kleinwelka. Seit 1779 war er mit Johanne Elisabeth geb. Claviere (* 13.2.1744 Genf, † 9.11.1801 Kleinwelka) verheiratet. Sie hatten drei Töchter. 1797 wurde er zum Direktor des Pädagogiums in Uhyst berufen. 1801 ging er als Prediger nach Herrnhut, 1814 wurde er dort Bischof.

(2.4) **Samuel Gottfried Baumeister** (* 12.9.1750 Görlitz) besuchte das Görlitzer Gymnasium seines Vaters und studierte ab 1770 in Leipzig Jura. Ab 1774 war er Amtsassessor in Reibersdorf. 1777 promovierte er in Erfurt zum Doktor beider Rechte (weltlich und kanonisch, Doctor iuris utriusque). Ebenfalls 1777 wurde er zum Amtsdirektor in Reibersdorf ernannt. 1796 legte er sein Amt nieder und praktizierte in Zittau.

(3.2.1) **Friedrich Wilhelm Ottomar Baumeister** (* 1774 Bischofswerda, † 24.01.1828 Glogau) besuchte das Gymnasium Görlitz. 1794 promovierte er an der Universität Leipzig bei Christian Gottlob Biener. Im April 1796 wurde er als Advokat in Görlitz zugelassen und im Dezember desselben Jahres als Aktuar am kurfürstlichen Amt in Görlitz angestellt. Am 25. März 1799 heiratete er in Bautzen Antonie Juliane geb. Petschke († nach 1802), eine Tochter des Oberamtskanzlers Karl Ehrenreich Petschke. In zweiter Ehe war er mit Charlotte Gottliebe geb. Petschke († 1849) verheiratet. Seit 1804 war er Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1807 diente er als Amt-Vize-Sekretarius unter Amtshauptmann Ernst August Rudolph von Kyaw. 1808/1810 war er Sekretär der OLGdW, 1813 Sekretär im Amt Görlitz. 1815 kam Görlitz von Sachsen zu Preußen. Bei seinem Wechsel 1817 als Oberlandesgerichtsrat nach Glogau schenkte er dem Görlitzer Gymnasium 2000 in der Oberlausitz gesammelte und nach Linnés System geordnete Pflanzen sowie 300 Mineralien. Seinem Sohn Georg Ottomar, später ein bekannter Klaviervirtuose, erteilte er den ersten Musikunterricht. Jener folgte ihm wie ein weiterer Sohn an das Oberlandesgericht Glogau.

(3.2.2) **Ernst Ferdinand Baumeister** (* 5.4.1779 Bischofswerda, † 28.6.1849 Dresden) besuchte die Gymnasien Görlitz und Bautzen und studierte Jura an der Universität Leipzig, wo er als Sekretär der Lau-

sitzer Predigergesellschaft wirkte. Ab 1801 war er Advokat, 1802 Aktuar am Stadtgericht und 1808 Stadtschreiber in Görlitz, wo er auch der Freimaurer-Loge „Zur gekrönten Schlange“ angehörte, 1810 Sekretär am Oberamt der Oberlausitz in Bautzen, 1812 Vize-Kanzler und 1821 Oberamtsregierungsrat in Bautzen. 1818 nahm er an der Weihe der von Gottlob Friedrich Thormeyer errichteten Kirche in Bischofswerda teil. 1830 wurde er zum Hof- und Justizrat in Dresden und 1831 zum Geheimen Justizrat am sächsischen Justizministerium unter Julius Traugott von Könneritz ernannt. 1838 erhielt er den sächsischen Civilverdienstorden. Er war seit 1804 verheiratet mit einer Tochter von Stadtrichter Christian Matthäus Friedrich Giese, einer Tante von Ernst Giese. Ihre Tochter Marie heiratete Major von Gößnitz.

(4.2.1.1) **Georg Ottomar Baumeister** (* 27.10.1800 Görlitz, † nach 1872 Breslau) besuchte unter Carl Gottlieb Anton das Gymnasium Görlitz. In Görlitz erhielt er von seinem Vater auch den ersten Musikunterricht. Johann Gottlob Schneider unterrichtete ihn ebenfalls. 1815 kam Görlitz von Sachsen zu Preußen. Während des Jura-Studiums in Breslau ab 1818 freundete er sich mit Carl Schnabel an und beteiligte sich an dessen Winterkonzerten. 1821 wurde er in Berlin Mitglied der Singakademie von Carl Friedrich Zelter. Er publizierte eigene Kompositionen bei C. G. Förster in Breslau. 1826 erhielt er eine Anstellung als Oberlandesgerichtsassessor in Glogau, 1829 wurde er Direktor des Land- und Stadtgerichts Hirschberg, 1832 Oberlandesgerichtsrat in Breslau und 1846 Mitglied des Oberzensurgerichts. Zusammen mit Christian Friedrich Koch gab er das „Schlesische Archiv für die praktische Rechtswissenschaft“ heraus. 1872 trat er als Wirklicher Geheimer Oberjustizrat in Breslau in den Ruhestand. Sein Sohn Ottomar studierte an der Landwirtschaftlichen Akademie Proskau.

(4.2.1.2) **Gustav Maximilian Baumeister** (* 17.1.1802 Görlitz, † nach 1852) besuchte unter Carl Gottlieb Anton das Gymnasium Görlitz, war Oberlandesgerichtsreferendar in Glogau, 1827 Stadtgerichtsassessor in Bunzlau, 1830 Assessor und Aktuar am Inquisitoriat Görlitz und damit zuständig für Görlitz, Lauban, Rothenburg, 1834 (bis 1840) Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften (Abteilungen Rechtswissenschaften, Geschichte), 1835 Kriminalrichter, 1836 Inquisitoriatsdirektor, 1837 Land- und Stadtgerichtsrat in Görlitz, 1840 Kriminalrichter am Inquisitoriat Breslau.

(4.2.1.3) **Paul Friedrich Hugo Ferdinand von Baumeister** (* 4.7.1821 Glogau, † 24.7.1887 Bad Reinerz) war Major und wurde nach dem Krieg 1870/1871 in den erblichen preußischen Adelsstand erhoben.